
HD WIDENER
HW AHPV %

Maurus Jókai:

Die Freiheit unter dem Schnee.

Erster Band.

Die

Freiheit unter dem Schnee

oder

das grüne Buch.

Historischer Roman

von

Maurus Jókai.

Erster Band.

Preßburg & Leipzig.
Verlag von Carl Stampfel.
1879.

I.

Die Rosen des Schneefeldes.

Der Sturmwind hat die Wege verschneit. Bis an die Knöchel waten die Pferde im Schnee. Das dunkle Laub der Tannen beugt sich unter der Last der Flocken, an den dünnen Zweigen des Unterholzes aber ist das von der Sonne geschmolzene Eis wieder in dichten Schichten angefroren, und wenn der Wind durch den Wald streicht, erklingt das eisbedeckte Laub wie ein zauberisches Glockenspiel.

Unter rasch vorüber fliehenden Wolken taucht manchmal der Vollmond auf, dann aber, als hätte er genug gesehen, verbirgt er sich wieder eiligst unter gespenstischen Nebeln; das Sausen des Windes durch den Wald gleicht dem Zittern der fieberfröstelnden Natur.

Auf unwegsamer Ebene, durch den in Schnee gehüllten Wald zieht in später Nacht eine Reiterschaar. — Die langmähnigen kleinen Pferden erwittern mit vorgebeugten Nacken den Weg; an den zottigen Pelzmützen, an den langen, zurückgehängten Lanzen erkennt man die Donkosaken.

Sie reiten im regelrechten Kriegszuge. An der Spitze das Piket mit aufgezogenen Carabinern im Arm, nach ihnen eine Abtheilung, dann eine Kanone mit sechs Pferden bespannt, dann ein ganzer Schwarm und wieder eine Kanone, auf der die Artilleristen sitzen. Hinter diesen abermals eine Schaar Berittener und wieder eine sechsspännige Kanone. An dieser aber fehlt bereits das Rohr. Eine menschliche Gestalt ist an seine Stelle befestigt. Der Kopf der Menschengestalt hängt nach hinten herum, und wenn das Mondlicht hie und da hervorblickt, sieht man ein von

Pein verzerrtes Gesicht, von dem jedes Barthaar abgeschnitten ist — vielleicht auch abgerissen. Auch das Haupthaar fehlt. Mund und Augen sind weit geöffnet. Eine grobe Pferdedecke ist über den Körper hingeworfen unter ihm befestigt. Der Zipfel hängt in den Schnee herab. Der herabhängende Lappen läßt von Zeit zu Zeit einen Blutstropfen in den Schnee fallen, ein Zeichen daß der Mann noch lebt; er blutet noch. Der Blutstropfen im Schnee verwandelt sich plötzlich zu einer Rose.

Eine rothe Blume im weißen Schneefelde. Die Gespenster-Procession wird vom Nebel verhüllt.

Weiter abseits, immerfort auf den Spuren der Reiterschaar trabt auf langmähnigem breitköpfigen Rosse eine Mannsgestalt. Den Oberkörper umhüllt ein dichter Pelz, der Kopf ist mit einer pelzverbrämten Czamarka bedeckt, der lange Schnurrbart mit Reif übersäet. Er reitet vorsichtig, langsamen Schrittes, als suchte er etwas auf dem Boden. Dann, so oft er die rothe Rose im Schnee erblickt, steigt er vom Roß herab, kniet nieder und mit einem goldenen Löffel hebt er den in Krystall verwandelten Blutstropfen auf und verbirgt ihn in einem emaillirten Reliquienkästchen. Nun trabt er wieder weiter — bis zum nächsten Blutstropfen.

Der Weg führt ununterbrochen durch einen Urwald.

Es ist der Wald von Bjelostok. Anderwärts in Europa gibt es keinen Auerochsen mehr. Dieser Wald entspricht ihm noch. Da ist noch keine Axt laut geworden. kein Anderer als der Gewittersturm fällt hier die Bäume. Ein Wald erwächst aus der Verwesung des andern. Buchen, Eichen, Linden wetteifern mit der hochgestreckten Tanne. In tiefer Nacht widerhallt das Gekreisch des Luchses, das Gebrüll der Auerkuh, die ängstlich nach dem säugenden Kalb ruft. Nur kein Menschenlaut ist vernehmbar. Hier wohnt Niemand. Wäre der Weg, der durch den Wald führt, keine Heerstraße — das Gestrüpp hätte ihn längst überwachsen.

Die Blutstropfen führen den Reiter immer weiter und weiter. Jetzt erscheinen sie nur von Zeit zu Zeit in weiteren Zwischenräumen, endlich ist auch die letzte Rose

verschwunden — blos das Kanonengeleise bezeichnet den Weg. Der Reiter trabt auch auf diesem fort.

Der an die Laffette gebundene Mensch ist gewiß schon gestorben. Wenn er gestorben ist, wird man ihn sicherlich irgendwo begraben.

Auf den unermeßlichen menschenleeren Wald folgen Städte. Auch in diesen wohnt keine menschliche Seele. Am Ufer eines großen Flusses zwei gegenüberliegende Städte, welche auf den Landkarten des vorigen Jahrhunderts noch als befestigte Städte erscheinen, heute aber nur mehr als Ruinen bezeichnet werden. Damals wurden sie noch mit Namen genannt, ich glaube Kazimir und Jwanowicze; heute ist ihr Name nur mehr Ruine. Zerstörte Mauern, Schutt und Trümmer auf Schritt und Tritt. Auf Plätzen und Straßen ragen Nesselstauden aus dem Schnee, brombeerbewachsene Castelle, Kirchen und Tempel mit Strauchgekrönten Dächern. Der große Fluß ist zugefroren, aus dem Eise erheben sich noch Pfeilerreste der halbverbrannten Zugbrücke — neben ihnen führt der Weg über das Eis.

Der einsame Reiter folgt auch hier den Spuren. In der Mitte des Flußes wird sein forschender Trab plötzlich durch eine frische Wake unterbrochen.

Daß sie erst gebrochen wurde, beweisen die umherliegenden Eisstücke, an deren Stelle noch keine frische Kruste tritt. Die Eisspalte ist länglich viereckig — wie ein offenes Grab. Darneben der Schnee ist durch dichte Fußspuren niedergetreten, und nicht weit davon, auf der glatten Schneefläche, zeichnen sich die Formen einer Menschengestalt ab, die das Gesicht nach unten gekehrt dort gelegen sein mußte. Hier hat man Jemand im Wasser begraben. Sie ließen ihn hinab unter's Eis (ein sicheres Begräbniß), der Riemen trägt ihn dann ruhig hinab in's Meer.

Der Reiter hob sich an dieser Stelle aus dem Sattel. Er kniet vor der Eishöhle nieder, nimmt die Mütze von dem Haupt und murmelt etwas: — vielleicht ein Gebet. In das Wasser fällt ein Tropfen: — vielleicht eine Thräne. —

In diesem Augenblicke leuchtet der Mond in vollem

Glanze herab. Der Kopf des Mannes wird sichtbar, ein Kopf, den man, ein Mal gesehen, nicht mehr vergessen konnte. Eine hohe Doppelstirn, in deren Mitte das Haar hineingewachsen. Es ist bereits grau, in's Röthliche spielend und glatt zurückgestrichen. Das Antlitz mager, nervig, Backenknochen und Kinnlade hervorstehend, eine kühn gebogene Nase, tiefliegende Augen, der zausige Bart ist nach vorne gewöhnt — das ganze Antlitz der Typus verbissenen Schmerzes, versteinerter Klage. Der Mond verbirgt sich wieder unter Wolken. Dichter träger Nebel senkt sich auf die Gegend. Urwälder und Ruinen verschwinden — die Reitergestalt wird zum Schatten. Durch den dichten Nebel in tiefer, waldfinsterer Nacht klingt, saust und braust es unheimlich seltsam. — Vielleicht ist es der Ur, der sein Junges ruft — oder vielleicht singt Jemand: „Bože coš Polske". —

II.

Nebelbild.

Um dieselbe Zeit als der Wanderer im Bjelostoker Walde die blutigen Schneerosen am Wegsaume sammelte, bereitete sich ein anderer Mann an den fernen Ufern des Schwarzen Meeres zu einer langen, weiten und eiligen Reise. Die beiden Männer eilen dem gleichen Ziele entgegen. Sie haben einander nie gesehen, nie hat Einer des Andern Namen gehört — sie haben nie Briefe mit einander gewechselt, dennoch weiß Jeder von ihnen, daß der Andere existirt, daß Jener mit ihm zusammentreffen will, und daß diese Zusammenkunft zum bestimmten Tage erfolgen muß.

Der erste der Männer hat vielleicht einen kürzeren Weg, aber er kann nur langsam reisen. Er muß bevölkerte Städte meiden, die Nächte zu seinem Wege benützen, die Tage in abseits gelegenen Csarden zubringen. — Der Weg des Zweiten ist länger und widerwärtiger, aber er hat nur den

Kampf mit Göttern zu bestehen, mit den Göttern der Erde, des Wassers, des Feuers und der Luft, die zu besiegen sind; das fünfte Element — der Mensch — ist ihm willfährig zu Diensten. Der Reisende trägt die Uniform eines Obersten. Seine niedrig gerathene Figur vergrößert er durch den hoch getragenen Kopf und durch die Elasticität seines Schrittes. — An diesem Schritt erkennt man ihn unter jeder Maske. Das kurzgeschnittene Haupthaar umrahmt eine breitgewölbte Stirn, — so oft der Mann spricht, tanzen die schwarzen Augenbrauen fortwährend. Jede Gesichtsmuskel nimmt Theil an seinem Gespräche — ja, dieses Gesicht kann auch dann noch sprechen, wenn die Lippe schweigt.

Es ist der vollständige Gegensatz zu dem Antlitze jenes anderen Mannes. Jenes verbirgt unbewegt jede Empfindung, dieses verräth im Vorhinein jeden Gedanken. Während der fünf Minuten, welche er mit dem Jemzsik unterhandelt, versucht er an seinem Zuhörer von der Schmeichelei bis zur Wuth die ganze Stufenleiter der Ausdrücke, wie auf einer neuen Violine. Die Hände sind forwährend in Bewegung. — Fünf Finger hält er dem Bauer unter die Nase, schlägt ihn an die Schulter, stößt ihn in den Bauch, nimmt ihn beim Brustlatz, schüttelt ihn, dann umarmt und küßt er ihn wieder, streichelt ihm liebkosend den Bart, den er bald wieder anfaßt und zaust, dann stößt er den Bauer wieder von sich und endlich reicht er ihm die Feldflasche zum Trinken, höchst wahrscheinlich handelt es sich aber um nichts weiter, als ob der Weg nach Jekaseviroslaw fahrbar ist.

Denn wenn im Bjelostoker Walde noch hoher Schnee liegt und auf der Eisdecke des Niemen Kanonen fahren, tritt in der Dnjeper- und Dongegend schon Thauwetter ein, uud die ganze Ebene ist ein Meer, aus dem die rohrumzäunten Schilfhütten wie einzelne Inseln auftauchen. — An jede Hütte ist ein Kahn aus einem Weidenbaum befestigt, das lebensgefährliche einzige Verkehrsmittel zur Frühjahrszeit, auf welchem der Hauswirth zur Weide hinausgeht, nach den Rindern und dem Gestüt zu schauen.

So weit das Auge im Umkreis reicht, dehnt sich endlos die rothbraune Ebene. Rohr, Unkraut und Schilf haben ihr winterliches dürres Laub noch nicht abgeschüttelt, es spielt jetzt in's lautere Roth mit den Weidentrieben, die der Abendhimmel selbst feurig beleuchtet. Das wetterkündende Abendroth setzt die zerstreuten Schafwölkchen in Flammen, welche den inzwischen hervorlugenden Himmelsbau topasgrün erscheinen lassen. In Myriaden durchschwirrt das Wassergefieder die Luft und rastlos erfüllt es die Ebene mit seinem Geräusch. Hoch oben zieht ein Schwarm Schwäne vorüber, golden gefärbt von der untergehenden Sonne, die halb unter dem Horizonte versinkend ihre Strahlengarben den flatternden Wolken zusendet — ein verscheidender König von Purpurlappen und Gold umringt.

Und die ganze unendliche Ebene entlang zieht sich nur ein einziger Weg, mit Weidenstangen gedielt wie eine Brücke. Auf diesem muß sich der Reisende forthelfen, — denn hier gibt es kein Ausweichen.

Wenn man den Fluß verlassen hat — verschwindet auch jede menschliche Behausung. Nur das Schmiedefeuer einer Zgieunercolonie, die noch an einer Hügellehne nistet, versendet im Abendnebel weithin ihr Licht. Bald wird auch dies vom sinkenden Nebel begraben und dann holpert der dreispännige Karren des Reisenden bei Mondbeleuchtung weiter — ein Kurgan, der sich hie und da in der Steppe erhebt, ist das einzige Zeichen, daß hier einmal Menschen lebten — ein Volk.

Jene Tschudas auf dem Hügelscheitel waren ihre Götter. Steinklötze, mit rohgemeißelten Menschenköpfen, verkünden weit hinab bis zum Amur, den einstigen Bestand eines untergegangenen Volkes, das nicht einmal seinen Namen hinterlassen, nur seine Götter, welche das neue Volk „Tschuda“ nennt (gleich dem ungarischen Worte csuda, das Wunder bedeutet).

Für die Nacht wird der Reisende in die Herberge eines Czabanen verschlagen, der sich zufälligerweise in der Nähe des Weges seine Höhle gegraben hat, umgeben von der zahlreichen Heerde seiner Schafe.

Der Reisende bemerkt in seinem Tagebuche: das um die Kurgane wohnende Hirtenvolk ist elend, dumm und riecht nach Käse. — Des Morgens läuft der Karren mit seinen glockenbehangenen Pferden immer weiter und weiter, bis ihm der überflutende Dnjeper Halt gebietet. Hier heißt es den Kahn benützen, das ist das einzige Verkehrsmittel. Zum Glücke ist der Strom hoch genug geschwollen, um den Kahn über die berüchtigten Wasserfälle des Herodot zu führen, ohne ihn an den Felsen zu zerschellen. Nur vor dem Letzten möge der Fährmann den Reisenden bewahren. Das ist der Nyenaschiketz (der Unersättliche). Dort ist es nicht gerathen, beim abendlichen Mondlicht Gott zu versuchen. — „Es muß sein!“ befiehlt der Reisende. — Er hat Eile. — Das ist was Anderes. Das „muß sein“ kennt keine Unmöglichkeit. Darauf gibt es nur die eine Antwort: „seisas“ (sogleich). Dies eine Wort charakterisirt das ganze Volk. Er gelangt auch über den letzten Wasserfall, der Kahn zerschellt, aber Fährmann und Reisender schwimmen an's Ufer. Den Rest der Nacht verbringen sie in einer Fischerhütte. Der Reisende bemerkt hierauf in seinem Tagebuche: daß das am Dnjeper wohnende Schiffer- und Fischervolk elend, dumm ist und nach Fischen riecht.

Am jenseitigen Ufer ist das Land der Zaporogen, die auch ihren Namen von den Wasserfällen entlehnt haben, „zaporogi“, neben Wasserfällen Wohnende. Hier ist die Reise nur auf dem Pferdesattel möglich. Die Nacht bringt den Reisenden an die „Szetsa“, die ein Dorf sein soll. Die Häuser sind Erdhöhlen mit rasenbedeckten Dächern: man nennt sie „kurenyi“. Der Reisende, nachdem er mit dem Zaporogen getrunken und gesungen, bemerkt in seinem Tagebuche, daß die Bewohner der „kurenyi“ elend, dumm sind und nach Wagenschmiere riechen.

Das erste Geschäft des Zaporogen ist, seine neue Gewandung mit Theer zu tränken, um sie dauerhaft zu machen. Bei dem Zaporogen findet sich die erste Spur der Sehnsucht nach Freiheit, die allerdings primitiv, aber doch immerhin etwas ist. Sie gipfelt in dem Wunsche nach der Freiheit, in

Erde erhebend, selbst am hohen Mittag empfindet man ihre Wärme nicht. Das Reich des Winters ist da. Jetzt fängt auch der Weg an sich zu bevölkern. Im Reiche des Winters herrscht frohes Leben. Ganze Schlittenreihen mit thurmhohen Lasten bewegen sich in einer Richtung vorwärts und schmuckes Herrengefährte weicht den einfachen Vasoken aus. Es ist der letzte Tag der Reise. Am Horizonte beginnt ein glänzender Streifen zu leuchten — das zugefrorne Meer. Der Streifen wird immer breiter, und wie die Sonne untertaucht, steigen am heiteren Sternenhimmel die Strahlen eines Flammenkranzes empor, und pfeilschnell eilen seine Feuergarben dem Zenith entgegen. Das ist die Morgenröthe des Nordlichts. Und von diesem zauberhaften Strahlenmeer beleuchtet, erhebt sich aus dem Schneegefilde eine Riesenstadt mit den weißen Dächern ihrer Palastreihen, den Kuppeln ihrer Kirchen und Bollwerken ihrer Festungen; Kuppeln und Basteien, alles blendend weiß. — Als wäre es das Gespenst einer Stadt, weiß auf weiß gemalt, über ihr das roseurothe Nordlicht, hinter ihr der stahlblaue Nebelschleier. — Der Reisende ist an sein Ziel gelangt. — Aber der Andere, ist auch er hier?

III.

Wie sich die Herren belustigen.

Es ist der letzte Tag der „Butterwoche". In den Straßen St. Petersburgs wimmelt es trotz grimmiger Kälte von einer geräuschvollen Menge, — heute darf man noch Fleisch essen, morgen beginnen die großen Fasten, jeder Fleischerladen wird geschlossen, durch volle sieben Wochen beherrscht das Oel die Welt. — Alles eilt, — sich heute noch satt zu essen. Der lange viereckige Heuplatz der „Szenaja Plostadt" ist heute noch die Bühne der Hungrigen. Da sind in langer Reihe vor den Fleischerbuden die erfrornen Ochsen, Hirsche, Schweine ausgestellt, auf vier Beinen im Schnee aus-

gespreitet, die erstarrten Köpfe empor gerichtet. Der Metzger sägt oder haut mit einem Beile jedes ausgewählte Stück für den Käufer ab, denn das Messer will nicht fangen an dem zu Stein erfrornen Fleische. Ganze Schichten kleinen Wildes, Haufen von Hasen, Repphühner, Fasanen, Auerhähnen, die aus fernen Ländern hiehergebracht werden, frisch erhalten vom Froste, hängen sie in ganzen Kränzen vor den Zelten. Die Bärenmetzger haben ihre eigenen Markthütten, und die Mitte des Platzes nehmen die Fischer ein, haigroße Haufen und bemähnte Seelöwen als Lockspeise darbietend. An zehntausend Käufer treiben sich um die Buden herum, zu Fuße und in klingelnden Schlitten, zum größten Theile Frauen, während alle Verkäufer Männer sind. Hier gibt es keine Höckerinnen. — Selbst die vielbegehrte Delicatesse der Butterwoche, die „Blinnis“ werden von Männern gebacken; es sind Omelette, von Butter übergossen und mit Caviar bestrichen, und die Raznocsiken sind lauter junge Bursche, die in ihren langen, in der Mitte mit einem Gurt befestigten Pelzmänteln, die Zelte umkreisen, die Körbe auf ihren Köpfen, vollgepfropft mit aller Art volksthümlichem Naschwerks, welches sie mit nimmer ermattender Kehle dem Publicum anpreisen. „Kauft Pirogo! Saikis! Kwast!“ — Die Theeschänker kochen den siedend heißen Thee in den immensen Szamovars und in den Branntweinschänken, welche das Volk „Krüge“ nennt, will die Thüre nicht stehen bleiben. Der Pirog besonders verlangt nach einem vollen Trunk. Es ist ein Fladen mit faschirtem Fleisch, Fischen, Rüben und Kraut gefüllt — ein kostbarer Bissen, und heute ist sein letzter Tag — morgen darf man nicht einmal davon träumen.

Ganz Petersburg ist jetzt auf den Straßen. Es ist ein prächtiger Märztag. Nicht der Tag der Veilchen und Lenzrosen, sondern des Rauhreifs und der Eiszapfen. Nach dem gestrigen Nordwind fiel der Thermometer auf 14 Grad. Ein herrliches Wetter. —

Um zwölf Uhr Mittags, eben als die große Glocke der Isakskirche ertönt, mengt sich neuer Lärm in das Geräusch der Stadt. Auf jener langen geraden Straße, die man den

Czarskoje=Zelo=Prospect nennt, treibt eine Schaar vornehmer Jäger einen prachtvollen Zwölf=Ender vor sich her.

Zu solcher Jahreszeit auf Hirsche zu jagen, verbietet selbst das gemeine Jagdrecht. Das neue Geweih des Hirschen ist kaum noch erwachsen, das Horn ist noch ein stumpfer Knoten von zartem Fell überzogen. Um so weniger aber ist es gestattet, eine Hirschjagd inmitten einer großen Stadt zu veranstalten, und gerade in St. Petersburg am letzten Tage der Maslicza=Woche. Aber dieser Gesellschaft scheint auch das erlaubt.

Die Jägerschaar besteht aus einem Dutzend Männer und drei Frauen. Das Dienervolk und die Meute nicht mitgezählt — es sind ihrer fünfzig. Sie wirbeln die ganze Straße vor sich her auf, so weit sie sich dehnt.

Wahrscheinlich kam es so, daß die Gesellschaft den Auftrieb im Wildparke von Czarskoje=Zelo begonnen; der Hirsch mochte ausgebrochen sein und nimmt nun seinen Weg nach der Stadt — die Gesellschaft ihm nach. Der Jagdeifer frägt nicht, welcher Weg erlaubt ist.

Das verfolgte Wild galopirt über die Fontankabrücke. Die Zollwächter lassen vergebens die Schranke vor ihm nieder, sie ist im Nu übersetzt. Da erkennen die Wächter die Jagdgesellschaft und wollen erschreckt den Schlagbaum wieder aufrichten. „Lass' sein!“ ruft der vorreitende Jäger und hierauf folgt die ganze Gesellschaft dem Beispiel des Wildes und überspringt die Schranke. Der Hirsch hat im Carrière bereits eine Hauptstraße erreicht, die schäkernde Meute überall auf seiner Spur. Die an den Straßenecken gaffenden Butesniks weichen entsetzt der Schaar aus, die vor ihnen hersprengt.

Vor der Caserne der kaiserlichen Cadetten steht ein Grenadier Schildwache. Er hält eine Flinte im Arm. Wenn er der Vernunft folgt, schießt er das galopirende Wild nieder, daß es nicht unter die Volksmenge sprengt. — Aber Casernenregel geht vor Vernunft. Die Schildwache erkennt ihren Vorgesetzten und senkt präsentirend das Gewehr. Das rebellische Wild aber kennt keinerlei Regel, es dringt gerade=

wegs auf die Wache ein und wirft sie, an die Hörner fassend, in die Luft.

Die Schildwache wird wahrscheinlich zu Boden fallen und neuerdings präsentiren. Aber jetzt hat das Wild bereits in die Querstraße eingebogen. Das ist eine der belebtesten Promenaden der Czarenstadt. Die flanirende Menge stiebt an allen Enden auseinander. Aufschreiende Frauen und brüllende Männer — bellende Hunde — einer wirft den Anderen über den Haufen, ein Schlitten überstürzt den anderen. Hirsch und Jägerschaar sprengen über hingestreckte Menschen, umgestülpte Schlitten. Das gibt eine prächtige Unterhaltung — es kann ja Niemand verletzt werden — der Schnee ist tief genug.

Jetzt verirrt sich der Hirsch auf den Heuplatz. Einen Augenblick lang staunt er, als er das riesige vom Menschengewühl erfüllte Viereck erblickt. Dann aber fällt ihm etwas in die Augen. Die in Reihen aufgestellten Hirsche vor den Wildläden. Er hält sie für ein Rudel Hochwild. Und alles Treibwild hat die Gewohnheit, sich unter den Haufen zu retten, sobald es ihn erblickt.

Also frisch los auf die Menge! Das Gebrüll, Geschrei, Gefluche wird zum Höllenlärm. Umgeworfene Buden, niedergestoßene Fleischbänke bleiben unter den Spuren des einherstürmenden Thieres. Sobald aber der Hirsch vor den Wildläden anlangt, und seine Nüstern mit raschem Instinct das Blut wittert, als er seine Zucht mit verstümmelten Gliedern vor sich sieht, geräth er plötzlich in Wuth, und mit vorgestreckten Hörnern bahnt er sich unter wildem Gebrüll den Weg in entgegengesetzter Richtung, wo er neuerdings in die Gartenstraße gelangt, und rast schnaubend direct auf den Gostinoi-Dwor zu.

Das ist eine der größten Merkwürdigkeiten Petersburgs, der Waarenbazar.

Das Gebäude des Gostinoi Dwor bildet an und für sich ein ganzes Stadtviertel, wo man vom Perserteppich angefangen bis zur diamantenen Halskette alle Kostbarkeiten der Welt vereinigt findet. Der Hirsch glaubte hier Schutz zu

finden. Alle Thüren weit geöffnet. Von den tausend Läden wählte er sich gerade die Auslage eines venetianischen Glashändlers zum Asyl. Meute und Jagdgesellschaft hinter ihm her. In dem großen säulengetragenen Saal sind Massen venetianischer Krystalle im Werthe von Hunderttausenden angesammelt, von kunstverständiger Hand zu zauberhaften Pyramiden gestapelt und die Wände ringsumher mit Spiegelgläsern bedeckt, die bis an die Decke reichen. Der unglückliche italienische Händler schrie Bankerott in seinem Schrecken, als er den Hirsch in seinen Kaufladen hereinbrechen sah, und es war ein unendlich komischer Anblick, wie der arme Signor sammt dem Fauteuil auf den Rücken fallend, seine beiden Füße abwehrend vor sich hinstreckte. — Als aber dem Thiere aus den vielen Spiegeln plötzlich eben so viel Hirsche entgegenblickten, von Rüden an der Ferse gepackt, von jagenden Reitern verfolgt, verlor es vollständig das Bischen Verstand, das es noch besessen — ließ den herumfuchtelnden Italiener, den der Veitstanz vor Schrecken ergriffen, am Platze, durchbrach die Reihen seiner Verfolger und sprengte gegen den nahe gelegenen Apprazin-Dwor, wo wieder aller alte Trödel der Welt angesammelt lag, von den aus allen Nationen der Welt durcheinandergewürfelten Mäklern, Krämern, Juden, Türken, Armeniern, Persern, Klein- uud Großrussen, Koptschen und Raskolniken, Grusen und Finnen auf das Straßenpflaster gehäuft, damit er dem Käufer mehr im Wege liege, den sie zu zwei und dreien an den Armen fassen — ihre Waaren anpreisend, die des Nachbarn verlästernd, keifend, beschwörend, belügend, betrügend, feilschend, mäkelnd in allen barbarischen Sprachen der Erde. Der Hirsch mitten hinein unter sie! — Das war nun erst die rechte Unterhaltung. Wie da die ganze Gemeinde der alarmirten Schacherer, von dem Hirschen über den Haufen geworfen, nach Allah, Jehovah, Jesus Christus und allen guten Geistern rief! — Wie all diese Frösche bäuchlings und auf allen Vieren in ihre Höhlen krochen, als die Jägerschaar und die Meute über sie hinwegsetzten, wie die polnischen Juden sich auf den Boden hinwarfen, Ach und Weh schrien, während die ganze Schaar über ihre Leiber galopirte,

und wie bei dem Ausgange das ganze rebellische Babel herausströmte, unter brüllendem Wehklagen den Anbruch des jüngsten Tages verkündend.

Der Hirsch flüchtete hinweg über die Häupter der drängenden Massen. Die Meute und Jagdgesellschaft konnte ihm auf diesem Wege nicht folgen, und es brauchte Zeit, bis die Karbatschen der Treiber und Hundejungen die lebenden Hindernisse aus dem Wege räumen konnten.

Unterdeß gewann der Hirsch Vorsprung und rettete sich auf den Boulevard des Fontankacanals, überflog die Eisdecke bis zur Häuserreihe des jenseitigen Ufers und wurde erst am Ende der Goronochajastraße von der Jägerschaar erreicht.

Hier befand sich zur Zeit unserer Erzählung (1825) ein Palast von einem großen Parke, dem Bulasky-Garten umgeben. Die große Feuersbrunst im Jahre 1862 hat ihn sammt dem Appraxin-Dwor eingeäschert, und gegenwärtig stehen die Lagerhäuser des Czarskoje-Zelo-Bahnhofes an seinem Platze.

Die Anlage ist von einem großen vergoldeten Eisengitter umgeben, durch welches sich eisumhülltes Tannenlaub drängt. Der Hirsch hält sie vielleicht für einen Wildpark. Nicht weit vom Parke und Palaste in derselben Linie liegt das große Obuchow-Spital. Fünfhundert siechende Männer und Frauen (meist Epileptische) kamen gerade von der gegenüberliegende Straße her. Sie waren zur Comunion an diesem Tage gegangen und kommen eben von der Dreieinigkeitskirche. Jetzt kehren sie nach dem Spital zurück. Wenn das scheue Wild unter diese Krüppel bricht — werden sie alle von der Fallsucht ergriffen, für sie gibt es kein Entweichen. Die gelähmten Glieder, ihre Krücken, ihr stumpfes Gehirn helfen aus keiner Gefahr. Der Schrecken allein kann den Leib tödten, in dem die Seele nur mehr ihr Sterbelager sucht.

Nur der Chorus eines erschütternden Wehrufs ertönte von der ohnmächtigen Menge her, welche, wie vom Banne ergriffen, erstarrt vor der unbegreiflichen Attaque steht. — Die Krankheit mattet nicht nur die Füße, sondern auch den Kopf.

Aber trotz alledem: „Hussa! voran!"

Wie nun das verfolgte Thier an dem Hauptthor des Bulavski-Gartens vorbeistürmt, kracht ihm aus dem Thore ein Schuß entgegen. Der Hirsch springt auf den Schuß zur Seite, wirft seine Hörner in den Rücken, dann sinkt er in die Sprünge, und sich noch einmal aufraffend, zieht er mit blutender Nase breite Furchen im Schnee, — dann aber streckt er sich verscheidend hin — den Kopf mit dem blutigen Geweih an die Thorschwelle legend, wie zum Danke für Jenen, der ihn mit einem wohlgezielten Schuße von seinen Verfolgern befreit.

Die Unterhaltung der Jagdgesellschaft war verdorben.

IV.

Keine Neßen . . .

Unerhörte Kühnheit — die Unterhaltung der hohen Herren so unliebsam zu stören!

„Wer hat diesen Schuß gethan?" rief der voranreitende Cavalier, indem er die drohend geschwungene Peitsche knallen ließ.

Die Meute stürzte wüthend auf das geöffnete Thor zu, aus welchem der Schuß hervorgebrochen; auch die Rüden waren in ihrer Jagdehre verletzt.

Die Frage war in russischer Sprache gestellt, und die Geste paßte genau dazu, obgleich das Antlitz des Ritters nach fanzösischer Art ganz glatt rasirt war, während alle Andern halbe Backenbärte trugen.

„Ich war so frei!" antwortete eine Frauenstimme, und unter den Tannen, deren Zweige sich über dem Thore umschlangen, trat eine Frauengestalt hervor, stattlich, schlank wie die Amazonen der Heldensage „Kalevala", das längliche, blasse Antlitz wird von dem röthlichblonden frei herabfallenden Haar wie von einer Löwenmähne umflutet, eine feine, grade Nase, die aufgeworfenen Lippen erinnern an

die Figuren der Niobe-Gruppe, während man beim Anblicke dieser großen flammenden Augen voll hinreißenden Zaubers eine Peri-Erscheinung aus der „Sakuntala" vor sich zu sehen glaubt. — Eine Fee, die den Mythos dreier Himmelsstriche in sich vereinigt.

„Ich habe es gewagt!" sagte die Frau, welche allein, ohne alle Begleitung hervortrat. Und mit der linken Hand die anstürmenden Hunde leicht abwehrend, erhob sie die Pistole in der Rechten und legte auf den Frager an. „Auch habe ich noch einen Schuß für Sie, wenn Sie die erhobene Peitsche nicht sinken lassen."

Die Hunde umschnupperteu demüthig die Frauengestalt, welche sie einen Moment vorher noch zerreißen wollten, und auch der Cavalier war dem Zauber nicht unzugänglicher, als die Meute. Die Peitsche in seiner Hand umkehrend, präsentirte er sie grüßend und antwortete nunmehr französisch, in der Sprache der russischen vornehmen Gesellschaft: „Es ist nicht nöthig, Madame, daß Sie zur Schußwaffe greifen, da Sie in Ihren Augen zwei so mächtige Feuerwaffen besitzen." Der Cavalier verrieth die Versailler Schule, wo man mit Complimenten Krieg zu führen und mit Galanterien den Rückzug zu decken weiß.

Der andere Theil der Jagdgesellschaft war jetzt gleichfalls unter dem Thore angelangt.

Die Herren, als sie sahen, mit wem der erste Cavalier spricht, hielten ihre Reitpferde zurück, als wollten sie bei dem Gespräche nicht zugegen sein, nur ein älterer Herr, an dessen Pelzrock ein Diamantenbesetzter Orden glänzte, trat näher. Eine der Frauen galopirte direct auf das Thor zu und blieb dort gegenüber der anderen stehen. Nur das erschossene Wild trennte sie von einander.

Die Reiterin trug eine blaue, mit Fuchspelz verbrämte Jacke und gleichfarbige Mütze, unter welcher das reiche lichtblonde Haar in Ringellocken à l'anglais auf die Schultern fiel. Das Antlitz war bis an die Augen von Eifer und schneidender Kälte geröthet, und die brennende Gesichtsfarbe lieh den etwas hervorstehenden Augen nur noch ein lebhafteres

Blau. Die feinen schmalen Lippen waren halb geöffnet, das blaue Band, welches ihr Kinn vor der Kälte schützte, und der blaue Schleier, der um die Stirne gelegt war, gestattete nicht mehr zu sehen. Vor der andern Dame angelangt aber schob die Reiterin das Kinnband zurück, vielleicht um freier sprechen zu können, und erlaubte den Anblick eines hübschen rosigen Kinnes, reizend durch Grübchen in zwei Theile geschieden.

„Wie konnten Sie es wagen, diesen Hirschen zu tödten?" ruft sie der andern Dame zu. „Wissen Sie nicht, daß das kaiserliches Wild ist?"

„Wie konnten Sie es wagen, den Hirschen gegen das Spital zu treiben, wußten Sie nicht, daß dies das Asyl der Krüppeln ist?"

„Ich hoffe, Sie anerkennen, daß der erste Herr in Rußland der Czar ist."

„Der erste Herr in aller Welt ist der Kranke."

„Sie sind tollkühn, Madame."

„Das gebe ich zu."

Die Reiterin riß jetzt auch noch den Schleier von der Stirne herab. Es war ihr heiß. Die Reitpeitsche spielte unruhig in ihren Händen.

„Warum bin ich jetzt kein Mann?" murmelte die junge Dame zwischen der Perlenreihe ihrer Zähne.

Der Cavalier mit dem glatten Gesichte las aus den Zügen dieses zuckendeu Antlitzes, aus dem durchbohrenden Blick, daß es sich hier noch um Weiteres handelte, als um ein erschossenes Wild, er beugte sich zur Reiterin herab und redete sie hörbar genug in deutscher Sprache an.

Denn die französische Sprache (die des geliebtesten Feindes) ist bereits die Sprache aller Welt in der russischen Hauptstadt, während die deutsche (die des bestgehaßten Freundes) nur von den Auserwählten gesprochen wird. Man spricht also Deutsch, wenn man von der Dienerschaft nicht verstanden werden will.

„Vielleicht eine Nebenbuhlerin?" frug der glattrasirte Cavalier.

Die Reiterin warf verächtlich ihre Lippen auf, und die Augenbrauen zusammenziehend, antwortete sie laut genug in deutschem Idiome:

„Keine Reben . . . .“

Die größte Beleidigung einer Frau.

Jene andere Dame hatte dies deutlich vernommen und das eine Rohr der Schußwaffe in ihrer Hand war noch geladen.

Nach diesem Ausspruche erblaßte selbst die Reiterin, wie ein Duellant, der seine Waffe abgeschossen, den Gegner damit verwuudet hat und nun sieht, daß dieser sich auch zum Schusse bereitet.

Die blasse Dame aber thut das nicht. Es gibt ja Worte, Blicke, Bewegungen, die tiefer wirken als die tödtliche Waffe. Wie das hingestreckte Wild da zu ihren Füßen lag, setzte sie einen Fuß auf sein Geweih. So der Reiterin gegenüberstehend, lachte sie ihr in's Gesicht, und um die herausfordernde Insulte noch zu verstärkeu, erhob sie die Waffe und schoß die Ladung in die Luft. Denn die Waffe in der Hand, verliert die Injurie gegenüber dem Wehrlosen ihre Spitze. — Jetzt war sie wieder gewonnen.

Das Antlitz der Reiterin flammte vor Zorn. Wie eine Schlange windet sich die Reitpeitsche in ihren Händen, als überlegte sie, ob sie das verletzende Lächeln auf jenem Antlitz damit wegfegen sollte.

Von den anderen beiden Damen war die eine ein junges Mädchen, kaum noch mehr, als ein Kind. Ein Gesicht von tadellosem Oval mit feinem spitzen Kinn, kleine rosenknospende Lippen, große dunkelblaue Augen, die in der Ferne wie schwarze aussehen, gerade feinlienige, schwarze Augenbrauen und stahlglänzende Haarzöpfe. Im ganzen Gesichtsausdrucke das unerschlossene Staunen einer Pensions-Elevin. Das Sonderbarste ist, daß sie in einem Herrensattel reitet, dem auch die ganze Tracht angepaßt ist, der tscherkessische Beshmet, die weite weiße Salavár, hohe Stiefeln und ein breiter Kaschmir mit herabhängendem Kindzsál.

Alle außer ihr wußten, was jene beiden Frauen einander sagen. Wer die Sprache nicht kannte, verstand die Bewegungen, das vernichtende Zucken der Gesichtszüge, das Kreuzfeuer der Blicke. — Das Mädchen verstand auch das nicht. — Sie schaute nur verwundert drein. — Die zwei Frauen waren sehr erboßt auf einander — das sah sie — wegen eines Hirschgeweihs.

Die Reitpeitsche wand sich so lange in der kräftigen Hand der Reiterin — bis sie entzweigebrochen war. Sie brauchte eine andere Waffe.

„Bathesaba!" rief sie der staunenden Jungfrau zu und redete sie dann in einer Sprache an, die außer ihnen beiden Keiner verstand — vielleicht tscherkessisch — aber der Ausdruck der Sprechenden, das schreckensbleiche Antlitz der Angesprochenen sagte beiläufig Folgendes: „Du frägst mich, wie der Teufel aussieht? — Sieh Jene an — da hast Du ihn!" — Das junge Mädchen ließ den Kopf sinken und bekreuzte sich, nur einen verstohlenen Blick aus den großen dunkelblauen Augen auf die Frau werfend, die der Teufel in leibhaftiger Gestalt ist. Dann aber kehrte die Amazone ihr Pferd um, und gleichzeitig die Zügel des Pferdes erfassend, auf welchem das Mädchen saß, sprengte sie als die Erste zurück, von woher sie gekommen war, die Jagdgesellschaft und die Meute ihr nach. Das erschossene Wild blieb auf der Straße liegen.

V.

Kriegsplan gegen ein Weib.

Auf dem ganzen Wege bis zum Palais Ghedimin war natürlich von nichts Anderem die Rede, als von der erregten Scene, die sich soeben abgespielt.

„Parole d'honneur!" sagte der glatte Ritter, mit seiner Peitsche auf die eigenen Reitstiefel schlagend, „die ganze Welt ist verkehrt! Wenn sich zur Zeit der Czarin

Elisabeth eine Frau gegen eine Fürstin von Ghedimin solch' eine Insulte erlaubt hätte, mit der Knute hätte man sie gezüchtigt, die Zunge hätte man ihr ausgeschnitten, wie der Laponkhin." „Das haben wir der übertriebenen Philanthropie zu verdanken! Sie war nie für uns beschaffen, — der Voltairianismus bringt uns um. — Wie kann Araksejeff dies dulden?" „Die Frau ist doch etwa keine Russin?" „Vielleicht eine englische oder deutsche Dame, die herkam, um uns zu ärgern und unter dem Schutze der Gesandtschaft steht? Fürwahr, im Jahre 1816, als ich zum letzten Male zu Hause war, würde man sich dergleichen nicht erlaubt haben!" „Diese Fremden! Doch gleichviel! Wenn der Polizeipräsident über keine Strafe für sie verfügt, werden wir selbst die Knute in die Hand nehmen. — Nur Ihre Gegenwart hielt mich auch diesmal zurück, Fürstin Maria Alexiewna, ich schwöre es Ihnen!"

„Je nun! Sie wissen nicht, wer das Weib ist."

„Gleichviel, ob auch eine Fürstin."

„Mehr als das."

„Wenn auch eine expatriirte Königin, etwa von Georgien."

„Still!" Die Dame machte den Ritter mit einem warnenden Blicke auf das ihr zur Linken reitende Mädchen aufmerksam.

„Sie versteht ja nicht deutsch. Also ist das Frauenzimmer eine Königin?"

Auf diese Frage fing die Dame an laut zu lachen.

„Freilich eine Königin! Wahrhaftig eine Königin! Regierende Fürstin! Eine absolute Monarchin. Wir alle sind ihre Unterthanen; auch Sie, auch ich, auch Alexei Maximowitsch. Eine Königin, die man aus ihrem Reiche nicht mit Kanonen vertreibt, sondern mit diesem da!"

Die Dame hielt das an dem Griffe der zerbrochenen Reitgerte befindliche Pfeifchen dem Cavalier hin.

„Wie? Eine Comödiantin?"

„Jawohl. Was sollte sie Anderes sein?"

„Ah, haha! Für die das Pfeifen eine Revolution

bedeutet, deren Thron durch Zischen gestürzt werden kann! Ah, Maria Alexiewna, schenken Sie mir dieses Pfeifchen! Ich werde damit für Sie kämpfen, wie der Ritter ohne Furcht und Tadel."

Die Dame überließ die merkwürdige Höllenmaschine, mit welcher die Bühnenpotentaten an die Luft gesetzt zu werden pflegen, dem Cavalier, als derselbe im Vestibule des Ghedimin'schen Palais ihr aus dem Sattel half.

Der Cavalier küßte die Hand der Dame, wofür diese die Wange des Cavaliers küßte, das schöne Mädchen bei der Hand nahm und mit ihr auf der breiten, durch eine dreifache Glasthür abgesperrten bemalten Treppe hinaufstieg.

Hier löste sich die ganze Jagdgesellschaft auf und gab sich für den Abend Rendezvous in der Oper.

Da klopfte der schweigsame besternte Herr, der sich bisher nicht in das Gespräch mischte, dem bartlosen Cavalier mit der flachen Hand auf den Rücken.

„Du aber Nikolai Sergiewitsch, komm zu mir herauf, auf ein Wort."

„Befehle über mich, Alexei Maximowitsch."

Sie ritten zum Araktsejeff'schen Palais.

In St. Petersburg gibt es keine uralten Paläste. Die ganze Stadt besteht erst anderthalb Jahrhunderte. Der Palast des Günstlings des Czaren liegt auf dem Newski-Prospect und ist eher für die Bequemlichkeit, als prächtig eingerichtet. Den Winter hindurch werden selbst die Mauern durch unterirdische Röhren bei Tag und Nacht erwärmt, jedes Fenster ist mit dreifachen Glastafeln verschlossen und die Zimmer sind mit Hartholzplatten ausgelegt.

Die von der Jagd Heimkehrenden erwartete der heiße Thee mit Arak und einem sonderbaren Gemisch, das aus Cayenne-Pfeffer und spanischen Fliegen zubereitet wird. Ein Messerspitzchen davon erwärmt die erstarten Glieder; unter einem anderen Klima wäre es Gift.

Der Großherr, den wir jetzt bereits von seinem Palaste her kennen, Araktsejeff sperrte die Zimmerthüre hinter sich ab, schob dann einen amerikanischen Schaukelstuhl vor den

Kamin für seinen Gast hin, bot ihm einen Platz an und steckte ihm einen Tschibuk in den Mund, er selbst aber stellte sich vor dem Kamin hin.

„Nikolai Sergiewitsch, höre mich an! Das Pfeifchen, welches Du von der Fürstin bekamst, lege zu deinen Reliquien und wenn Du damit pfeifen willst, gehe in den Wald, das sage ich Dir; denn, wenn Du das, was Du der Fürstin zugeschworen, thust, bist Du am anderen Tage auf dem Wege nach Irkutsk und, beim Himmel, ich weiß nicht, wann Du zurückkömmst.“

„Wie?“

„Nun, der Czar hält dafür, daß er solche Fürsten, wie Du einer bist, hundert in einer Stunde machen kann; aber von Sängerinnen wie Zeneida Ilmarinen gebärt ein Jahrhundert nur eine.“

„Ah! Also diese Dame ist Zeneida Ilmarinen, die berüchtigte Cimarosa-Heldin? Alle Achtung! Bei diesem Worte rauche ich nicht mehr. Als ich der Fürstin Ghedimin schwur, wußte ich nicht, von wem die Rede ist. Das entbindet mich des Gelöbnisses. Gegen die „göttliche“ Zeneida kann man selbst der „engelgleichen“ Maria Alexiewna zu Liebe nicht revoltiren. Eher gegen ein Heer von legitimen Herrschern! — Wie dumm ich bin! Sicherlich ist mir das Hirn in dieser großen Kälte erfroren, wie das Quecksilber im Thermometer. Das habe ich ja bereits draußen gehört, daß die „Diva“ Protegée des Czaren und der Czarewna ist — und überdies die Geliebte des wackern Iwan Maximowitsch. Aus dem Zwiegespräche, welches die zwei Frauen miteinander führten, hätte ich entnehmen können, daß die Gattin und die Geliebte zufällig zusammentrafen.“

„Jetzt mußt Du noch ein Mittel ausfindig machen, um Dich in die Gunst beider Frauen zu setzen: in die Gunst der Gattin sowohl, wie in die der Geliebten.“

„Das ist ein Leichtes! Man trägt Nachrichten von der Einen zur Anderen.“

„Bei der Gattin wird es leicht gehen, denn die ist aufrichtig, einfach, leidenschaftlich; bei der Favoritin aber

dürfte es schwerer sein, denn diese versteht auch im Leben so vielerlei Rollen zu spielen, wie auf der Bühne. Und Deine Sache ist es, zu erfahren, welche die wahre ist?"

„So wahr, als ich Chevalier Galban heiße!"

„Nun also, Chevalier Galban, das vermagst Du Dir vorzustellen, daß es einen wichtigen Grund gehabt haben muß, als wir Dich aus Versailles, wo Du uns das warst, was das Auge und das Ohr für den Menschen ist, nach Hause riefen. Du hast es meisterhaft erlernt wie man die geheimsten diplomatischen Truggewebe durch die weiblichen Herzen entdecken kann, und ließest Dich nicht fangen. Jetzt mußt du zu Hause das Meisterstück in dieser Kunst machen."

„Wie? Das heilige Rußland hätte Geheimnisse, denen die Polizei und der Pope nicht auf den Grund kommen kann?"

„Lieber Chevalier Galban, unser guter Chulkin hat genug mit den Dieben zu thun und hat auch mit diesen wenig Glück. Ich rathe Dir, wenn Du Nachts aus dem Club kommst und Jemand Deinen Schlitten aufhält, dann gebe ihm nur ruhig deine Börse; denn rufst Du um Patrouille, so nimmt Dir der Soldat auch noch den Pelz weg. Geräthst Du in die Hände eines Polizisten, so raubt er nicht nur den Dieb aus, sondern auch Dich. Der Pope aber hat gerade so viel wie nichts bei unseren Leuten zu suchen: beginnen sie ja blos damit, daß sie Gott leugnen."

„So weit sind wir gekommen?"

„Ja, so weit. General Kutusoff hat wahr gesprochen, als unsere Truppen aus dem französischen Feldzuge zurückkehrten: „Der Czar thäte jetzt am besten, das ganze siegreiche Heer in der Ostsee zu ertränken." Die zurückkehrenden Regimenter waren alle vom Liberalismus inficirt und steckten die ganze Armee an. Ich kann Dich versichern, daß sämmtliche junge Officiere den „Katechismus des freien Menschen" und den „Verfassungsentwurf" in ihrer Tasche herumtragen."

„Woher haben sie das?"

„Sie müssen eine geheime Druckerei haben."

„Man gestattete ihnen zu lange mit der Freiheit zu spielen.“

„Das war die geringere Gefahr. So lange wir ihnen das Gaukelspiel der Freimaurerei gestatteten, trieben sie Alles offen. Auf den Hofbällen redeten sie vor den Ohren des Czars von Freiheit, debattirten über Volksrechte, Emancipation der Leibeigenen. Aber all' das war nur akademischer Disput. Als man aber die Freimaurerlogen sperren ließ, als man die geheimen Abzeichen zum Spotte auf dem Judenmarkte des Apraxin-Dwor versteigerte, wurde das geheimgehaltene Uebel um so schlimmer. Die Freimaurer des Momonoff waren plötzlich in fünf-, sechserlei Gestalten auferstanden. Die einen nannten sich den „Verein für Gemeinwohl.“ Sein Haupt war Orloff. Die anderen hießen „szojus spacinia,“ die dritten „Heldenbund“, der Name des vierten Vereines war „szojus blagodenstoiga“. Es gibt einen, der sich unter dem Namen „Republik der acht Slavenvölker“ constituirte; seine Mitglieder tragen als Erkennungszeichen einen achtzackigen Stern, die Inschrift des einen Zacken heißt Ungarn. Sie vermehren sich wie die Pilze.“

„Lächerlich! Auch zu meiner Zeit gab es Clubs, die geheime Zusammenkünfte hielten. Aber von staatsgefährlichen Dingen war dort keine Rede. Wenn die betrogenen Ehemänner keine Einwendung dagegen hatten, die Polizei konnte uns getrost ungeschoren lassen.“

„Von solchen ist hier nicht die Rede,“ erwiderte Araktsejeff aufgebracht. — Er hatte die Gewohnheit, wenn er in seiner Behausung geheime Besuche empfing, unausgesetzt einen Stockdegen in der Hand zu halten; damit durchbohrte er spanische Wände und Vorhänge, als wollte er fortwährend horchende Spione aufspießen, und wenn er die Rocktasche seines Gastes durch ein Taschentuch oder ein Notizbuch aufgebauscht sah, bohrte er auch da hinein, um zu erfahren, was drinnen steckt.

„Sie sind überall und nirgends zu finden. Ihre Zusammenkünfte wissen sie durch Bälle, Concerte, Orgien

zu maskiren und schlagen all' unseren Spionen ein Schnippchen. — Weißt Du wohl, daß sie ein Buch haben, ein förmliches Reichstagsprotokoll! Die Conferenzen aller Provinzvertreter sind darin verzeichnet, wie in Rußland eine systematische Revolution zu organisiren sei, welcher Art die Constitution sein müsse, was mit der Dynastie zu geschehen habe, wie das Reich eingetheilt werden soll, ob ständische oder Volksvertretung? Und eben dieses Protokoll enthält das vollständige Namensverzeichniß der Verschwörer, die im ganzen Reichsgebiete vom Schwarzen Meere bis zum Eispole die Fäden des Netzes in Händen halten. Unter einander nennen sie es „„Das grüne Buch““. Wo ist dieses Buch? Das ist die Frage."

„Ich antworte mit einer Gegenfrage. — Aber stichle meinen Rockkragen nicht fortwährend mit diesem spitzen Stilete! — Hat Jemand dieses Buch gesehen, und wenn er es gesehen, warum sagt er nicht, wo er es gesehen?"

„Auch das sollst Du erfahren. Alle Verschwörer sind in drei Classen getheilt. Die ersten sind die „Brüder". Da ist Jedem Zutritt gestattet, für den der Einführende Bürgschaft übernimmt. Diese aber wissen nicht mehr, als daß sie Mitglieder der Verschwörung sind und an den Zusammenkünften theilnehmen dürfen. Zur zweiten Classe gehören die „Männer". Das sind bereits erprobte Leute, die auf ein bestimmtes Losungswort auch zu handeln beauftragt sind. Zu diesen kannst Du ein Drittel des Officiercorps rechnen. Sie können weiter nichts verrathen als sich selbst und ihre Aufträge. Die Mitglieder der dritten Classe sind die „Bojaren", die Lenker des Ganzen. In ihren Kreis zu gelangen, ist ungemein schwierig, und wer einmal zu ihnen gehört, verräth auch kein Jota."

„Haben sie keine Frauen? keine Liaisonen?"

„Auf diese Frage bin ich längst gekommen. Es ist nichts Neues, daß man Geheimnisse am leichtesten durch Frauen erfährt. Diamanten und schöne Augen erhellen manches Dunkel — eine alte Geschichte! Das „grüne Buch" wird von einer Frau bewahrt; das ist unzweifelhaft. Bis jetzt sind wir aber mit unserer Spionage stets aufgesessen. Wir

erfuhren, die Geliebte Orloff's sei im Besitze des grünen Buchs. — Als Preis dafür bezahlten wir enorme Schätze. Und was fanden wir? Eine Reihe scandalöser Anekdoten aus dem Petersburger Leben, die wir ohnehin kannten. — Dann kamen wir auf eine andere Spur. Das grüne Buch befinde sich in Händen der „Martinisten". Ihr Präsident habe eine Geliebte, die ihm mit fanatischer Treue ergeben ist. Alles Gold vermochte nichts über sie. — Eines Nachts überraschten wir die Frau in ihrem Zimmer, ließen sie binden, hoben die Dielen aus dem Boden und fanden das „grüne Buch". — Das aber enthielt nichts weiter als atheistische Thesen. Wer kümmert sich darum? Mag man gegen Gott revoltiren, aber nur nicht gegen den Czar. Endlich wurde uns verrathen, daß die Seele der Verschwörung jene Liga sei, die sich „Verein des Nordens" nannte. Das Haupt derselben aber ist Fürst Ghedimin."

„Den Teufel auch!"

„Ja wohl. Die dem Throne zunächst stehenden Herren. Er muß im Besitze des „grünen Buches" sein. Es war bei ihm. Wem Anderen könnte man solch' einen gefährlichen Schatz anvertrauen, als seiner eigenen Frau? Aber der Gatte trug den Schlüssel der eisernen Lade, in welcher das Buch verwahrt lag, stets an seinem Halse. Pater Hilarius faßte die Frau bei der religiösen Seite und überredete sie, den Schlüssel vom Halse ihres Gatten zu lösen, als dieser eben bewußtlos im Typhus lag. Die Frau mußte viele Sünden abzubitten haben, als Buße beging sie den kleinen Betrug und ich verbrachte eine ganze Nacht mit dem bei Ghedimin erforschten „grüuen Buche."

„Und dann?"

„Dann warf ich es zu Boden. Der Inhalt des Buches bestand in lauter gefährlichen Doctrinen! Aber weiter nichts! Pures abstractes Thesenwerk, Philosopheme, Glossen, und vor Allem kein einziger Name eines Verschwörers. Was kümmern mich die Aussprüche Seneca's, Rousseau's, Saint-Just's? Ich will wissen, was die Murawieffs und Turgenjeffs sagen. — Auch das war Betrug. — Der schlaue Ghedimin traute seiner Gattin nicht. Er gab ihr ein Buch in Verwahrung, dem

der Censor — wenn sie es ihm verrathen hätte — gerne eine Klafter Holz widmen würde, dem geheimen Polizeipräsidenten aber war es um das Oel leid, das während der Lectüre verbrannte."

„Wenn sich aber das rechte „grüne Buch" nicht bei seiner Frau findet, muß es seine Geliebte besitzen und das ist Zeneida."

„Errathen!"

„Ist sie eine Fremde?

„Nein, unsere Unterthanin — ein finnisches Mädchen aus Helsingfors. Vom Czar besonders deshalb reich begünstigt, weil sie den Stolz unseres Reiches — die Catalani besiegt hat. Auch die Czarewna ist ihr hold. Du weißt, daß Seine Majestät ein großer Musikfreund ist und nicht gestatten will, daß die Schule Cimarosa's und Paesiellos durch den modernen Rossini gestürzt werde. Zeneida Ilmarinen singt nie was von Rossini. — Um jede Stunde hat sie Zutritt zur kaiserlichen Familie. Wie oft ließ man mich, ja den Großfürst Nicolaus ihrethalben antichambriren! Bei den Hoffoiréen behandelt man sie wie eine regierende Fürstin, und die Lieblingsblume der Czarewna, die weiße Rose, darf nur sie allein im Haare tragen. Daß man nach der Revolte der finnischen Studenten die Helsingforser Universität nicht nach Kiew verlegte, ist einzig und allein der schönen Stimme Zeneidens zu danken, die eben so schön zu bitten als zu singen weiß. Der Czar wollte sie bereits einmal zur Herzogin machen, und — was antwortete die Verhätschelte? — „Eure Majestät wollen mich degradiren?"

„Und diese Frau könnte an eiuem Complot gegen den Czar theilnehmen?"

„Wenn sie die Geliebte des Hauptes der Verschwörer sein kann, eines Herzogs von Ghedimin, des mächtigsten unter den zwölf in Rußlaud herrschenden Familien, dessen Leibeigene und Güter mehr abwerfen, als der Besitz des Königs von Württemberg. Vergiß nicht, das Mädchen ist eine „Kalevaine,"

„Und was für Anzeichen des Verdachtes sind vorhanden?"

„Ich sagte Dir schon, das die Verschwörer die Sache sehr geschickt zu führen wissen. Sie verkriechen sich nicht in dunkle Gassen, in unterirdische Gewölbe, sondern suchen vielmehr die Menge und machen Geräusch um sich her, wenn sie Rath halten wollen. Das haben sie den Polen abgelernt, bei denen die Mitglieder der „Philaretes“ und „Vendita“ meistens auf Jahrmärkten zusammentreffen. Jetzt kommen die Fasten. Durch sieben Wochen ist jede öffentliche Unterhaltung verboten. Das Volk muß sehen, daß sich auch die Herren kasteien. Beim Kirchengang darf man nicht fehlen. Aber was nachher des Abends bei verschlossenen Thüren geschieht, darnach fragt Niemand. Die Geheimnißkrämerei hat eine ganz gute Firma. Die Geladenen halten keine politischen Zusammenkünfte, sie wollen keine Constitution creiren, sondern blos Braten essen. „Fastenverächter“ nennen sie sich. Wenn sie die Polizei überrascht, würde sie wahrscheinlich aufgeschnittenes Wild, dampfendes Rostbeef auf ihren Tischen finden, vielleicht sogar ein paar Gäste, die über den Durst getrunken haben. Sie würde kaum versäumen, die „Sünder“ zu bestrafen, aber was in den inneren Gemächern geschieht, wird Niemand erfahren. Und hier ist die Bühnenkönigin noch im besonderen Vortheile. Das Schauspielervolk hat, wie Du wohl weißt, überall seine eigenen Gesetze. Wer in aller Welt wird bei Tänzerinnen und Mimen strenge Sitten suchen? Die Polizei hat längst ein Auge über die Sonderbarkeiten zugedrückt. Wer einmal so glücklich war, in die Salons der Zeneida Ilmarinen zu einer großen geschlossenen Fastensoirée geladen zu werden, der findet alle leichtsinnigen Schönen des Ballets und der Oper, die ganze jeunesse dorée Petersburgs beisammen und wird sich kaum über den Mangel an feurigen Augen oder feurigen Weinen zu beklagen haben. Man könnte sich verbrennen an ihnen. Kann er sich aber in all' dem Taumel auch einige Nüchternheit erhalteu, so wird er bemerken, daß sich ein Theil der Gesellschaft langsam aus dem Saale verliert.“

„Das kann ja auch andere Ursachen haben.“

„Gewiß. Man könnte sich beispielsweise zum Roulette zusammenfinden in den geheimen Gemächern. Der Czar ver-

bietet das Roulette auf's Strengste, und wen man dabei ertappt, der wird ohne Gnade nach Sibirien geschickt. Es ist sicher, daß Zeneidens Verleumder, besonders die Frauen, welche sie beneiden, das Gerücht verbreiten, daß sie Roulettebank hält, um damit ihren feenhaften Luxus zu decken. — Ich vermuthe was Anderes."

„Was hast Du für Grund dazu?"

„Bei den Soiréen der Schauspielerin ist Michael Turgenjeff ein stetiger Gast. Er gehört auch zu Jenen, die nach Mitternacht in die Nebensäle verschwinden. Michael Turgenjeff aber ist ein Philosoph und Puritaner."

„Auch die Philosophen haben zwischen schönen Frauen und guten Weinen ihre lucida intervalla."

„Wir kennen Michael länger. Ich habe ihn noch seit seiner Demi-Decemvirenzeit im Auge. Er war der Einzige unter seinen Jugendgenossen, der an keiner der modernen Ausschweifungen theilnahm. Er bereiste England, Frankreich, Deutschland, aber überall suchte er nur die großen Dichter, hochfliegende Geister auf, bei den Zerstreuungen des leichtsinnigen Schwarm's war er nie zu finden. Nicht einmal in Paris! Uud dort ist die Lust, das Vergnügen eine herrschende Religion. Wie könnte es ihm also einfallen, hier im Geheimen an dem Altare zu opfern, der bei uns unter dem Banne des Götzendienstes steht? — Die Gegenwart dieses einzigen Menschen verräth genugsam, daß man dort Anderes unter geschlossenen Thüren verbirgt als eleusinische Mysterien."

„Und das konnte man bis jetzt nicht erforschen?"

„So wie sich Zeneida am Arme des Herzog's aus der Gesellschaft entfernt, nimmt die Unterhaltung den Charakter des Mylittafestes an. Die leichtsinnigen Theaterfeen nehmen alle Sinne der Zurückbleibenden gefangen, und des andern Tags weiß Jeder nur darüber Rechenschaft zu geben, daß er sich vortrefflich unterhalten. Wenn ein „Bruder" sich retten will, um den „Bojaren" zu folgen, umringen ihn die Sirenen, bringen ihn zurück, ertränken ihn in süßen Weinen und süßen Küssen, in liebenswürdiger Verschwörung. —

Um sie zu überlisten, um direct die Hohepriesterin des Mysteriums selbst zu erobern, bedarf es gerade eines in allen olympischen Spielen so siegreichen Helden wie Du einer bist."

„Sehr schmeichelhaft für mich. Wann soll ich damit beginnen?"

„Noch heute. Es ist der letzte Tag der Maslicawoche, die letzte Vorstellung im Opernhause. Zeneida tritt in der **Mariage secret** unseres Cimarosa auf. Das Gedränge wird groß sein. Sobald die Uhr Mitternacht schlägt, ertönen die Glocken aller Kirchthürme, und mit Glockengeläute beginnen die großen Fasten. Alles strömt von den Straßen dem Hause zu — zur Buße. Im Reiche der Bühnenkönigin aber beginnt dann der Fasching! Prinz Carneval mit seiner lustigen Gesellschaft hält seinen festlichen Einzug in die glänzend erleuchteten Säle, durch deren geschlossene Fenster kein Lichtstrahl, kein Musikton dringen kann. Du mußt Dich zu dieser Unterhaltung einladen lassen."

„Nach dem großen Affront von heute!?"

„Du bist in derlei Meister."

„Ich habe der Fürstin Ghedimin versprochen, ihre Rivalin noch heute auszupfeifen."

„Mir aber hast Du versprochen, sie noch heute zu erobern."

„Die Zeit ist kurz."

„Doch die Gelegenheit günstig. Ich erfuhr, daß gestern in der Hauptstadt zwei Männer eintrafen, deren Erscheinen hier ungewöhnlich ist. Der eine ist Krizsanowszki aus Polen, der andere Oberst Pestel von der Südarmee. Beide erhielten bereits Einladungen zu Zeneida's sogenannter Tanzunterhaltung. Nur dort kannst Du mit ihnen zusammentreffen. Du mußt von ihnen erfahren, weshalb sie hierher kamen?"

„Ich werde dort sein."

„Wie willst du es anfangen?"

„Wie man bei uns Liebesgeschichten zu beginnen pflegt: mit Geschenken."

„Oh! Diese Fee ist reicher, als Du. Vierzigtausend Rubel ersingt sie sich bei einem Concert. Will sie Diamanten, sucht sie sich dafür die schönsten aus, und will sie Schöneres als Diamanten, so vertheilt sie diese Summe unter die Armen. Deinem Geschenke könnte es passiren, daß sie es verdoppelt zurückschickt.“

„Ich werde ihr ein Geschenk machen, das ihren Beifall erringen wird — ein Achtgespann.“

„Ah, wie es nur der Czar besitzt?“

„Ein solches hat selbst der Czar nicht. Du wirst sehen, mit diesem Gespann werde ich durch die Pforte des Feenschlosses sprengen. Das Uebrige überlasse mir. Wenn ein „grünes Buch“ existirt, werde ich es sehen.“

VI.

Die Zurückgebliebene.

Fürst Ghedimin dinirte heute mit seiner Gemalin. Weder er noch die Fürstin thaten der Scene Erwähnung, welche die Hirschjagd beschloß. Es ist aber unmöglich, daß die Nachricht sich nicht in der ganzen Stadt verbreitet haben sollte. Blos die Polizei nahm keine Kenntniß davon. Selbst der erjagte Hirsch blieb an der Stelle liegen, wo er fiel. Wird man ihn erst mit eintretender Finsterniß fortschaffen, damit Niemand sehe, wer ihn weggetragen?

„Werde ich Sie heute in der Oper sehen?“ frug die Fürstin.

„Ich weiß nicht, ob ich gehen kann!“

„Es wäre schade fortzubleiben. Fräulein Ilmarinen singt heute zum letzten Male in der „Geheimen Hochzeit“ und es werden große Ovationen für sie vorbereitet.“

Die Fürstin glaubte, man werde Zeneida heute auspfeifen, und es wäre doch köstlich, wenn dieses der Fürst in der Loge seiner Gemahlin vollständig genießen sollte.

„Ich bedauere, es nicht versprechen zu können; doch muß ich, wie Sie sehr gut wissen, heute Abend meine Großmutter besuchen, und die gute Frau, wenn sie mich einmal haben kann, läßt mich nicht mehr weg. Sie frägt nach aller Welt und wenn es Mitternacht schlägt, fordert sie strenge, daß ich mich in der neben ihrem Zimmer befindlichen Capelle zur Orgel setze und die Büßermesse singe. Dies kann ich ihr nicht verweigern. Wenn Sie aber wünschen, daß wir den heutigen Abend zusammen verbringen, kommen Sie mit mir."

„Oh, ich danke für das Vergnügen, ich singe die Messe nicht."

„Haben Sie doch meine Großmutter noch nicht besucht, seitdem wir vermält sind."

„Sie wissen, ich fürchte mich vor den Todten."

„Aber die Arme ist ja noch lebendig."

„Um so schlimmer. Sie ist eine lebende Todte. Und mich schaudert's eine Mumie zu sehen und zu denken, daß ich einstens auch so aussehen werde."

„Nun, dann gute Unterhaltung, meine Liebe!"

„Gute Andacht, mein Gnädiger!"

Der Fürst entfernte sich. Die Fürstin schickte ihm ihren Zwerg nach, damit er — zwischen den Orangegensträuchen des Treppenhauses verborgen — forsche, ob der Fürst wirklich nur in der Wohnung seiner Großmutter und wie lange er dort bleibt?

Ivan Maximowitsch Ghedimin begab sich wirklich über den Verbindungs-Corridor in die Wohnung seiner Großmutter. Die alte Dame bewohnte den mittleren Tract des Ghediminschen Palais, dessen Fenster zu beiden Seiten nach einem Hof gingen.

Zwanzig Jahre sind es bereits, seitdem Anna Feodorowna ihre Zimmer nicht verlassen hat. Selbst den schwülen Sommer, eine Zeit, wo alle Vornehmen der Hauptstadt auf die Inseln der Newa flüchten, verbringt sie zwischen den mit Pelzwerk tapezirten Wänden.

Im Frühling des Jahres 1804 überkam sie ein hartnäckiges Nervenleideu, und seit damals bildet der in einem



Rollstuhl zurückgelegte Weg vom Speise- zum Kartentisch und wieder zurück das Ganze ihrer Bewegung. Sie fürchtet die freie Luft.

Früher, in den ersten Jahren, hatte sie noch Gesellschaft. Es waren dies drei, ihrem Alter angemessene, alte Frauen, die zu ihr kamen, um Whist zu spielen und zu klatschen. Nach und nach blieben sie aus. Zuerst eine, dann zwei, zuletzt alle drei. Niemand wagt es ihr zu sagen, daß sie gestorben sind. Man machte sie glauben, daß es ihren Füßen schwer falle, die Treppe hinaufzuklettern. Seit jener Zeit spielt sie ganz allein Whist.

Auch jetzt trägt sie das alte Kattunzeug, welches 1803 so sehr in Mode kam, als Czar Alexander die Einfuhr ausländischer Schafwollstoffe verboten hatte. Sie glaubt, daß dies noch heutigen Tags jede Dame der Metropole trägt und dazu das Barett mit der Feder, das einem Turban gleicht.

Zwölf Jahre sind es bereits, seitdem sie der letzte ihrer Zeitgenossen besuchte. Alle sind sie bereits heimgegangen zu ihren Vätern. Anna Feodorowna aber darf das nicht wissen. Alle diese Menschen leben noch und schicken ihr bei feierlichen Anlässen Grüße und Gratulationen, tauschen noch jetzt mit ihr geweihte Kuchen, geflochtene Beugeln, farbige Ostereier, und am Ostermorgen liegen auf ihrem Tische die bunten Visitekarten mit dem in Gold erglänzenden Spruch „Christos wosskresz“.

Die Weltgeschichte blieb bei ihr dort stehen, wo die Kaiser Napoleon I. und Alexander I. für ewige Zeiten Frieden schlossen und gleichzeitig ihr einziger Sohn Maxin Wassilowitsch vom Czaren zum Commandanten des neuen georginischen Uhlanen-Regiments ernannt wurde. Georgien wurde damals in Rußland einverleibt und Anna Feodorowna rühmt sich noch jetzt gerne, daß sie eines Tages mit Heraclius, dem ehemaligen Kaiser von Georgien, zu sprechen die Ehre hatte. Ihr geliebter Sohn Maxim führte ihn zur ihr, und obwohl sie nicht verstanden, was sie mit einander sprachen, denn der Exkaiser sprach nur persisch, was weder dem Russischen noch dem Französischen ähnelt, unterhielten sie sich dennoch sehr gut.

Von da ab sorgte die Familie dafür, daß nichts von dem großen Getöse der Weltereignisse die Ruhe der guten alten Frau störe. Ein Exemplar einer Zeitung wurde separat für sie gedruckt, aus dem jede Kriegsnachricht weggelassen war. Die Herrscher thaten nichts Anderes auf dieser Welt, als daß einer des andern Töchter zu Frauen nahm, ihre Länder verschenkten sie großmüthig unter einander, ihre Generale zeichneten sie ohne jede Ursache aus, und — damit das Jahrhundert denn doch nicht ohne Blutvergießen sei — wurden auf der fernen Insel Tenedos die Ungläubigen geschlagen, an den Grenzen Persiens wurde hie und da ein Kurden-Aufstand unterdrückt, und Belgrad von Cserny Gyurka erobert.

Anna Feodorowna wußte selbst von dem schrecklichen französischen Feldzuge und von dem entsetzlichen Brande Moskau's noch nichts.

In der Schlacht von Borodino aber fiel auch ihr einziger Sohn Maxim.

In ihrem Blatte stand, daß Maxim Wassilowitsch vom Czaren zum Gouverneur von Georgien ernannt wurde und sich dorthin begeben hat — ohne Abschied. Seitdem läßt er ihr von dort Nachrichten zukommen und schickt Briefe, welche ihr der Diener vorliest, denn ihre Augen vermögen nicht mehr die Buchstaben zu Worten zusammenzufassen. Braver Sohn! der nie an seine Mutter vergißt.

Der Diener, der gute Jhnasko, ist ihr Alles: Koch, Stubenmädchen, Vorleser. Auch er mag seine fünfundsiebzig Jahre zählen und so um etwa fünfzehn Jahre jünger sein, als seine Gebieterin. Ein anderer Diestbote würde diesen Dienst nicht aushalten, uud auch das würde keiner ertragen, daß er sich jeden Tag ein Schloß an den Mund lege und jedes Ereigniß verschweige, das draußen geschieht; am wenigsten kann dies von einen Weibe verlangt werden. Auch unter den Männern sind es nur solche im Stande, wie Jhnasko.

Besonders an einem solchen Festtage, an welchem Anna Feodorowna nicht Karten spielt, denn dieß wäre eine Sünde. Umsomehr frägt sie. — Zu ihrem Glücke hat sie guten

Appetit und kann von allem Backwerke gehörig essen, das ihr „ihre Freundinnen“ am letzten Maslicatage schicken.

„Du, Ihnasko, mir scheint, diesen Kuchen hat Sofia Ivanowna nicht selbst bereitet. Sie pflegt aus den Malagatrauben die Kerne herauszunehmen. Versuch' einmal.“

„Das ist wirklich wahr. Sie sieht eben nicht mehr recht, die gute Seele.“

„In der That! Nun sie ist alt geworden, so wie ich; Grund genug, um nichts zu sehen.“

(Die Hauptursache ist aber die, daß sechs Fuß Erde zwischen ihr und Gottes Welt liegen.)

„Und die kleine Fürstin, und die schwarze Gräfin, haben die Dir Gratulationen zum heutigen Tage geschickt? Und die Frau General-Lieutenant, die so schwer hört?“

„Auf dem silbernen Tisch sind alle die Gratulationsschreiben.“

„Hast Du ihnen auch geantwortet, wie sich's gebührt.“

„Sofort habe ich geantwortet.“

„Der Frau General-Lieutenant hättest Du mit großen Buchstaben schreiben müssen, denn sie ist sehr schwerhörig. Ist die alte Bettlerin um die warmen Kleider gekommen? Hat sie sich darüber gefreut? Prophezeite sie nicht Gutes für dieses Jahr? Kommt kein Komet? Ach! nur der komme nicht! — Hast Du den Großfürstinnen das Bouquet hingetragen?“

„Ich trug es hin. Sie dankten.“

„Haben sie noch nicht geheiratet? Mein Gott! sie müssen doch schon heiratsfähig sein.“

(Beide haben bereits geheiratet, noch in ihren Kinderjahren — den weißen Bräutigam, der in der andern Welt Hochzeit hält; aber Anna Feodorowna sagt man dies nie.)

„Wie geht's denn dem alten Manne?“

„Wie gewöhnlich.“

„Gebraucht er die ihm von mir geschickten Elisabethkugeln gegen die Gicht?“

„Sehr stark benützt er sie.“

„Kann er Nachts schlafen?“

„Einmal ja, einmal nicht.“

„Klagt er nicht, wenn Neumond ist, oder wenn der Wind bläst?“

„Hie und da; doch besänftigt er sich bald.“

„Diese schändliche Pfeife hat er sicherlich immer im Munde. So sitzt er im Rauch, wie ein Kohlenbrenner.“

„Was sollte er Anderes thun?“

„Na, wart’ einmal. Da hier — trage ihm diese gute, warme Schlafmütze hinüber. Ich selbst habe sie aus rother Wolle für den alten Mann gestrickt. Er hat die rothen Mützen immer gerne gehabt. Sage ihm, daß ich an ihn gedacht habe, nicht so, wie er an mich. Aber was könnte er mir auch schicken? Pfeifenasche?“

(Ach, der alte Mann ist selbst bereits Staub und Asche. Er war der Gemal der Anna Feodorowna, ein gichtbrüchiger Mann, der seine Gattin Jahre hindurch nicht sah, obwohl sie in einem Hause wohnten. Keines von Beiden vermochte zu gehen. Dann konnte die Eine die Pfeife nicht ausstehen, der Andere aber konnte sie nicht aus dem Munde nehmen. Eines Tages fand er auch, daß seine Gruft in der Alexander Newski-Kathedrale ruhiger sei, als sein bisheriges Lager; aber er wurde in solcher Stille begraben, daß die alte Frau von seinem Tode nichts erfuhr und noch immer für ihn gute warme Mützen anfertigt.)

„Aber wo bleibt denn der „Bubi“ so lange? Er wird doch nicht krank sein, der Bubi? Das wäre schön, wenn er auf mich vergessen hätte, der Bubi! Ich würde ihm tüchtig den Kopf waschen, dem Bubi.“

Ihnasko beruhigte dann die alte Frau, daß der „Bubi“ zu einer wichtigen Berathung bei Sr. Majestät dem Czar gehen mußte. Wahrscheinlich ist wieder von einem zu verschenkenden Lande die Rede.

„Das ändert die Sache!“

Oh, der Bubi ist bereits ein großer Mann; ein dreißigjähriger Mann und Besitzer sämmtlicher Orden in Brillanten. Das ist der Enkel der guten alten Frau, der stolze, mächtige Fürst Ivan Maximowitsch Ghedimin, und seine Großmutter heißt ihn auch jetzt noch den „Buben.“

Längst ist die Lampe schon angezündet; oft wird sie den ganzen Tag nicht ausgelöscht. Beim geringsten Windzug schließt man die Fenster zu, und es vergehen oft drei bis vier Tage, ohne daß es im Zimmer tagt. Die Zimmerbewohnerin hat auch nicht nöthig, auf den Unterschied zwischen Tag und Nacht zu achten. Sie steht nicht auf, und legt sich nicht nieder. Sie ergraut in ihrem Fauteuil; kommt der Schlaf über sie, so schläft sie ein, und erwacht sie, so verlangt sie zu essen und hat guten Appetit. Alle Sonntag läßt sie sich von einem weiblichen Dienstboten waschen und ankleiden, und das ist ihr wieder für eine Woche genug. Wenn Mitternachts alle Glocken der Isaakskathedrale läuten, weiß sie daß Sonntag in's Land gezogen ist, und bringt man ihr eine Zeitung, so weiß sie daß Freitag ist. Zuweilen disputiren die Beiden gar über die „höhere Politik." —

Jetzt ist eben ein gespanntes Verhältniß zwischen Herrin und Sclaven. In der Zeitung stand nämlich Folgendes: „der heldenmüthige Georg Csarnyi erwarb die Festung Belgrad vom Türken."

Die Herrin wünschte dies so zu verstehen, daß Csarnyi die Festung mit Sturm einnahm, und die Ungläubigen massakrirte; der Diener hingegen nahm dies dem Wortlaute nach, daß er nämlich für baares Geld dem Türken die Festung abgekauft hat.

Darüber stritten sie sehr. „Iván soll nur kommen, er wird schon urtheilen, und wenn Du Recht hast, bekommst Du einen ganz neuen Rock mit Fuchsfell; hab ich aber Recht, so bekommst Du mit dieser Weidenruthe Fünfundzwanzig auf deinen Rücken von meinen Händen!"

Von ihren Händen, die keine Fliege mehr im Stande wären zu erschlagen! — —

Aber die alte Frau ist rachsüchtig und hat ihm nun schon zum dritten Male befohlen, neben sich über zwei Sessel das neue Kleid und die Peitsche zu legen, damit er nach Iván's Ankunft sofort eines von beiden bekomme. —

Und doch vergißt sie auf der Stelle ihren Zorn, ganz Belgrad und den Georg Csarnyi, sobald der „Bubi" vor ihr steht.

Er trat so leise ein bei der Teppichthür, daß sie ihn erst sah, als er vor ihr stand.

Der „Bubi“! Er ist der schönste Mann der Residenz. Er hat eine Statur, wie der Czar.

Er blickte ernst und tief mit den schmachtenden grauen Augen.

„Nun Du schlechtes Kind! So spät muß man kommen? Ist die Schule jetzt erst vorüber? Fürchtest Du nicht, daß ich Dich gleich niederknien lasse?“

Er kniete schon vor ihr. Und die alte Frau drückt ihre magere, runzelige Hand auf sein Gesicht, während er seinen Kopf in ihren Schooß legt. Sie lacht, und mit ihrer Hand zaust sie scherzend sein Haar.

„Der schlimme Bube! Wie er schmeicheln kann! Wie eine Katze! Gut! Du sollst keine Schläge bekommen. Ich verzeihe Dir. Weine also nicht! Er hat denselben Kopf wie mein Maxim, nur daß dieser mich mehr liebt, denn er schreibt mir alle Monate, und ist doch schon ein großer Mann. In deinem Alter zierten seine Brust schon zwei Verdienststerne. Doch was hast Du schon gethan? Hast Du schon für Ehre gekämpft? Hast Du Deinem Vater nachgeahmt?“

Die Hände der alten Frau betasteten die Brust des Jünglings nnd entdeckten dort den Diamantenstern des Alexander Newsky-Ordens, worüber sie in außerordentliche Freude gerieth und ausrief: „Das ist ja gar kein Kreuz, sondern ein Stern! Und noch dazu in Brillanten gefaßt! Du hast deinen Vater beraubt, denn dieser Diamantenorden hätte ihm gebührt. Das ist ein Held, ein großer Mann. Ihm hätte das Diamantkreuz gebührt. Aber nicht wahr, auch er hat das erste Ordenskreuz bereits erhalten. Gelt ja, mit eben so schönen Diamanten ausgelegt?“ (Ja wohl — ja wohl, er hat es erhalten, mit glänzenden Kieseln ausgelegt im kühlen Sande, am Moskwa-Ufer.) „Doch nun steh auf! Du bist ja schon groß, und was würde auch der Czar sagen, wenn er erführe, daß sein Geheimer Rath vor seiner Großmutter noch kniet? Steh auf, und erzähle mir von wichtigen Staatsangelegenheiten. Ich kann in selbe

dreinreden. Oh, zu den Zeiten Kaiser Paul's war ich in Alles eingeweiht. Ich hielt den alten Mann von der Graf Paklenschen Verschwörung zurück: sonst säße er jetzt in Sibirien. Nicht wahr, Du liebst den Czar? So gehört sich's! Wie oft hat Czar Paul deinen Großvater geschlagen! Er klagte nicht einmal! — Aber jetzt sind im ganzen Lande keine Complote gegen den Czar?"

„Keine, Großmütterchen!"

„Wenn Du von einem Complote hörst, zeige es sogleich an! Wenn Du unter dem Bette Deiner Großmutter einen Dieb wüßtest, möchtest Du ihn nicht auf der Stelle bei den Füßen hervorziehen? Um vieles heiliger ist jene Deine Pflicht, ein Complot gegen die Majestät des Czaren zu vereiteln. Wer gegen den Czar handelt, wird bestraft; wer sich aber um ihn Verdienste sammelt, wird reichlich belohnt. Wie machte er's nur mit Kutusoff? Den besten Edelstein brach er aus seiner Krone, schenkte ihn Kutusoff und ließ an dessen Stelle ein goldenes Blatt mit der Aufschrift „Kutusoff" einfügen. Die Familie der Ghedimin ist nicht schlechter als die der Kutusoff!"

Iwan erblaßte. Der Name „Ghedimin"? Ja! Und die Czarenkrone? Die gehören zusammen! — — Von einem Kronenbruch kann bald die Rede sein.

„Mein ganzes Leben weihe ich dem Czar, Großmütterchen!"

Und dann erröthete er vor sich selber. Denn er hatte unwahr gesprochen. Und er kann auch nicht wahr sprechen, nie und zu Niemanden! Dies ist das einzige Geschöpf, das er auf Erden wirklich vom Herzen liebt, und auch sie muß er täuschen. Von Früh bis in die späte Nacht hinein muß er immer lügen, den ihm in's Gesicht sehenden Menschen muß er belügen, muß lügen für die hinter seinem Rücken Spionirenden, so daß er des Nachts nicht wagt zu beten: „Herr, neige mir dein Ohr zu!" aus Furcht, daß er auch vor Gott lügen würde.

„Ich erwarte Dich schon lang. Ich hatte einen großen Streit mit Ihnasko, und Du mußt darin der Schieds-

richter sein.“ Und sie erzählte den Gegenstand des Streites. „Wer also hat recht?“

Iwan lachte hell auf.

„Der Erfahrung gemäß hättest Du recht, Großmama! denn Festungen pflegt man in der That mit Waffen einzunehmen. Aber in diesem einen Falle hat Ihnasko Recht, denn Georg Csernyi hat Belgrad wirklich um „gutes Geld“ gekauft. Gib ihm daher das Kleid, und nicht die Peitsche.“

Die alte Frau winkte dem Diener.

„Hast Du gehört, Ihnasko? So muß der gerechte Richter urtheilen! Er muß wie dieser dem Diener Recht geben dem Herrn gegenüber, und selbst seine eigene Großmutter verurtheilen! Freuet euch, Völker, daß euer Schicksal in der Hand eines Menschen sein wird, dessem Munde nur Wahrheit entströmt!“

Iwan wandte sich ab.

„Komm' doch näher, setze Dich zu mir und beichte: wann wirst Du heiraten? Die Zeit wäre schon da. Hast Du noch nicht gewählt?“

Und Iwan mußte antworten: „Nein!“

Er konnte ihr doch nicht sagen, daß er schon vor drei Jahren eine Gattin in's Haus führte, die aber so herzlos ist, sich der alten Frau gar nicht vorzustellen, weil sie sie wegen ihres Alters und ihrer Runzeln fürchtet, — d'rum mußte er mit Nein antworten.

„Jetzt hast Du gelogen! Laß' mich Deinen Puls fühlen. Natürlich hast Du gelogen! Wie solltest Du auch noch nicht lieben? Sieh', hier in meiner Schublade bewahre ich ein Diadem für Deine Braut, es ist dasselbe Diadem, das ich trug, als mich Dein Großvater an den Altar führte. Damals war noch Moskau die Hauptstadt des Reiches. An der Stelle dieses herrlichen Palastes standen damals noch Weidenbäume. Auch Deine Braut schmücke sich mit diesem Diadem. Ich gebe es Dir! Nimm es! Du wirst am besten wissen, wen es zieren soll. Jenes Mädchen, das Du liebst, soll meine liebe Schwiegertochter sein.“

Iwan aber wußte wirklich nicht, wem das Diadem gebühre. Er hatte ein Weib, das ihn nicht liebte, und eine Geliebte, die nie sein Weib werden konnte. Er durfte also das Diadem keiner von Beiden geben.

„Ich werde es aufbewahren, Großmamachen, bis die Reihe daran kömmt.“

„Nun aber wirst Du mit mir soupiren, nicht wahr? Das letzte Butternachtmahl wirst Du bei mir verzehren. Du gehst nicht in Gesellschaft lockerer Gesellen trinken, wie die anderen leichtsinnigen Jungen, die man um die Mitternachtmette aus den übelbeleumundeten Spelunken jagt. Du nachtmahlst wie ein braves Kind mit Deiner Großmama.“

Und Iwan mußte essen und mußte ihr vorlügen, daß ihm das Souper vortrefflich munde; während er doch erst kurz vorher vom Diner aufgestanden war, und im Schloß der schönen Zeneida ein lucullisches Mahl seiner harrte.

Wenn nur der Magen protestirt hätte gegen das Opfer! Aber sein Herz war noch viel mehr überladen.

Welch' namenlose Angst mußte sich seiner bemächtigen, wenn er dachte, daß die beleidigte Gattin eben in dieser Stunde ihre ganze Rache ausgießt über jene andere Frau, von welcher alle Welt weiß, daß sie zarte Fesseln an ihn ketten, und welche er gar nicht schützen kann, am allerwenigsten gegen die Angreiferin, die seine eigene Gattin ist. Wenn der Czar zu Hause wäre, wagte sie nichts zu thun, aber in seiner Abwesenheit ist Alles erlaubt, was sein allmächtiger Günstling gestattet.

Aufrichtig gestanden, freute sich Iwan, daß er nicht dort *sein konnte*. Er war ein weicher, unselbstständiger, zartbesaiteter Mensch, nicht gewachsen der Situation. Er überragte die Menge um einen Kopf, deshalb wurde er auch zum Führer gewählt. Doch diese schwere Rolle machte ihn unglücklich, denn er hatte alle Fähigkeiten dazu, außer den Muth! — —

Die meiste Lust hätte er daran gefunden, eines schönen Tages all' seinen Besitzthümern und Bundesgenossen sammt seinen Palästen und dem ganzen Russenreiche Adieu zu

sagen, Zeneida an der Hand zu nehmen, mit ihr in die weite Welt zu gehen und die Tenorpartien neben ihr zu singen. — Vielleicht geschähe es auch, wenn Zeneida nicht mehr als eine gewöhnliche Künstlerin wäre. Aber der beunruhigende Gedanke ist ja der — was heute auf jener anderen Bühne vorgehen wird? Auf der einen harrt seiner Geliebten vielleicht ein Strohkranz. Aber auf der andern? Von jener Bühne pflegt das Blut der Mitwirkenden herabzufließen. — Und die gute Großmutter konnte ihn nicht genug zum Essen aneifern. Dazwischen frug sie nach Maria Louisen und dem großen Napoleon, nach dem kleinen römischen König und anderen solchen Menschen, deren Zeiten vergangen sind; worauf Iwan fortwährend so verkehrte Antworten gab, daß ihn der gute Ihnasko nicht genug zurechtweisen konnte, da er aus seinem Zeitungsblatte von all' diesen Dingen weit besser unterrichtet war.

Wie dann die erste Glocke draußen ertönte, nahm die alte Frau plötzlich den Bissen aus ihrem Munde und legte ihn zurück auf den Teller. Ihnasko aber räumte — ohne weitere Befehle abzuwarten — die Speisen weg und breitete eine andere seidene Decke auf den Tisch.

„Die Fasten sind da. Wenden wir uns zu unserem göttlichen Vater!“ flüsterte die fromme Alte.

Iwan küßte die Wangen seiner alten Mutter und diese die seinigen.

Aus dem Schlafzimmer der Matrone führte eine kleine Thüre in die Capelle. Iwan trat ein, und während die alte Frau, den Rosenkranz in der Hand, ihr Gebet begann, ertönte in der Capelle Orgelklang und eine frische Männerstimme stimmte den Festpsalm an.

„Welch' ein guter Sohn und guter Christ ist dieser Iwan Maximowitsch“, flüsterte Anna Feodorowna während des Gebetes, — „und was er für eine prächtige Stimme hat. Er würde zum Chor des Czaren passen.“

Und unter Psalmensang und Orgelklang pries sie andächtig Gott den Allmächtigen, und für Lebende und lebendig

geglaubte Todte betend, entschlummerte sie ruhig in ihrem Armsessel.. —

Der Psalmensang und Orgelklang tönte aber noch immer fort und fort, denn dieser Iwan Maximowitsch Fürst Ghedimin ist gar ein unendlich guter und liebevoller Sohn.

Freilich war auch das nur eine Lüge. Als Iwan in die Capelle trat, wartete bereits eines der Chormitglieder des Czaren, das man durch eine verborgene Thür eingelassen hatte, und seine Aufgabe war es, zu singen und die Orgel zu spielen, bis die Matrone eingeschlafen war.

Fürst Ghedimin aber entfernte sich eilig über die geheime Treppe und den verborgenen Gang.

Sein Palast stand in Verbindung mit dem Nachbarhause. Dort warf er sich in eine Verkleidung und indem er den im Hofe harrenden Schlitten bestieg, ertheilte er dem Kutscher Befehl, wohin er ihn zu fahren habe.

Auf die Frage der vom Theater rückkehrenden Fürstin antwortete der Kutscher wie der Zwerg, daß Seine Durchlaucht daheim wären und die Gemächer der Großmutter noch nicht verlassen hätten.

VII.

Das Achtergespann.

Fürst Ghedimin verließ seine geheime Wohnung in einem einfachen Schlitten ohne Wappen; der Kutscher trug keine Livrée. Der Fürst gab die Weisung, nach dem Theater zu fahren.

Zu jener Zeit hatte die neue Hauptstadt erst ein einziges größeres Theater: das Opernhaus. Hier wurde Drama, Lustspiel und Oper an einem und demselben Abende in einem Zuge gegeben; die Vorstellungen dauerten in der Regel bis Mitternacht.

Eben zu jener Zeit nun überkam die Russen die Begeisterung für die Schauspielkunst; — das eine Theater genügte nicht mehr; — man verfiel auf das Auskunftsmittel, daß die reichen Dynasten sich in ihren Palästen Privatbühnen errichteten, auf denen sie dann vor ihren Gästen von ihren eigenen Schauspielgesellschaften Shakespeare und Molière aufführen ließen. Selbst in den beiden Palästen des Czars im Winterpalast und in der Eremitage gab es Privattheater, auf denen nur Hofschauspieler debutirten. Ein hervorragender, hochgestellter Adeliger trieb die Passion für das Schauspiel so weit, daß er seine Truppe sogar auf seinen Landsitz mit sich nahm; da aber auf dem Lande zu einer guten Theatervorstellung nichts schwerer zu beschaffen ist, als das P. T. Publikum, so ließ sich der Mann eine Sammlung von Wachsfiguren machen: Generale, Staatsräthe und elegante Damen; mit diesem ausgestopften Publikum füllte er das Parterre seines Theaters, um die Illusion vollständig zu machen. Zu bemerken ist, daß diese Schauspielertruppe aus den Hörigen und Leibeigenen des betreffenden Herrn rekrutirt wurden; demnach ist gar nichts Unwahrscheinliches an der Anekdote, welche erzählt: als eines Abends Othello eben im besten Zuge war, seine Desdemona zu erwürgen, begann der Grundherr in seiner Loge zu nießen, daß es durch das ganze Haus hallte; der schwarze Wütherich ließ sofort von seinem mörderischen Beginnen ab, trat an die Rampe vor und wünschte dem gnädigen Herrn ein unterthänigstes „zur Genesung“; dann erst machte er sich wieder daran, Shakespeare's grausamen Einfall zu vollführen.

Hieraus mag man ermessen, welche Begeisterung ein so außerordentliches künstlerisches Phänomen erwecken mußte, wie es Zeneida war. Sie war ein Kind des eigenen Landes. (Allerdings wurde Finnland erst in demselben Jahre für Rußland geboren, in welchem Zeneida geboren war.) Zeneida war ein mächtigerer Factor als ein Minister. Durfte es ja doch schon in den Zeiteu Katharina's II. eine Primadonna wagen, der Czarin, die ihr vorhielt, daß sie bereits

so viel Gehalt beziehe, als die vornehmsten Generale, in's Gesicht zu sagen: „Je nun, so lassen sich Eure Majestät von Ihren Generalen vorsingen!"

Die größte Besorgniß des Fürsten Ghedimin war auch nicht die, daß Zeneiden irgend eine unwürdige Beleidigung widerfahren könnte, was von einer verletzten Nebenbuhlerin immerhin zu befürchten stand; er fürchtete vielmehr, daß dieses Weib, wie er es kannte, im Stande sei, in dem Augenblicke, da der erste Pfiff laut würde, an die Prosceniumslampen zu treten und die Marseillaise anzustimmen; begann man im Hause erst einmal Strohkränze zu werfen, so konnten im nächsten Augenblicke schon Menschenköpfe durch die Luft fliegen; es braucht eben nur eines kleinen Funkens, und die ganze Mine fliegt auf.

Sein Herz pochte heftig, als er sich dem Opernhause näherte. Das Dröhnen der Glocken von hundert Thürmen zumal übertönte jedes andere Geräusch; als aber dann die Glocken schwiegen, erdröhnte mit einem Male die lange Straße, in welche sein Schlitten eingebogen hatte. Die riesige Avenue war ihrer ganzen Breite nach von einer tosenden Menschenmenge bedeckt, welche sich ihm entgegenwälzte. Was war das? Eine Revolte, oder ein Triumphzug? Hunderte und hunderte von Fackeln flammten über den Köpfen der Menge.

Sein Herz klopfte rascher und lauter. Er war kein revolutionär angelegter Charakter; er gehörte nicht zu Jenen, welche vor Wonne trunken werden, wenn sie das Löwengebrülle der entfesselten Massen hören; seine Seele schauderte im Gegentheil davor zurück. Aber er war ein edler Mensch; ein Mann, der, ob auch Herz und Geist sich dagegen sträuben mochten, mit denjenigen zu fallen wußte, denen er Treue geschworen; der, obwohl er davor zurückschauderte, festen Schrittes bis zum Blutgerüste gehen konnte für die großen Ideen, für die er sich entflammt. Schon mehr als Einer ist dadurch ein Held geworden, daß ihm der Muth fehlte, vor der Schlacht Reißaus zu nehmen. Fürst Iwan blieb und erwartete die Menge.

Da mit einem Male fiel ihm etwas in die Augen, was ihm in der That neu war.

Inmitten der vom Fackelscheine beleuchteten Menge glitt ein vergoldeter Schlitten dahin, dessen Schnabelbild einen goldenen Schwan zeigte. Es war der wohlbekannte Schlitten Zeneida's. In demselben saß die Künstlerin, in ihren kostbaren Zobelpelz gehüllt, und außerdem über und über von Blumensträußen bedeckt, die vom Froste bereits candirt erschienen; gezogen aber wurde der Schlitten von einem Achtergespann, von einem Gespann, wie es der Czar selber nicht vor seiner Carosse hat: acht vornehme Bojarensöhne, die erlesene Crême der jeunesse dorée, zogen das Gefährte, und auf dem Kutschersitze saß der Ritter von Galban in Person.

Fürst Ghedimin verließ seinen Schlitten und gab mit der Menge der Künstlerin das Geleite.

Durch die Menschenmassen arbeitete sich drängend und stoßend ein Mann hindurch, in dem der Fürst den Lakai seiner Gemalin erkannte. An den Schlitten herangelangt überreichte der Bursche dem Ritter Galban einen riesigen Strauß von Hyacinthen und flüsterte ihm einige Worte zu. Der Chevalier erhob sich vom Kutschersitze und rief mit einer Stentorstimme hinab:

„Ho ho, ihr Herren! Ihr edlen Herren Rösser! Halt einen Augenblick. Da sehet eine glänzende Trophäe! Diesen Strauß sammt dem brillantenbesetzten Blumenhälter: „mit dem Ausdrucke der Bewunderung für die göttliche Kunst unserer göttlichen Zeneide — die Fürstin Ghedimin!“

Tausendfache Hurrahrufe gellten durch die kalte Luft, die für einen Augenblick von dem Hauche des Schreies mit einem förmlichen Nebel durchzogen war.

„Allons! Vorwärts, edle Renner!“

Das Achtergespann setzte sich mit dem Schlitten wieder in Trab.

Auf dem Rückbrette des Schlittens stand ein junger Mann. Als Zeneida den Strauß entgegennahm, beugte sich dieser junge Mann über sie hin, so daß sein Gesicht verkehrt gerade vor dem Gesichte der Künstlerin erschien. In dieser Lage erkennt man selbst ein wohlbekanntes Gesicht nur mit Mühe.

Dieses umgekehrte Antlitz flüsterte der Dame zu: „Timeo Danaos et dona ferentes.“

„Ich verstehe nicht Latein,“ erwiederte die Dame; „übersetze mir das in eine andere Sprache.“

Und das umgekehrte Gesicht gab den Satz sofort in der Landessprache in einem tadellosen improvisirten Hexameter wieder: „Immer fürcht' ich den Russen, selbst wenn mit Geschenken er nahet.“

„Ich danke dir, Puschkin!“

Die Mitglieder des „Bundes des Nordens“ nannten einander mit ihren Familiennamen, im Gegensatz zur alten russischen Gepflogenheit, Jedermann mit dem Taufnamen zu nennen und diesem bei Männern den Namen des Vaters, bei Frauen jenen der Mutter hinzuzufügen

Dieser junge Mann sollte also ein Puschkin werden. Dermalen ist er es noch nicht; dermalen ist er noch Niemand.

VIII.

Eine Orgie auf dem Grunde eines Vulkans.

Nur ein in manchem „Strauß“ von der Art, wie der Chevalier Galban sie zu flechten pflegte, gestählter Kämpe würde sich zurecht gefunden haben, wenn er in Zeneida's Palais eintrat und sich mit einem Male mitten in jenes feenhafte Pêle-mêle versetzt sah, wie es sonst nur auf den Pariser Opernbällen zu schauen ist.

Das Heer der Gäste, Geladene und auch Eindringlinge, füllte zu Hunderten die glänzend erleuchteten Säle. Zeneida spielte heute als Epilog die Schlußscene aus „Semiramis“; es gefiel ihrer Laune, die Rolle der Alles erobernden Königin auch außerhalb der Bühne durchzuführen; sie wollte ihre Anbeter, ihre Sclaven, ihre Narren um sich geschaart sehen.

Das ganze Ballet ist hier versammelt, alle in dem Costum, in welchem sie auf der Bühne getanzt hatten; die

Sängerinnen tragen die Prunkgewänder persischer und medischer Fürstinnen; mit ihnen ist die junge und die alte „jeunesse dorée“ der Hauptstadt anwesend.

Als die Dame des Hauses von ihrem Triumphzuge zurückgekehrt am Arme der Chevaliers Galban im Tanzsaale erschien, stimmte die hinter der Brüstung der Gallerie verborgene Musikcapelle eine Begrüßungs-Ouverture an; die Menge der Gäste stimmte mit allgemeinem Hurrah ein und die Nächststehenden drängten sich zum Handkuß heran.

Indessen, so ganz glatt sollte das Fest denn doch nicht verlaufen.

Mitten im Saale stand in voller Uniform, den Kopf mit dem Kasket bedeckt, ein Polizeiagent. Er trat dem Herrn und der Dame entgegen, grüßte steif und ließ dabei ein zweifaches Zischen hören, welches er jedem Satze seiner Rede als Schlußwort anfügte, und welches soviel heißen sollte als „Sudar“ und „Sudarinja,“ (Monsieur und Madame.)

„Se. Excellenz der Herr Polizeipräsident läßt Ihnen bedeuten, S. S., daß heute mit dem Glockenschlage Zwölf die großen Fasten begonnen haben. S. S., demnach sind Tanz, Musik, Gastereien und Gelage verboten, S. S., demnach haben die Gäste heim zu gehen, S. S., der Hausherr und die Hausfrau aber, S. S., mögen sich schlafen legen. S. S . . .“

Zeneida lachte ihm in's Gesicht. Galban verwünschte innerlich den Polizeiminister, der mit seinem ungeschickten Eifer am Ende noch den schönen Plan verderben konnte, den sie Beide mit Araktsejeff entworfen hatten.

Zeneida zog drei pfeilförmige goldene Nadeln aus ihrem Haar und reichte sie dem Polizisten hin.

„Geh heim zu deinem Herrn und zeige ihm dieses Symbol. Er wird daraus erkennen, daß Assyriens Königin den Fürsten der Sarmaten zum Kampfe ladet.“

Der Styl war dem Polizeiagenten zu hoch; aber die goldenen Pfeile nahm er.

„Dann bin ich genöthigt, Ihre Namen zu notiren. Wie heißen Sie, mein Herr?“

Chevalier Galban erwiederte ihm: „Mein Name ist Caracalla, und diese Dame ist meine Gemalin."

Der Polizist dictirte sich selber getreulich in sein Notizbuch: „Herr Caracallus und Madame Caracalla."

Dann wandte er sich an einen eben hinzutretenden Herrn. Es war der Fürst Ghedimin.

„Und wie heißen Sie?"

„Ich heiße „Regenbogen", hier meine Visitkarte."

Zu bemerken ist, daß man die Hundertrubel-Noten ihrer bunten Ausstattung wegen „Regenbogen" nennt. Der Name gefiel dem Agenten so wohl, daß er weiter gar nicht mehr neugierig war. Er neigte den Kopf bis an die Knie, wünschte gute Unterhaltung, trank auf dem Wege bis zur Thüre eine Flasche Champagner aus, kneipte eine kleine appetitliche Ballerine in die Wange und eilte dann zum Polizeipräsidenten zurück, um getreulich zu referiren, im Palais Ilmarinen sei alles ruhig und finster, wie in einer Kirche, und außer dem Portier liegt dort alle Welt in den Federn.

Aber damit war der Hindernisse noch kein Ende. Kaum war der Polizeiagent zum Thore hinaus, so kam der Caplan und der Organist des protestantischen Pastors. Der Caplan schickte sich zu einer salbungsvollen Rede an, deren Inhalt wahrscheiulich der gewesen wäre: die Dame des Hauses wolle als gute Protestantin den Gläubigen der herrschenden Religion nicht Anlaß zum Aergerniß dadurch geben, daß sie die erste Nacht der großen Fasten durch ein so heidnisches eines Haufens von Baalspfaffen würdiges Fest entheilige.

Allein Zeneida ließ ihn die Predigt gar nicht anheben. Sowie sie ihn gewahr wurde, rief sie ihm entgegen:

„Hinaus mit Euch, Ihr Pfaffen! Wir haben nichts zu schaffen weder mit Baal noch mit Zebaoth. Seitdem wir Baku annectirt haben, ist die Religion der Feueranbeter auch eine anerkannte Religion. Die alle hier sind Feueranbeter und ich bin ihre Oberpriesterin!"

„Hurrah! Hoch die Feueranbeter!" rief es von allen Seiten; man faßte den frommen Mann von rechts und links und hielt ihm Feuerwein entgegen. „Trink Feuer!" Man

nöthigte ihn zu trinken und darüber seinen Sermon zu vergessen.

„Nun, das mag vorbehalten bei mir; was aber sage ich daheim dem Superintendenten?"

„Sag ihm, mein Herzchen," sprach Zeneida, „ich halte eben die Probe zu dem großen Concert, welches ich im Laufe der Fasten zum Besten des protestantischen Kirchthurmbaues zu geben gedenke."

Caplan und Organist waren vollkommen beruhigt. Sie gingen heim und referirten, die glaubenseifrige Patronesse habe die ersten Stunden der großen Fasten mit einem gottesfürchtigen frommen Werke begonnen.

Nun erst konnte man die Thore schließen; nun kommt von außen keine Störung mehr; und die Anwesenden, die gehen erst morgen Abends wieder weg von hier.

Der Chevalier Galban erachtete es für angemessen, den Arm seiner Dame dem Fürsten Ghedimin zu überlassen.

„Ich bin der Chevalier Galban."

„Ich habe das Vergnügen, Sie von Ihrem guten Renommée her zu kennen. Sie sind ein Hexenmeister bei den Damen."

„Habe ich das nicht etwa heute auch bewiesen? Da, mein Fürst, sehen Sie sich doch einmal das Armband an, mit dem dieser Blumenstrauß gefaßt ist; Sie erkennen es nicht wieder? Nun denn, sehen Sie sich dies Ding da noch dazu an."

Damit zog er aus seiner Westentasche das silberne Pfeifchen hervor, welches den Griff der Reitpeitsche bildete. Fürst Ghedimin konnte daran sein eigenes Wappen bemerken.

„Das sind die zwei Dii termini zwischen der Hirschjagd von heute Morgen und dem Triumphe von heute Abend."

„Und diese Metamorphose haben Sie zu Stande gebracht?"

Fürst Ghedimin war nahe daran, dem Chevalier die Hand zu drücken dafür, daß er seine Frau erobert hatte, um sie zu vermögen, seine Geliebte unbehelligt zu lassen; indessen verhinderte dies jener junge Mann, den wir Puschkin nennen

hörten; er schob plötzlich seine Visage zwischen den Fürsten und Galban und entführte ihn dem Händedruck des Fürsten durch eine stürmische Umarmung.

„Zdravtvujtjé Galban! Ich bin Puschkin!"

„Ah Puschkin! Bravo. Ich habe von Dir gehört; Du bist der vollendete französische Bonvivant in russischer Ausgabe."

„Ich bin stolz auf diesen Titel." Er war indeß nichts weniger als stolz darauf. Es kann keine größere Beleidigung geben, als wenn man an einem Dichter eine Eigenschaft rühmt, welche in keiner Beziehung zum Parnaß steht. Je nun, Galban war kein Censor, er konnte also nicht wissen, wie viele Meisterwerke des Dichters niedergestreckt lagen, gemeuchelt durch den grausamen Rothstift. „Ich bin stolz darauf, der Rinaldo der Petersburger Sausewinde zu sein und in dieser Beziehung Dein bescheidener Epigone. Wenn Du erlaubst, will ich Dich sofort mit den genialsten Coryphäen unserer Gesellschaft bekannt machen."

Damit legte er seinen Arm in jenen Galban's und entführte ihn in so recht burschikos lustiger Weise mitten in die Menge.

Dem Chevalier war es recht. Seine Aufgabe war es zunächst, mit den hier zusammengeströmten Malcontenten Bekanntschaft zu machen, und diesbezüglich war ihm ein so offenherziger, gesprächiger Kumpan höchst willkommen. Indessen machte er alsbald die Bemerkung, daß er sich in ihm getäuscht habe.

Der Erste, mit dem Puschkin den Chevalier Galban bekannt machte, war der amerikanische Gesandte, Mr. Black.

Mr. Black hatte nur ein Bein; das andere war ein künstliches, was ihn jedoch nicht hinderte, jeden Contretanz bis zum Schlusse mitzumachen. Uebrigens waren alle seine Bewegungen so mechanisch und gemessen, als ob Kopf und Arm gleichfalls von Rädern und Federn getrieben würden, und der ganze Mensch jeden Abend vor dem Schlafengehen auseinander genommen würde.

„Mr. Black, der jovialste Kamerad der Welt. Er versteht weder französisch, noch deutsch, weder griechisch, noch russisch, er spricht nur englisch; das aber versteht bei uns Niemand; er ist also stumm. Trotzdem ist er ein kreuzfideler Junge. Im vorigen Jahre hatte er noch einen Menschen, mit dem er reden konnte, seinen Secretär. Dem passirte aber das Malheur, daß er ihn im December, in der grimmigsten Kälte, in den Alexander Newsky-Friedhof mit sich nahm, die großartige Niederlage von Grabmonumenten zu besichtigen. Ein Granit-Obelisk gefiel dem Secretär ganz besonders. Auf dem Rückwege goß der Mann etwas zu viel Branntwein in sich hinein und erfror auf der Straße. Mr. Black brachte ihn schön zum Grabsteinhändler zurück und kaufte ihm dort den Obelisk, der ihm so gefallen hatte."

Der Vorgestellte ahnte, daß da soeben sein Lob gesungen werde; er beauftragte sonach den betreffenden Theil seines Individual-Mechanismus, auf seinen Gesichtszügen ein Lächeln zu bewirken, dann schüttelte er dem Chevalier kräftig die Hand und hakte sich ohneweiteres in dessen anderen Arm ein. Beide bugsirten nun den in's Schlepptau genommenen Galban weiter, bis ihnen ein dritter Herr in den Weg kam, den Puschkin dem Chevalier mit den Worten vorstellte:

„Sergius Sumikoff Alexievitsch."

„Ah, der berühmte Mystificator! Ich habe viel von Ihnen gehört."

Das Wort „Mystification" und überhaupt die Idee, blos zum Vergnügen die Leute zum Narren zu halten, war zu jener Zeit eben erst in die Mode gekommen, und zwar in Paris; wie hätte man es da iu Petersburg nicht nachmachen sollen?

„Sein neuestes Abenteuer hast Du aber doch nicht gehört," fiel ihm Puschkin in die Rede; „die Geschichte von dem Negersclaven. Na, die muß ich Dir erzählen; der Spaß war zu köstlich. Sumikoff malte sich das Gesicht schwarz und gab sich für den Sclaven des Fürsten Milinkoff aus. Wir hatten Alle Kenntniß von dem Spaß, nur Graf Petronjefski nicht; er war das Opfer. Mungo spielte Clavier und Guitarre,

sprach griechisch und lateinisch und declamirte Schiller, gewiß außerordentliche Fähigkeiten bei einem Negersclaven. Dabei wußte er höchst interessant zu erzählen, wie er zur Zeit, als er daheim noch König war, seine Minister, die ihn bestohlen hatten, in einem Mörser zerstampfen ließ. Petronjefski vernarrte sich förmlich in den Neger und ging Milinkoff an, er solle ihm den Burschen doch verkaufen. Milinkoff sträubte sich erst ein wenig; der Junge sei sein Liebling, er könne sich von ihm nicht trennen u. dgl. Endlich aber wurden sie doch um sechstausend Rubel handelseinig. Als Petronjefski den Betrag erlegte, machte ihn Milinkoff aufmerksam, er solle den Neger scharf im Auge behalten, denn der Bursche habe die Untugend durchzugehen. Der Graf meinte, er wolle schon Acht haben. Natürlich wusch sich Sumikoff in der ersten Nacht die chinesische Tusche aus dem Gesichte und spazierte mit weißem Antlitz gemüthlich zum Thore des Palais hinaus. Für die sechstausend Rubel arrangirten wir dann ein großartiges Gelage, und Petronjefski hat bis heute keine Ahnung davon, daß er es war, der die Zeche bezahlt hatte. Noch heutigen Tags überläuft er den unglücklichen Polizeimeister, er solle ihm seinen Neger schaffen."

Darüber durfte man lachen. Galban that es auch. Dabei dachte er sich aber: glaubt denn mein neugebackener Freund wirklich, daß er mit diesen abgedroschenen Anecdoten mich fängt und mich verhindern wird, dasjenige zu sehen, weswegen ich hergekommen bin?

Und er sah es. Er war sehr erfahren in der Kunst, die Leute nach einer Schilderung zu erkennen und inmitten der geräuschvollsten Menschenmenge denjenigen herauszufinden, den er sucht.

Er erblickte in der Menge zuerst jene Gestalt, die man ihm als die Krizsanowski's geschildert hatte, — und bald hernach denjenigeu, der Pestel hieß.

Er that, als ob er ganz Ohr wäre, die Großthaten des berühmten Mystificators zu vernehmen: dabei spähte er aber unablässig nach den beiden Gestalten, um zu sehen, ob sie einander wohl begegnen? ob sie sich wohl dem Fürsten

Ghedimin und Zeneida nähern? Keines von beiden geschah. Trafen sie einander zufällig, so gingen sie aneinander vorüber, ohne sich gegenseitig auch nur anzublicken, Zeneida aber schienen sie zu meiden. Er sah in der tanzenden, jauchzenden Menge noch mehrere markante Gestalten auftauchen, doch schienen dieselben von einander keine Notiz zu nehmen.

Puschkin machte jetzt einen Vorschlag.

„Wir sind unser Vier und könnten eine Partie l'hombre machen."

Der Chevalier Galban durchblickte diesen Vorschlag. Es wäre gar nicht übel, ihn jetzt an einem Spieltischchen, in einem abseits gelegenen Winkel, bei dem bemalten Papier die ganze Nacht festzuhalten.

„Ich danke; ich pflege nur Hazardspiele zu spielen."

„Die sind bei uns streng verboten."

„Wie die Bälle zur Fastenzeit!" bemerkte Galban lachend.

Jetzt lenkte ein neuer Aufzug die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. „Die Zigeuner kommen!" hieß es.

Auch in Rußland ist der Zigeuner der Minstrel des Volksliedes, wie in Ungarn. Sonderbar ist dabei, daß in Ungarn die Kunst des Zigeuners die Musik ist, während in Rußland der Zigeuner singt. Die Bande zieht als Gesangs-Chor von Stadt zu Stadt und darf bei Unterhaltungen der Großen niemals fehlen.

Die orientalisch-pittoresk gekleidete Gruppe nimmt in der Mitte des Saales Aufstellung uud vierundzwanzig Männer und Frauen lassen, einen Kreis bildend, die Gesänge von Wald und Flur erschallen, während eine einzelne Tänzerin jenen eigenthümlichen Tanz aufführt, in welchem der Text des Liedes sich wiederspiegelt.

„Schau, schau doch unsere schwarze Perle an!" sagte Puschkin, mit Hilfe seiner Freunde den Chevalier Galban in den Kreis der Zigeuner ziehend. „Bravo, Diabolka! Zeige Dich deines Namens würdig! Sieh Dir doch einmal diese Gestalt an! Sie ist ein wahrhaftiger Teufel; jede ihrer Bewegungen ist eine Verlockung. Wie ihre Augen

funkeln! Die ganze Hölle brennt in ihnen; beneidenswerth die Verdammten, die dort büßen! Wenn sie, die langen Wimpern gesenkt, so melancholisch um sich blickt, würdest Du sie für eine reuige Büßerin halten, die mit süßem Schauer ihrer Sünden gedenkt. Wie dann plötzlich das dämonische Feuer ausbricht! Ihr Tanz ist das Ideal der Raserei. Es ist dies kein studirter Tanz; die Trunkenheit der Sinne inspirirt diese Convulsionen. Dreist ist der Tanz, doch stets classisch wie der einer Mänade. Wie ihre Augen Feuer sprühen; wie ihre weißen Zahnreihen auf einander schlagen! Ihr ganzes Wesen ist eine Flamme. Wie sie da um sich selbst kreist, glaubt man jeden Augenblick, sie müsse in Flammen aufgehen. Du glaubst, sie sei erschöpft, ermüdet, sie wanke, wenn sie so die beiden Arme über den Kopf erhebt, das Haupt matt auf diese Sammtlehne sinken läßt, wenn ihre Augenwimpern sich bebend senken und der Mund lüstern offen bleibt; — Du glaubst dann, sie müsse zusammenbrechen. — Trau' ihr nicht! So macht's der Tiger, wenn er sich platt auf den Boden drückt und späht, wie er sein Opfer mit einem Satze in seine Gewalt bekommen kann. Der Tiger beißt!"

Das wilde Zigeunermädchen richtete sich aus seiner ermatteten, statuenhaften Pose plötzlich auf, sprang auf den Chevalier Galban los, umschlang dessen Nacken und küßte ihn auf die Lippen.

„Bei Gott, die Comödie ist gut einstudirt!" dachte der Chevalier Galban. „Jetzt bin ich durch die Arme eines teuflisch schönen Mädchens gebunden. Meine Verschwörer verstehen sich auf ihr Handwerk."

„Bravo, Diabolka!" applaudirte Puschkin und im Nu waren die drei Herren von der Seite des Chevaliers Galban verschwunden: es war nicht mehr nöthig, ihn zu überwachen. Wen einmal das Kreuzgewebe der Diabolka umsponnen, der ist gefangen und erdrosselt.

Chevalier Galban durchschaute auch das. Doch war er zu sehr Weltmann und besaß zu viel Geschmack, um den dargebotenen Becher zurückzuweisen. „Heute bist Du meine Teu-

felin," flüsterte er dem Mädchen in's Ohr, welches mit den elektrisch zuckenden, sammtweichen Armen ihn umschlungen hielt. Und gleichsam, um sich mit seiner Eroberung zu brüsten, führte er das Zigeunermädchen im Tanzsaale, im Buffet, im Palmenhain umher — stets als getreuer cavalière servente und dabei ununterbrochen die beiden Gestalten im Auge behaltend.

Er begann wahrzunehmen, daß Jene denen er auflauerte, wieder ihm auflauerten. Und sie werden die geräuschvollen Unterhaltungssäle gewiß nicht verlassen, so lange sie ihn hier sehen. Sein Stratagem war fertig.

Als er mit Diabolka zum zweiten Male die Tour im Saal machte, versprach er ihr, sie zu heirathen und zum Zeichen der Verlobung steckte er seinen Ring an ihren Finger. Das Mädchen vergaß ihn zu fragen: „Wie heißest Du?" — der Name des Steines aber, der in dem Ringe funkelte, war ihr bekannt: es war ein Demant.

„Und wenn Du mein Mann sein wirst, dann kommst Du mit mir in das Hüttenzelt, wo wir Kessel flicken und am gestohlenen Hammelfleisch uns gütlich thun?"

„Nicht so wird es sein; wenn Du mein Weib sein wirst, dann kommst Du mit mir in mein Schloß; dort wirst Du dich jeden Tag fünfmal ankleiden, wirst in silbernen Tellern essen, als ob täglich Hochzeit wäre."

„Ich will Dir Karten aufschlagen; da wird sich zeigen, wessen Prophezeiung in Erfüllung gehen wird. Komm! Verbergen wir uns an einem Ort, wo uns Niemand sieht."

Diabolka war, wie es schien, in diesem Walde zu Hause; sie wußte, an welche Feder in dem Getäfel der unmerklich in die Wand eingefügten Thüre sie zu drücken habe, damit sich diese Thür öffne. Hinter dieser Thüre birgt sich ein trauliches Versteck, groß genug für ein glückliches Paar. Die Thüre schließt sich wieder. In dem geräuschvollen Saale merkt Niemand, daß zwei Menschen fehlen. Mitten in dem kleinen Reduit befand sich ein rundes Tischchen; drehte man dieses Tischchen, so versank es, um nach kurzer

Zeit bedeckt mit einem leckeren Mahle wieder emporzutauchen, mit einem Mahle, bei welchem auch der in Eis gekühlte Champagner nicht fehlte.

Chevalier Galban lächelte. Das wäre also die Falle. Und zur größeren Sicherheit hat man sogar die Katze hier eingeschlossen. Die Aermsten! Sie glauben, man könne Schlangen in einer Mausefalle fangen! Indeß, er will Kurzweil treiben. Man muß dem Feinde Zeit lassen, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Sie glauben jetzt, er sei schon gefangen. Wer sich Diabolka überlasseu, gehört ganz ihr. Sie glauben, er sei schon aus dem Wege geräumt. Jetzt, da sie vor seinen Späheraugen sicher sind, treffen sich die Zusammengehörigen zur großen Begegnung. — Aber wo findet diese Begegnung statt? in welchem Versteck dieses geheimnißvollen Gebäudes? Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Tschirr! klatschte das an den Tisch geschleuderte Glas, in tausend Splitter zerschellend.

„Wenn ich an Deiner Seite bin, dann denke an nichts Anderes! Wenn Du in meine Augen blicken kannst, dann starre nicht in die Welt! Oder fürchtest Du mich! Willst Du etwa nüchtern bleiben?“

Galban bewies, daß er sie nicht fürchte und nicht nüchtern bleiben wolle. Er ergriff die Flasche und trank. Er mochte seine Gründe haben, direct aus der Flasche zu trinken. In die Champagnerflasche kann man keinen Schlaftrunk mengen, denn wenn sie geöffnet wird, läuft ihr Inhalt aus; in das Glas aber kann man leicht ein Schlafmittel unbemerkt hineinprakticiren.

Daß in dem Chevalier Galban der Verdacht auftauchte, man könnte ihn hier auch durch ein Narkoticum unschädlich machen, erklärt sich einfach durch den Umstand, daß er selbst ein solches Schlafmittel in der Tasche mitgebracht hatte, in der Vorsicht, falls ihm irgend ein Unbequemer in den Weg kommen sollte, sich seiner zu entledigen.

Man kann nicht zwei Dingen gleichzeitig lauschen, dem Pochen des Herzens und dem Ticken der Uhr.

Wer mit der Sinnen Lust spielt, hat es mit einem Falschspieler zu thun, der die Zeit nicht mißt, Galban wußte dies aus Erfahrung. Er mußte der schwarzen Schönheit rechtzeitig los werden — und das Zigeunermädchen ward von Wein nicht trunken. Sie hatte schon alle Gläser zerschlagen und sie tranken abwechselnd aus den Flaschen, denen sie vorher die Hälse brachen.

Mit einer solchen Flasche mußte sie unschädlich gemacht werden. Das war sehr leicht. Wenn man der in Eis gekühlten Flasche den Hals abbricht, da sind vier Fünftel des Weines gefroren. Das Schlafmittel, das da hineingeschüttet wird, vermengt sich nur mit dem flüssig gebliebenen Wein. Wer zuerst daraus trinkt, der hat das Schlafmittel getrunken. Wer später trinkt, der bekömmt den aus dem schmelzenden Eise wieder gewonnenen Wein, der ihm nicht schadet.

Die überschäumende Lust Diabolka's wich plötzlich einer gewissen Erschöpfung; ihre Arme sanken von dem Nacken ihres Galban schlaff herab. Sie begann zu gähnen; ihr Haupt sank zurück. Für einen Augenblick raffte sie sich empor, als ob sie zur Besinnung käme und ein Licht in ihr aufdämmern würde: sie dürfe jetzt nicht schlafen, weil daraus eine große Gefahr entstehen könnte! Sie suchte den Wasserkrug. — Allein das Mittel war zu stark. Nachdem sie zwei Schritte gemacht, begann sie zu wanken. Noch hielt sie die Hand auf der Stirne, doch schlief sie schon. „Legt die Bären an die Kette“ — stammelte sie. Sie träumte schon von der Wüste, dann sank sie in ihrer ganzen Länge auf dem Boden hin. Der Chevalier Galban hob das Mädchen vom Boden auf, legte dasselbe auf den Pfühl, drückte einen Kuß auf seine Lippen und verließ es.

Die geheime Thür öffnete sich und er befand sich wieder im Palmenhain. Es ist dies ein sechs Klafter hohes Amphitheater, angefüllt mit den seltensten Pflanzen aus Indien und von den Ufern des Senegal, die man hier mittelst falscher Wärme und imitirten Sonnenscheines bethören will, damit sie im Lande des neunmonatlichen Winters grünen und gedeihen.

Hinter einem riesigen Feigen-Cactus verborgen spähte der Chevalier Galban in den Nebensaal.

Dort sah er das Bild einer wilden Orgie, die weder die Erinnerung, noch die Phantasie verewigen mag. Sie interessirte ihn auch nicht. Was er sehen wollte, war: ob die Gestalten, die er in's Auge gefaßt hatte, an den eleusinischen Mysterien theilnehmen? Er sah keine einzige derselben. Es war in der That ein Maskenball; der Ball selbst war die Maske, und die sie tragen, sind nicht auf dem Ball.

Wo sind sie dann?

Sie waren sämmtlich verschwunden, selbst Puschkin, der Großmeister der Brüder Liederlich.

Er machte sich auf, um sie zu suchen.

Es war dies ein schwieriges und riskirtes Unternehmen.

Es galt, in einem ihm vollkommen unbekannten Palaste, ohne Orientirung, sich auf die Suche zu machen, den ihm etwa Begegnenden auszuweichen, den Verwunderten durch simulirte Trunkenheit zu täuschen, gleich einem Betrunkenen, der bei jeder Thür eintreten will; es galt von den Helden gestörter Schäferstunden da und dort hinausgeworfen zu werden. Und findet er endlich den Ort, wohin die separirte Gesellschaft sich zurückgezogen, so ist es leicht möglich, daß dort eine Wache aufgestellt ist, um die Verborgenen von dem Herannahen eines Verdächtigen zn verständigen. Diesen Wächter mußte er meuchlings überfallen, ihm die Pistole an die Brust setzen. Denn wo ein Herold vor der Thür steht, da lauert hinter der Thür die Verschwöruug. Dann galt es durch die Thür einzudringen. Ist die Tbür geschlossen, dann ist der Verdacht begründet: dann ist über diesen Palast das Urtheil gesprochen; derselbe wird, wenn nöthig, bis auf den letzten Stein zerstört. Ist die Thür offen, dann gilt es einzutreten mit dem Rufe: „Im Namen des Czars, Sie sind meine Gefangenen!“ Es ist möglich, daß sie ihn sofort niedermachen, aber viel wahrscheinlicher, daß sie es nicht thun. Eine entdeckte Conspiration ist demoralisirt. Wenn sie die Worte vernehmen werden: „Falls ich bis

morgen Früh nicht zu Araktsejeff zurückkehre, gerathen alle Jene, die sich hier im Palaste befinden, in die Hände der Macht!" — da werden sie erstarrt sein und die Hände den Fesseln selbst entgegenstrecken. Und schließlich ist es sein Beruf. Der Eine stirbt so, der Andere wieder anders. Der Soldat weiß, daß man auf ihn schießt, er geht doch vorwärts; der Seemann weiß, daß es im Meere keine Balken gibt, er vertraut sich ihm doch an. Der Eine tritt dem Henkerbeil kühn entgegen, der Andere dem Dolch: beides ist Heroismus.

Und dann, wenn er die Zurückgezogenen nicht vor dem „grünen Buch", sondern am grünen Tisch findet, wo sie bei der verbotenen Roulette ihr Geld vergeuden? Eh bien! dann setzt er sich zu ihnen und wird dem Araktsejeff nichts sagen. Das ist nicht die Aufgabe eines Gentleman.

Er besaß zu diesen Nachforschungen gewissermaßen einen Ariadne-Faden, gleich dem ausgestreuten Kiesel, der — wie es in der Fabel heißt — das verirrte Kind aus dem Walde wieder herausführt.

Zeneida war im Costüm der Semiramis nach Hause gekommen. Ihr reiches, röthliches Haar war mit echten Perlen durchflochten. Als der Chevalier Galban der im Triumph nach Hause geleiteten Künstlerin behilflich war, den Baschlik vom Kopf zu nehmen, hatte er vorsätzlich eine Perlenschnur unbemerkt zerrissen. Eine Zeitlang kann das dichte Haar die von der Schnur sich ablösenden Perlen auffangen, doch ist es unmöglich, daß während des Gehens nicht hie und da eine Perle zur Erde falle.

Eine hat er im Palmenhain schon gefunden. — Sie mußte also hier durchgeschritten sein. — Die zweite Perle fand er in einem Corridor. — Die dritte verrieth ihm schon die Schwelle der Wohnräume, durch welche die Dame verschwand. — Und wo sie ist, da müssen auch die Uebrigen sein.



IX.

Der grüne Tisch und das grüne Buch.

Der Saal, in welchem der „Bund des Nordens" seine Sitzungen hielt, war mit doppelten Thüren versehen; in russischen Palästen nichts Ungewöhnliches, da man durch das Schlüsselloch solcher Thüren nicht spioniren, nichts erhorchen kann.

Die Mitte des Saales occupirte ein massiver Tisch, vielmehr ein Kasten, dessen obere Fläche die Roulette bildet. Die Geldrollen — wahrscheinlich Imperiale enthaltend (in Banknoten wird Roulette nicht gespielt) — sind in Reihen aufgestellt, daneben liegen die langstieligen Krücken des Croupiers. Jeder neu Eintretende nimmt am Tische Platz und legt seine Börse vor sich hin. Gespielt aber wird nicht. All das ist eben nur Gaukelei. So oft ein Mitglied ankömmt, setzt sich auf das Oeffnen der Thüre der Kreisel der Roulette in Bewegung und das Geräusch der tanzenden Kugel macht die Gesellschaft darauf aufmerksam, daß Jemand naht. Ueberraschungen waren also nicht zu befürchten.

Die gegenseitigeu Vorstellungen der Versammelten besorgt die Frau des Hauses. Das ist nothwendig, denn diesmal sind Leute anwesend, die einander nie gesehen; Gesandte, Vertreter der geheimen Gesellschaften, die sich in den entferntesten Gegenden aller Länder gebildet haben. Präsident und Siegelbewahrer des „Bund des Nordens" ist Fürst Ghedimin, Secretär: Rylejeff, ein junger Poet und Agent der amerikanischen Getreidegesellschaft.

Von den drei Brüdern Turgenjeff ist der älteste, Nikolaus der Historiker, anwesend; Oberst Lunin der Eigenthümer der geheimen Druckerei; ein Bestuseff, Kuchelbäcker, der Commandant der Artillerie. Ferner Waskofski, das Haupt des „Heil-Vereins"; Murawieff, der Repräsentant der „vereinigten Slaven"; Orloff, der die Seele des „Heldenbundes" ist. Das sind alle gesondert für sich wirkende geheime Verbindungen, die ein gemeinsames Ziel verfolgen: „die Freiheit"

— (Die Freiheit unter dem Schnee). Aber ihr Vorgehen, ihre Art, ihre Werkzeuge sind von einander verschieden. — Darum veranstalteten sie die jetzige Zusammenkunft, um die auseinandergehenden Pläne durch gemeinsames Vorgehen zu vereinigen. Zu dieser Conferenz beriefen sie vom fernen Ufer des Schwarzen Meeres den Präsidenten des „Südbundes", Oberst Pestel, und das Haupt der noch ferner im Kaukasus lebenden „Wilden", Jakuskin. Der aber am weitesten herkam (denn er mußte durch ein Blutmeer waten, das die beiden Nationen von einander trennt) war der Wortführer der polnischen „Kosinyery": Krisanowsky. Alle diese Männer tragen Uniformen, den einzigen Rylejeff ausgenommen, der nichts weiter ist als Bürger, und einen modernen blauen Frack mit gelben Knöpfen trägt. Alle sind bartlos, mit glatt rasirten Gesichtern, nur der Pole behielt seinen nationalen Typus bei und Jakuskin, dessen zausiger Bart mit seinen Augenbrauen zusammenwächst, repräsentirt den echten wilden Kosakentypus und brüstet sich mit seinem vernachlässigten Aeußern.

Und all den Anwesenden steht Etwas auf der Stirne geschrieben.

Zeneida steht an der Thür und empfängt die Ankommenden, bis sich der Saal mit ihnen füllt. Es wird keine laute Conversation geführt; jeder unterhält sich mit den Geistern, die ihn hieher geführt.

Da wird das Rollen der Roulettekugel noch einmal hörbar.

„Wer kann noch kommen?" fragt Zeneida.

In der Thüre erscheint Puschkin.

Die Züge Zeneida's drücken unwillkürlich Schrecken aus.

„Weshalb kommst Du her?" flüstert sie ihm erregt zu.

„Darf ich das nicht?"

„Warst Du nicht beauftragt, Galban zu beobachten, damit er uns nicht überrasche."

„Es fand sich ein besserer Wächter für ihn. Diabolka hat ihn in die Mausefalle geführt."

„Aber Du hast deinen Auftrag zu erfüllen."

„Ich werde zurückkehren, sobald es ohne Indiscretion geschehen kann. Jetzt will ich hier bleiben. Stelle mich vor!"

„Bist Du ein Kind! Plagt Dich die Neugierde zu erfahren, was wir hier thun?"

„Ich will Theil daran nehmen."

„Welcher Eigensinn! Du glaubst wohl, daß es hier um's Leben geht und suchst einen Ruhm darin, auch deinen Kopf auf die eine Karte zu setzen. Bleibe hier. Du sollst sehen! — Herr Puschkin!"

Damit wandte sie ihm den Rücken als zürne sie ihm, während sie ihn den Anderen vorstellte.

Zeneida war die Polizei der ganzen Verbindung. Wer in ihr Palais geladen war, wurde als „Bruder" aufgenommen, wem sie etwas anvertraute, der wurde unter die „Männer" gereiht, aber um an den geheimen Conferenzen theilzunehmen und zu den Bojaren erhoben zu werden, bedurfte es noch einer weiteren Emfehlung.

„Wer empfiehlt ihn noch?" frug Fürst Ghedimin.

„Ich!" antwortete Rylejeff.

Damit wurde Puschkin ein Platz am Tische angewiesen.

Es war ein ausdrucksvoller Kopf. Sein wirres Kraushaar, seine Nase erinnern noch an das afrikanische Blut, das sich in seinen Adern mischt. Einer seiner Ahnen nahm die Tochter Hannibal's zur Frau, den Czar Peter I. aus einem Negersclaven zu einem General erhob. Seine Augen sind dunkel und tiefliegend. Und dennoch, trotz dieser unharmonischen Züge gemahnt dieser Kopf beim ersten Anblick an Byron. Der Ausdruck ist ein gemeinsamer.

Puschkin war verliebt in Zeneida, d. h. er schwärmte für sie. Zeneida aber liebte Puschkin ernstlich, und deshalb wollte sie nicht, daß er sie liebe.

Ein Wort erklärte das widersprechliche Räthsel.

Zeneida wußte zu wohl, daß Jeder, der sein Schicksal an das ihrige fesselt, einem finsteren Verhängnisse entgegengeht, aus dessen Dunkel die Umrisse des Schaffots auftauchen. Finnland ward durch dieselbe Macht — gegen welche sich

diese geheimen Verbindungen verschworen — in Fesseln geschlagen, und Zeneida erinnerte sich noch an die Thränen ihrer Mutter und den einfachen schwarzen Sarg, in welchem man verstohlen in dunkler Nacht einen Mann nach Hause brachte, dem der Kopf abgehauen war, und den zu beweinen Niemandem erlaubt war. Erst als sie herangewachsen war, erfuhr sie, daß dieser Mann ihr Vater gewesen.

Zu sehr liebte sie Puschkin, als daß sie ihn auf den gefährlichen Weg mitgenommen hätte, von welchem die Menschen mit unter die Arme gesteckten Köpfen zurückkehren. Sie hatte ihm ein glückliches sonniges Los zugedacht. Längst hatte sie in dem unruhigen liederlichen Jungen das Genie erkannt, welches ihm nicht verliehen war, um das Boudoir einer Frau mit seinem Glanze zu erfüllen, das nicht Rußland allein, sondern der Welt gehörte. Weshalb den Dichter verschwenden? Warum die Flinte mit Demanten laden, um sie zu verpuffen! wenn dazu auch das Blei gut genug ist, ja noch besser.

„Meine Herren,“ redete Zeneida die Gesellschaft an, „ich muß vor Allem unseren Bruder Rylejeff ersuchen, uns das Freiheitslied vorzutragen, welches wir unter dem Volke verbreiten wollen. Die Vorbereitung der Volksstimmung ist ja die Hauptsache.“ (Zustimmung.)

Rylejeff, der Poet, ein schöner, blonder, schlanker Jüngling, erhob sich und trug das Freiheitslied vor, welches er verfaßt hatte.

Es war dies ein schönes, correctes, hochgestimmtes Gedicht, allen Regeln der Technik auf's Beste entsprechend. Der rhetorische Klimax steigerte sich fortwährend in hinreißender Wirkung, und den Grundton des Ganzen bildete jene tiefe, ergreifende Melancholie, welche so sehr mit dem Gemüthe des Volkes harmonirt.

Nach dem Vortrage des Gedichtes eilte jeder, den jungen Tirtäus zu begrüßen, Zeneida aber sank mit thränenerfüllten Augen an seine Brust und küßte seine Wange.

Puschkin wandte unwillig sein Gesicht ab. Daß eine Frau einen Mann küßt, ist allerdings in der russischen

Gesellschaft angenommener Gebrauch. Sieh, Ghedimin bemerkt dies kaum und er hat mit Zeneiden doch etwas zu schaffen, aber Puschkin gefiel dies doch nicht. Er beneidete Rylejeff. Den Kuß selbst neidete er ihm, um wie viel mehr als den Preis eines Gedichtes, das eben angeht — faute de mieux.

„Ein herrliches Gedicht!" sagte Fürst Ghedimin. „Wir werden es in einer Million Exemplaren in Lubin's Druckerei drucken und unter das Volk vertheilen lassen."

„Sie vergessen, Fürst," schaltete Zeneida ein, „daß unser Volk nicht lesen kann. Ich würde es für zweckmäßiger halten, das Gedicht in Musik setzen zu lassen; — das Lied dringt rascher in das Volk. Es verbreitet sich weiter von Feld zu Feld; die Mäher, die Schnitter, die Fuhrleute tragen es von Dorf zu Dorf, und was sie singen, das bleibt ewig. In den finnischen Volksliedern verblieb die Geschichte der Nation, die Erinnerung an ihr historisches Leben, ihre Freiheit; diese kann man nicht confisciren. Die Marseillaise allein warb eine Armee iu Frankreich."

„Wem könnte man aber die musikalische Bearbeitung des Gedichtes anvertrauen?" fragte der Fürst.

„Da ist Herr Puschkin," sagte Zeneida. „Er kann sehr schöne Melodien componiren."

Puschkin war es, als hätte ihn eine Tarantel gestochen.

Er als Componist sollte die Melodie zum Freiheitsliede Ryljeff's machen!

Man kann ja die Subordination zu großer Vervollkommnung bringen. Es kann geschehen, daß ein Staatsrath, wenn er als Nationalgardist und gemeiner Soldat ausrückt, den Befehlen seines eigenen Kanzleidieners und Corporals gehorcht; es kann auch geschehen, daß ein Herzog, wenn er Freimaurer wird, sich vor einem Schuster verneigt, weil dieser der Meister der Loge ist; aber, daß ein Dichter zum Poëm eines andern Dichters die Melodie schreibe, wenn er fühlt, daß er der Cäsar und Jener nur der Pompejus: — das gehört zu den Unmöglichkeiten.

Tiefe Röthe übergoß Puschkin's Gesicht.

„So viel ich weiß, erstanden Text und Melodie der Marseillaise zugleich. Rouget de l'Isle schuf zugleich den Ton und das Wort. Das kann auch nicht anders sein. Nur der Dichter allein kann die richtige Stimmung finden, kann sich dabei begeistern. Rylejeff's Gedicht ist schön, ist prächtig; doch es zündet nicht und erwärmt nicht. Hier ist Feuer vonnöthen!"

Und unbewußt schlug er an seine Brust, als ob er sagen wollte: „Was hier ist."

„Weißt du was, Puschkin," sagte Zeneida, „wenn du diese poetische Glut empfindest, wenn du Besseres als dieses machen kannst, so ziehe Dich in jenes kleine Seitengemach zurück, Du findest dort ein Clavier und einen Schreibtisch; bringe Besseres zu Stande!"

Puschkin war gefangen.

„Warum nicht? Ich werde euch ein Lied bringen, das der Bauer nicht erst zum Popen tragen muß, daß er ihm erkläre, was das bedeute, daß wir auf Erden wandeln?"

Bei diesen Worten blickte er Zeneida in's Auge, und was seine Blicke sagten, daraus konnte man den Gedanken errathen: „und wenn Du für die Reime Ryllejeff's einen Kuß gegeben, welchen Preis wirst Du mir spenden, wenn Du das hörst, was mein Herz in Flammen setzte?"

Er stand auf und begab sich in das Nebengemach. Bald belehrten sie einzelne Accorde, daß er in dichterischem Schaffen vertieft war, und darin kann man sich nicht unterbrechen.

Zeneida wollte nichts Anderes erreichen.

Als Puschkin das Zimmer verlassen hatte, drehte Zeneida die Roulette. Die Kugel blieb vor Nikolaus Turgenjeff stehen. Er war durch das Los zum Präsidenten der heutigen Berathung designirt. Er nahm den Fauteuil ein, der Aehnlichkeit hatte mit dem Thron des Bankiers beim Roulettespiel.

Nun zog Fürst Ghedimin einen feinen, kleinen Stahlschlüssel hervor, der in das Schlüsselloch unter einem zur Seite geschobenen Messingknopfe paßte, und überreichte den

Schlüssel dem Präsidenten, der ihn zweimal im Schlosse umdrehte.

Hierauf glitt die Kupferplatte, auf welcher die Roulette aufgestellt war, auf die andere Seite des langen Tisches. Auf dem Platze, den sie bis dahin bedeckt hatte, lag das „grüne Buch —" das echte „grüne Buch".

Eine einzige, vom Plafond herabhängende Lampe beleuchtete die Gestalten, welche in ihrem Lichte erschienen, wie die Statuen eines Museums; jeder Zug gewann scharfen Ausdruck, in seiner Unbeweglichkeit Charakter und Stimmung markirend, — ebenso viele historische Charakterköpfe, deren Bestimmung es war, sich entweder über die Völker zu erheben und vergöttert zu werden, oder durch den Fußtritt des Henkersknechtes fortgerollt zu werden. In der Zeit der stillen Reflexion, die da geboten war, schienen sie sämmtlich gegenseitig ihre Gesichter zu studieren: mehrere von ihnen sahen sich jetzt zum ersten Mal im Leben und verglichen die mit dem Blicke umfangene Gestalt mit der vorgestellten idealen Figur. Die „Südbündler" und der „Pole" hatten einander nie gesehen Jakuskin hatten Mehrere einmal, vor zehn Jahren, gekannt; da war dieser aber ein lebensfroher Höfling mit glattem Gesicht; davon ist nichts mehr an ihm, — es ist ein Wilder, der nur lächelt, wenn er sich zum Morden vorbereitet. Auf den Präsidentenstuhl gestützt steht Zeneida; es ist ein Bild, das Aehnlichkeit hat mit den Statuen der „Republik", nur daß sie statt des gegen das Herz gerichteten Dolches einen zur Huldigung gesandten Blumenstrauß in der Hand hält. (Auch das ist nur ein Dolch.)

Außer Jenen, die wir bereits beschrieben haben, wohnten dieser historischen Zusammenkunft bei: die drei Brüder Bestuseff, Fürst Trubetzkoi Obolensky, Korsofski, Urbuseff, Pestein, Orloff, Konovnitzin, Odojefski, Setkof, Sutsin, Battenkoff, Rostopschin, Rosen, Steinkal, Arsibuseff, Annenkoff, Ostofski und Muravieff Apostol, ebenso viele Vertreter der zerstreut im Bunde wirkenden geheimen Gesellschaften.

Rylejeff, der Schriftführer, öffnete das Grünbuch. Der Präsident forderte ihn auf, die Beschlüsse der letzten Sitzung vorzutragen.

Es war die Ausarbeitung eines Verfassungsplanes für das ganze Rußland. Ihr Titel „Ruskaja Pravda."

Das war eine republikanische Verfassung, in welcher alle Provinzen, welche der russische Despot zu einem großen Reiche vereinigte, als selbstständige Länder auferstehen, unter ihren eigenen Präsidenten, Großrußland, Kleinrußland, Finnland, Polen, Livland, Kasan, Sibirien, die Krim, der Kaukasus: neun Republiken mit eigener Regierung und Armee, welche ein gemeinsames Directorium zusammenhält, dessen Sitz Moskau.

Die Republik braucht nicht St. Petersburg; weder das „St." noch den „Peter", noch die „Burg."

Das Motto des Planes war:

Frage: Wird Europa in fünfzig Jahren republikanisch oder russisch sein?"

Antwort: „Beides!"

Dieser Plan der Verfassung war mit den Farben einer glühenden Phantasie ausgemalt. Jedes Volk zu befreien — und dann alle freien Völker zu vereinigen! Das eine von dem Andern nicht zu erdrücken; Jedem überlassen, auf seine Weise glücklich zu werden, die eigene Sprache und das eigene Feld zu cultiviren und einander nicht mehr zu hassen.

Das war im „Grünen Buche".

Der Erste nahm Fürst Ghedimin das Wort.

„Der Plan ist schön. Doch das größte Hinderniß, welches der Befreiung des Volkes im Wege steht, ist, daß das Volk nicht weiß, daß es nicht frei ist. Wir müssen damit anfangen, daß wir es aufklären. Ueberschwemmen wir das Land mit den Katechismen des „freien Menschen" studiren wir die Specialleiden aller Völker in der Provinz, lernen wir ihr Elend kennen und gewinnen wir sie für die Freiheit, indem wir ihnen Sanirung versprechen. Es schmerzt das Volk, wenn es hungert, Stockprügel erhält,

wenn man den Sohn zum Soldaten nimmt; aber das Joch, das ihm den Nacken niederdrückt, kennt es nicht."

Pestel wartete unruhig, daß er sprechen könne.

„Lieber Fürst, dein Plan ist gut für denjenigen, der fünfzig Jahre warten und Kartenhäuser bauen kann, welche auf den Luftzug einer Thürspalte zusammenbrechen. Wir haben nicht die Zeit, uns mit philosophischen Theorien abzugeben. Auf wen wir rechnen, das ist die Armee, das ist der hohe Adel. Wenn die Macht einmal in unseren Händen ist, dann können wir zur Erziehung des Volkes unsere Verfügungen treffen. Eine dem Volke überlassene Bewegung kann zu neuem Pugatsef-Aufstande führen."

„Und wäre dieser schlecht?" fragte in heiserem Tone Jakuskin, indem er aus einer Ecke in den Kreis trat.

„Er ist schlecht, weil er nicht organisirt werden kann. Wer unsern Plan ausführen will, der muß Herr der Situation bleiben. Ein glücklicher Insurgentenchef wäre in Rußland nichts weiter wie ein neuer Tyrann. Unser Plan muß auf einmal, auf ein Commandowort in ganz Rußland ausgeführt werden. Und sobald das geschehen ist, wird jede geheime Gesellschaft aufgelöst werden und wir sistiren jede Verschwörung. Und eine so verhaßte Aufgabe heute die polizeiliche Spionage ist, als ein so edler Beruf muß sie in Zukunft betrachtet werden. Jeder Mann von Charakter, jeder freie Mann und jeder Patriot muß stolz darauf sein, ein Polizeicommissär der Freiheit zu sein. All' das muß sich wie mit einem Zauberschlage vollziehen."

„Und was machst Du während des Zauberschlages mit dem Czar und den Großfürsten?" fragte Jakuskin mit kalter Ironie.

„Wir machen sie zu Gefangenen, setzen sie auf ein Kriegsschiff und schicken sie in die neue Welt."

„Ja — in die — andere Welt! Auf Charon's Schiffe!" kreischte hervorbrechend der kaukasische Soldat. Und dabei trat er an den Tisch und stemmte seine Faust auf denselben. „Hört Ihr, Gesandte des Südens und des Nordens, Mitglieder der Tugendvereine und Wohlfahrtscomités,

Ihr spielt alle ein falsches Spiel — Ihr betrügt euch selbst. Auf die Frage, die ich gestellt habe, gibt es nur eine Antwort: ihre Asche in alle Winde zu streuen! — Ich bin kein Kind, wie Ihr. Ich bin nicht hieher gekommen und habe nicht 2000 Werst zurückgelegt, damit ich Eure philosophischen Betrachtungen zu Ende höre, sondern um zu handeln.“

Rylejeff unterbrach ihn mit ruhigem Ernst.

„Ja wohl. Du wirst handeln wie die Mehrheit beschließt.“

Dem wilden Krieger drang bei diesem Ordnungsruf das Blut zum Kopfe.

„Hörst du, Rylejeff, ich war auch einmal ein so junger Mensch wie Du bist: es ist noch gar nicht lange her. Auch ich habe geglaubt, es genüge, gut zu sein, um die ganze Welt zu verbessern. Ich hatte eine so schöne Braut, wie Du heute eine hast. Ich war Officier in der Garde und mit zwanzig Jahren wurde ich in zehn Gefechten ausgezeichnet. Und weißt Du, was mit mir geschah? Am Vorabend meiner Hochzeit stahl mir Araktsejeff's Sohn die Braut; ein nichtsnutzer Bursche, der sich den Säbel noch nicht umgürten konnte, und mir doch zum Obersten gegeben wurde. Ich forderte ihn auf Leben und Tod heraus, und der Feige, statt der Herausforderung Folge zu leisten, denuncirte mich dem Czaren und ich wurde in den Kaukasus verbannt. Als ich, die Hölle im Herzen, von der Stadt Abschied nahm, war das letzte Bild, das ich sah, ein aus dem Wasser gezogenes Mädchen, das man todt zu mir brachte: meine Braut. Ich küßte sie. Ich fühle noch jetzt die Kälte dieses Kußes auf den Lippen. Und ich werde sie solange fühlen, bis sie das Blut nicht löscht, nach welchem ich kannibalisch lechze. Betrachte einmal in Czarskoje Zelo das große prächtig gemalte Schlachtenbild. Hinter dem Czaren siehst du einen Jüngling auf bäumendem Rosse, einen Jüngling, der hoch seinen Säbel schwingt, dessen Gesicht vom Triumphe, von Treue leuchtet. Das war ich! — Die Jahre haben die Begeisterung verdrängt;

aber den Säbel schwinge ich noch immer über seinem Haupte."

„Und ich hoffe, daß es auch so bleiben wird, ewig geschwungen, wie auf dem gemalten Bilde."

„Aber er wird nicht so bleiben!" rief Jakuskin heftig; „ich schwöre es bei dem Teufel, den sie mir in das Herz geschickt haben als dessen ständigen Bewohner, daß ich auf nichts Anderes höre, wie auf meine ewige Rache. Ihr könnt die grünen Bücher vollschreiben mit Beschlüssen; mein Entschluß ist da!"

Damit schwang er den Arm, ein in seinem Rockärmel verborgener Dolch glitt in seine Hand und erglänzte vor der Gesellschaft.

Rylejeff sprang entsetzt vom Platze auf, riß aus seiner Seitentasche eine Pistole und richtete sie auf die Brust Jakuskin's.

„Und ich schwöre Dir, daß ich Dich auf der Stelle niederschieße, wenn Du Dich gegen unsere Gesetze auflehnst."

„Nun so schieße mich nieder! Da her schieße, Knabe!" brüllte Jakuskin, indem er sein Gewand zerriß und die entblößte Brust der Pistole entgegen streckte. „Lerne von mir, wie man sterben muß."

„Gehorche, Jakuskin!" — „Nimm dein Wort zurück!" riefen Mehrere und liefen herbei, um den Wüthenden zu beruhigen.

„Ich ziehe es nicht zurück! Feig seid Ihr Alle! Ich will, daß er mich erschieße!" rief der wilde Mensch und stieß heftig die Intervenirenden zurück.

„Meine Herren!" sprach sich erhebend Krizsanowsky, der Pole.

„Erschieße mich!" brüllte Jakuskin, ununterbrochen den Dolch schwingend.

Da riß Zeneida aus den Bouquet, das sie in der Hand hielt, eine Muskathyacinthe und warf sie dem Wüthenden an die Stirne.

Und der abgehärtete Mann, den die Flintenkugel nie-

mals erschreckte, kam durch dieses scherzhafte Projectil so in Verwirrung, daß er den Dolch fallen ließ und mit der Hand nach der Stirne griff.

Darüber ging ein stilles Lachen durch die Gesellschaft.

Bevor Jakuskin das entfallene Messer hätte wieder aufheben können, war bereits Zeneida neben ihm, hob den Dolch von der Erde auf, reichte ihm denselben und strich ihm schmeichelnd über den Bart.

„Lieber Freund, sei höflich! Unser Gast Krizsanowsky, der Delegirte der polnischen „Kosyniery“ will sprechen. Hören wir ihn an. Und dann lege Dein Rasirzeug fort!“

Jakuskin beruhigte sich. Diesem einen Weibe war es bereits so oft gelungen, die heftigsten Debatten beizulegen, wenn nur noch das Eine fehlte, daß die Theilnehmer der Berathung mit den Waffen in der Hand einander an den Leib gingen.

Krizsanowsky hielt die Mütze in der Hand und begann:

„Meine Herren! Ich verlasse Euch. Ich will über den Gegenstand, den Ihr erörtert, nicht debattiren und die Beschlußfassung darüber warte ich nicht ab. Ich will die Frage, ob der Herrscher ermordet werden soll, gar nicht hören, geschweige denn mich dem Beschluß unterwerfen. Keinem von Euch liegt eine so schwere Klage auf der Zunge, brennt ein so heftiger Schmerz im Herzen wie mir. Was that euer Herrscher, als König, mit eurem Lande? Er befreite es von den Eroberungen der Fremden, machte es groß und mächtig, erwarb neue Länder dazu. Was that er als Mensch mit eurem Volke! Er gab ihm Wohlleben und Wissenschaft; jedem Dorfe baute er eine Schule. Wer ist euer Herrscher? Eine schöne Seele in einem schönen Körper — der schönste Mann in Europa, wie Napoleon sagte. Und sein Herz ist so gut, wie es sein Antlitz errathen läßt. Und was das Bemerkenswertheste: in jedem seiner Fehler, in jedem seiner Gefühle ist er ein echter Russe. Sein Verbrechen ist vor Euch nur, daß er der Czar ist. Und das scheint Euch genug Verbrechen, damit er

sterbe. — Und was ist mein Herrscher, der Bruder des Czars, Konstantin? Ein Monstrum, in dessen Antlitz die Natur wunderbar das Entsetzliche mit dem Lächerlichen paarte, und seinen häßlichen Zügen entsprechen die häßlichen Stimmungen in seiner Seele. Er ist so, wie er uns erscheint: grausam und lächerlich. In meiner ganzen, unglücklichen Nation gibt es kein fühlendes Herz, das er nicht verletzt hatte, keine Kostbarkeit, keine Reliquie, keinen Bettelpfennig, den er ihr nicht genommen hätte. — Aber darum wird kein Pole seinen Herrscher meuchlerisch ermorden. Unsere Hand ist an das Schwert gewöhnt, der Dolch paßt nicht zu ihr. — Entlassen Sie mich von hier: ich will nach Hause gehen. — Ich kam in dem Glauben hieher, daß ich hier kampfbereite Helden finden werde, die, wenn die geeignete Zeit gekommen, sich in die Schlachtordnung stellen und ihren Unterdrückern den Krieg erklären werden, wie wir es thun, die in offenem Felde kämpfen, wie wir, und in ehrlicher Schlacht es entscheiden, auf wessen Seite die Gerechtigkeit steht. Diese suchte ich hier. Auf meiner Reise, als ich von Warschau bis zum Njemen wanderte, schob man vor mir her meinen Vorgänger, den ruhmreichen Valerian Lukasinski, den Verrath der Macht überlieferte. Er war mein Verwandter, — mein Freund — und mein Führer — war mir dreifach theuer. Man unterzog ihn jeder Art physischer und seelischer Qual, damit er die Ziele und die Theilnehmer der Verschwörung verrathe. Man konnte kein Wort aus ihm herausbringen. Konstantin selbst nahm dem Henker die Peitsche aus der Hand und lehrte ihn die Steigerung seines marternden Handwerkes. Als Lukasinski zusammengebrochen war, kein Mensch mehr, nur eine aus hundert Wunden blutende Masse von Fleisch und Knochen, ließ ihn der Vicekönig an eine Kanonenlaffete binden, und diese noch athmenden menschlichen Fetzen ließ er in die Gefangenschaft schleppen zur harten Winterszeit. Ich folgte seinen Spuren. Er ließ Blutstropfen im Schnee hinter sich zurück. Ich sammelte diese gefrorenen Eistropfen auf seinem Wege und gab sie in

einen Reliquienhälter. Der Himmel erbarmte sich des Leidenden: er starb auf der Reise. Im Eise des Njemen brachen sie ein Loch und warfen ihn hinein. Die Fluten schwemmten ihn fort. — Ich weiß, daß ich ihm nachfolge und daß auch mir so geschehen wird. — Darum wird mich aber weder das Rachegefühl noch die Furcht dazu bewegen, daß ich meinen Herrscher aus einem Hinterhalt, meuchlerisch, von rückwärts, oder wenn er schläft, oder wenn er kniet und betet, ermorde! — Niemals war Gott mit dem Meuchelmord. Der Dolch, der Cäsar niederstach, öffnete das Thor den Caligulas und Heliogabalus. Aber Wilhelm Tell sagte es Geßler in's Gesicht: „Mit diesem Pfeile werde ich Dich tödten; schütze Dich, wie Du kannst!" Ich thue ebenso. Wenn die Zeit kommen wird, werde ich meinem Feinde den Krieg erklären, und wenn mich Gott mit ihm auf dem Schlachtfelde zusammenführt, wird Einer den Andern tödten. Aber so lange, als ich mich zur offenen Schlacht nicht stark genug fühle, wird mich keine Bedrückung, keine Grausamkeit und keine phantastische Schwärmerei dazu verleiten, durch einen unzeitgemäßen Aufstand den Strick noch fester anziehen zu lassen, den ich zerreißen will. Eure Pläne sind unzeitgemäß, unreif, ohne Grundlage. Sie verderben, aber bauen nicht auf. Ich erkenne sie und knüpfe den unsern nicht daran. Laßt mich nach Hause!"

Pestel ergriff die Hand des Polen und hielt ihn zurück.

„Du kannst von hier nicht fort. Du bist noch von nichts unterrichtet. Was Du vorlesen hörtest, war nur eine schwache, akademische Abhandlung. Was dieser Wüthende sprach, war nur das Wort einer wahnsinnigen Leidenschaft. Auch ich schreibe nicht auf meinen Schild: „Streut ihre Asche in die Winde!" nicht, weil mein Herz davon erbeben würde; aber weil ich weiß, das solch' ein Wort unsere sämmtlichen Gesellschaften zerstreuen würde, wie einen Korb Flaumen. Das Volk selbst würde sich gegen uns kehren. Der Masse ist ja das Gebet für den Czaren und die Großfürsten Bedürfniß,

und wenn der Pope es einmal vergäße, würden sie ihn als Ketzer erschlagen. Wenn ich die Soldaten frage: „Wollt Ihr die Republik?“ antworten sie darauf: „Wenn der Czar es befiehlt, ja.“ Wir müssen die Sache bei dem Keime beginnen; wir können Niemanden erschrecken. Nur der erste Schritt ist schwer, die anderen machen sich selbst. Also kehren wir dahin zurück, wo uns Jakuskin unterbrochen hat, und Du, Krizsanowsky, nimm wieder deinen Platz ein. — Von der Entfernung des Czaren und der Großfürsten ist die Rede. Nur von der Entfernung. Mögen sie nach Amerika gehen. Dort hat Rußland noch ein schönes Besitzthum; dort können sie regieren. Aber dazu müßt Ihr Polen auch hilfreiche Hand bieten. Denn was nützt es uns, wenn wir die drei Brüder hier einschiffen, während der vierte Bruder, Konstantin, der nach den Fundamentalgesetzen nach Alexander unmittelbar den Thron besteigt, frei in Warschau bleibt?“

„Schenken wir uns reinen Wein ein, Pestel,“ antwortete Krizsanowsky. „Wir Polen waren, so lange wir auf der Welt sind, immer dazu gut, für das Wohl Anderer zu bluten. Sagt mir, was mit uns geschieht, wenn es gelingt, uns von der regierenden Herrscherfamilie zu befreien?“

„Macht aus Polen eine Republik!“

„Aber diese polnische Republik wird doch immer ein Theil sein des großen russichen Reiches; ebenso wie Livland oder Kleinrußland, und über uns bleibt noch immer Jemand, ein Haupt, das Herr ist über alle neun Republiken, von dem ich nicht weiß, welchen Namen es tragen und welche Macht es besitzen wird? Denn ich schwöre Dir, ich wünsche nicht die Freiheit, damit meine Nation dabei verloren gehe.“

Die tiefe Stille verrieth, daß der Pole den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Da standen sie verlegen!

Nikolaus Turgenjeff, der Präsident, ergriff nun das Wort.

„Sei beruhigt, Krizsanowsky, das Haupt der Republik, das über den neun Republiken stehen wird, wird kein Autokrat sein, kein Tyrann unter anderem Titel.“

„Was denn?"

„Das, was es sein muß: „Un président sans phrases."

Die Conversation fand in französischer Sprache statt.

Diese vier Worte kosteten Turgenjeff beinahe sein ganzes Besitzthum und seinen Kopf!

In demselben Augenblicke, kaum daß er die Worte ausgesprochen hatte, glitt plötzlich die Roulette auf ihren Platz zurück sammt der Kupferplatte und verdeckte das grüne Buch — und die Thüre öffnete sich .....

Kupferplatte und Thüre hatten eine klug construirte Maschinerie. War das grüne Buch geöffnet und öffnete auch Jemand die äußere Thüre, so glitt die Roulette rasch auf ihren Platz.

Der eintretende Ritter Galban hörte nicht mehr als die vier letzten Worte von Nikolaus Turgenjeff und sah nichts weiter vor sich, wie eine Spielgesellschaft. Der Bankgeber wiederholte noch einmal: „Je suis un président sans phrases; messieurs, faites vos jeux!" Ein Spieler, der Pole, steht ergrimmt vom Platze auf: „Merci, Monsieur, c'en était assez!" Ein Anderer, Jakuskin, trocknet sich den Schweiß von der Stirne und schlägt auf den Tisch: „J'ai tout perdu!"

Wie bei einer wahrhaftigen Roulette.

Die Uebrigen setzen kaltblütig ihre Geldpäckchen auf die Zahlen und thun, als ob sie den neuen Ankömmling gar nicht bemerken würden.

Nur die Hausfrau beeilt sich, ihn zu begrüßen.

„Ich war gewiß, daß Sie unsere Höhle finden werden. Diesen Platz habe ich Ihnen reservirt."

„Sie verbinden mich sehr damit, meine Göttin; heute muß ich besonderes Glück im Spiele haben, nachdem ich in der Liebe gerade entgegengesetzte Chancen hatte."

„Wie das? Ist Ihnen etwa die schöne Gitanitza entflohen?"

„Au contraire; sie ist eingeschlafen. Ein Echec, wie er mir noch nie passirte."

Zeneida kicherte laut, und man konnte unter der Maske dieses Lachens die Aufregung nicht errathen, von der sie ergriffen war.

Sie errieth, daß man Diabolka einen Schlaftrunk gegeben hatte.

„Nun dann, à moitie. Spielen Sie mit mir auf gemeinsamen Gewinnst und Verlust.“

Ritter Galban nahm das Anerbieten an und setzte sich auf den angezeigten Platz. Zeneida setzte sich auf den Arm des Fauteuils.

Das ist also wirklich eine Spielgesellschaft, und das ist wirklich ein Roulettetisch!

Da ist das grüne Buch nicht!

Ein fingerdickes Brett trennte ihn davon! Er stützte den Arm darauf.

Da wird nur ein polizeiliches Verbot gebrochen; und das ist erlaubt. Die unterdrückten Wünsche müssen sich irgendwo Luft machen: — besser auf moralischem Gebiete, als auf dem der Politik.

Auch ist nichts Besonderes daran, daß Nikolaus Turgenjeff selbst die Roulettebank hält. Es kann Jemand bel esprit sein, ein großer Schriftsteller, Philosoph und Philanthrop und dabei Leidenschaften haben, ein Glücksspieler sein. Selbst Napoleon war das.

Als das Spiel am flottesten ging, tritt plötzlich aus einem Seitengemache Puschkin mit geröthetem Gesicht in den Spielsaal und, ohne die Gesellschaft anzublicken, ruft er in triumphirendem Ton:

„Das Lied ist fertig!“

Die Spieler blickten sämmtlich erbebend zu ihm auf.

Jetzt wird er Alles verrathen!

Es war ein Glück, daß seine Augen, wenn sie auch Niemanden sahen, doch Zeneida suchten.

Die Dame, die auf dem Arme des Fauteuils saß, in dem Galban Platz genommen hatte, wies mit den Blicken auf den Ritter.

Puschkin bemerkte ihn.

„So hören wir das schöne Lied!“ sagte Ritter Galban, mit den vor sich angehäuften Goldstücken spielend.

Puschkin erbleichte für einen Moment. Er starrte ihn an. Dann griff er in die Brusttasche seines Rockes. Alles blickte bebend auf ihn. Was wird er hervorziehen? Vielleicht das durch ihn componirte Freiheitslied? Und wird er es dem Ritter Galban declamiren oder zu seiner Ergötzung vorsingen. Oder wird er das hervorziehen, was jeder Verschwörer auf der Brust trägt, wenn er tanzt und wenn er trinkt, das scharfe Stilet, und wird im nächsten Moment der Verräther bereits niedergestoßen sein?

Er zog einen Pack Papiere hervor. Und dann lächelte er dazu.

„Da ist, was ich versprochen habe! Die Romanze von dem „schönen Zigeunermädchen.“ Wollt Ihr sie hören?“ (Statt des Freiheitsliedes eine Romanze!)

Warum nicht? Um einem peinlichen Auftritt ein Ende zu machen, war das das Klügste, Etwas vorzulesen: was immer, daß sich indessen Jedermann von seiner Erregung befreien und sammeln könne.

Aber das war nicht „was immer“.

Sobald Puschkin begonnen hatte, war Aller Aufmerksamkeit gefesselt. Alles in diesem Gedichte wahr strahlend und hinreißend; die orginellen Gedanken, die hochaufstrebenden Ideen, das Feuer, der Ausdruck wilder Leidenschaft, kühner Gedankengang und prächtige Schilderung, und dabei welcher ungekünstelte Ausdruck, welche natürliche Einfachheit!

Wie der alte Ziegeunerhäuptling den Mörder seiner Tochter verjagt:

„Du stolzer Mensch, verlaß' uns jetzt,
Wild sind wir, kennen nicht Gesetze,
Denn wir zerfleischen, strafen nicht.
Wir wollen weder Blut noch Seufzer,
Doch keinen Mörder dulden wir.

Für rauhes Schicksal nicht geboren,
Verlangst Du Freiheit nur für Dich;
Und schrecklich ist uns deine Stimme.
Nur schüchtern sind wir, aber gut,
Doch Du bist bös und kühn — drum fliehe!
Leb' wohl! Doch Friede sei mit Dir."

Niemand kannte dieses Gedicht Puschkin's. — Als er zu Ende war, lief Zeneida zu ihm und drückte ihm beide Hände.

Und einen Kuß gab sie ihm nicht, wie vorhin Rylejeff. Nein. Aber mehr als das — ihre Thränen floßen. Ein Kuß ist wohlfeil; die Thräne ist theuer.

Die ganze Schaar der Verschwörer, vergessend grünes Buch und Verfassung, beeilte sich, den Dichter warm zu begrüßen, der plötzlich wie ein Komet, wenn der Wind die Wolken vom Himmel vertreibt, dort stand im vollen Glanze, seine Ankunft nicht vorher verkündend.

Ritter Galban sah ein, daß das keine Verschwörer waren; das war eine feine Gesellschaft, die sich gerne unterhält, spielt und an geistigen Genüssen berauscht, welche — es ist wahr — sämmtlich verboten sind in Rußland, weshalb man sich damit verbergen muß.

„Par exemple, solche Gedichte ließe man in einem anderen Lande drucken, und die halbe Welt würde den Namen ihres Verfassers kennen."

„Dumme Rede!" sagte Puschkin, welchen die Schmeichelei aufbrachte. „Weißt Du nicht, daß bei uns die Dummheit eine Gottheit ist, die ihren Altar hat; der Altar hat einen Priester, und der Name dieses Priesters ist „Censor".

Der Censor!

Allgemeines Gelächter begleitete den treffenden Satz.

Der Censor gehört auch dort zu den stereotypen Marionetten.

Ritter Galban ergriff die Gelegenheit, um sein Talent als Agent provocateur zur Geltung zu bringen.

„Ja, Messieus et Madame, der Censor ist bei uns ein unentbehrliches Uebel. Sie werden ja wissen, daß die Czarin Katharina II. einmal auf das Drängen ihrer Gelehrten

gestattet, daß vollständige Preßfreiheit herrsche in Rußland — auf drei Tage! Man werde dann an der Probe sehen, was der Baum für Früchte tragen könnte! Nun würde man denken, daß an diesen drei Tagen die Freiheitslieder sich beeilten, aus der Erde zu kriechen, wie die verborgen gehaltenen Prachtwerke und die verbotenen philosophischen Abhandlungen. Das thaten aber nur die gemeinen Pasquille und die schmutzigen Geschichten. Die Druckereien überfloßen von einem Strome gegen Persönlichkeiten und Familien gerichteter, abscheulicher Verleumdungen, — so daß bereits am zweiten Tage der Preßfreiheit alle Welt flehend zur Czarin kam, daß sie gestatte, der Preßfreiheit dritten Tag abzuschaffen und die Censur wieder herzustellen."

Niemand hielt es für räthlich, den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, nur Puschkin konnte sich nicht bezwingen. Ein Dichter kann es nicht dulden, daß man die Preßfreiheit vor ihm verspotte.

„Weißt Du, Galban, wenn ich Jemandem, der den Wein noch nicht kennt, sagen würde, er möge kosten, was drei Tage nach der Lese durch das Spundloch des Fasses herausströmt, der würde darauf schwören, daß es keine ekelhaftere Schlampe gebe in der Welt, als den Wein."

„Messieurs, je suis un président sans phrases. Le dernier jeu!" ließ sich die Stimme des Bankgebers vernehmen, das heikle Gespräch unterbrechend.

Es war auch an der Zeit, das Spiel zu beschließen; denn wenn Ritter Galban bis fünf Uhr Morgens diesen Palast nicht verließ, hatte die Polizei die Thore erbrochen und Alle verhaftet.

Die Roulette lief zum letzten Male im Kreise, Ritter Galban hatte sechs tausend vierhundert Rubel gewonnen, das theilte er höflich mit Zeneida.

Dann nach dem usuellen, ceremoniellen Abschied trennte er sich von der Gesellschaft.

Die Zurückgebliebenen blickten sich gegenseitig an.

Das wußte Jedermann, daß dieses Roulettespiel nur eine Heuchelei war. Sowohl die Bank wie die Spieler

streuten Zeneiden's Geld umher; schließlich gewann und verlor Niemand. Darum lächelten Alle so seltsam, daß Galban von dem Gelde Zeneiden's einen Pack gewann und noch galant lächelte, als er dieses mit ihr theilte.

Aber Zeneiden's Gesicht leuchtete vom Triumphe, sie hob das Bouquet mit dem Demantengriffe, welchen sie in der Hand hielt, empor und flüsterte im Tone befriedigter Wuth:

„Je le payais."

Ritter Galban erhielt den Preis der Diamanten, ohne daß er bemerkt hätte, daß er ihm nachgeworfen wurde.

X.

Vom Moschusduft bis zum Theergestank.

Nachdem die Gesellschaft sich überzeugt hatte, daß sich Galban wirklich entfernt hatte, sprach Pestel:

„Das, Ihr Herren Bojaren, war sehr schön (ich meine nämlich die Romanze), aber ich denke, daß wir gekommen sind, um von einander noch andere Dinge zu hören; nicht wahr, Vetter Krizsanowski?"

Der polnische Edelmann zuckte die Achseln.

„Ich habe nichts mehr zu sagen." (Dennoch zog er aus seiner Tasche die unvermeidliche Meerschaumpfeife mit dem Tabaksbeutel und zündete sich eine an, was in der „morgenländischen Tabakssprache" soviel sagen will, als: ich möchte wohl sprechen, wenn ich einige Leute, die mir verdächtig vorkommen, von hier ausräuchern könnte.)

Zeneida verstand ihn und flüsterte Rylejeff etwas in's Ohr.

„Ja, wohl," erwiederte hierauf Rylejeff. „Hören wir das Freiheitslied unseres Puschkin. Wahrlich, die wundervolle Romanze, welche Du uns vorgelesen, berechtigt uns, Dich unseren Tyrtäus zu nennen. . . . Niemal, seit Byron . . ."

Puschkin ließ ihn den Satz nicht vollenden. Das Lob brachte ihn in Wuth. Das ist wie ein Schul-Orden für Schüler; der kleine Student, der für den ersten gelungenen Vers belobt wird, trägt das Lob um den Hals gehängt im Triumph nach Hause, aber den gottbegnadeten Dichter darfst Du nie in's Gesicht loben. Er fühlt es wohl, daß er Dich bezwungen hat, drum sage es ihm nicht; — bist Du eine Frau, wirf ihm eine Blume nach, bist Du ein Mann, drücke ihm die Hand; aber sage ihm ja niemals, daß sein Gedicht schön war, denn damit vertreibst Du ihn. Womit man ihn aber am ehesten vertreiben kann, das ist, wenn ihn ein Dichtercollege lobt! „Genus irritabile vatum!“

„Nein, ihr Herren!“ rief mit vor Zorn kreischender Stimme der Dichter. „Dieses Gedicht ist nicht für Euch; — das verträgt sich nicht mit Moschusduft, sondern braucht Theergestank und Tabaksqualm. Komm, Jakuskin, gehen wir damit in irgend eine Kneipe, dort ist die Atmosphäre dafür.“

Jakuskin sprang auf und reichte dem Dichter die Hand.

„Gut! Gehen wir zur „Bärenkeule“!“

„Gehen wir!“

Die Gesellschaft hielt sie nicht zurück.

Zwischen den beiden Thüren konnte man noch die Fortsetzung ihres Gespräches hören.

„Nehmen wir auch Diabolka mit?“ sprach Jakuskin.

„Auch recht. Such sie auf!“

„Das Mädchen ist irgendwo eingeschlafen, ich werde sie in's Leben zurückrufen.“

Auf diese Weise pflegte man sich hier von der Hausfrau zu verabschieden.

Zeneida ging ihnen jedoch nach und verließ das Zimmer.

„Jetzt kannst Du reden,“ sprach rasch Pestel zu Krizsanowski. „Vielleicht hat Dich die Anwesenheit der Frau genirt. Hast Du uns noch etwas mitzutheilen?“

„Ja“, erwiderte der Pole. „Aber nicht die Anwesenheit der Frau hielt mich zurück, o nein! Frauen wissen Geheimnisse gar wohl zu wahren, wenn sie Verschworne sind. Leaena

hat ihre Zunge abgebissen, um ihre Mitverschwornen nicht zu verrathen, als man sie auf die Folter spannte. Seither ist auch die zungenlose Löwin das Sinnbild der Verschwiegenheit. Oh, ich rechne sehr auf die Frauen. Ja, ich werde sogar die Rückkehr Zeneida's erwarten, um zu sprechen; wenn sie nur jene beiden Anderen nicht wieder zurückbringt."

„Mißtrauest Du ihnen?"

„Nein. Aber ich mag sie nicht leiden. Bei Verschwörungen sind die absichtlichen Verräther nicht die Gefährlichsten. Drei Menschen fürchte ich am meisten: den feigen, den eigensinnigen und den Phantasten. Unter diesen ist der Letztere der Gefährlichste, denn er betrügt sich selbst und berichtet falsch. Er hört einen betrunkenen Bauern fluchen und berichtet, daß eine revolutionäre Stimmung herrscht! aus einem Deserteur macht er ein Regiment: und er glaubt an das, was ihm seine Phantasie vorgemalt hat; und hat er sich den Kopf mit revolutionären Schriften vollgepfropft, dann hält er sich für Robespierre und sieht einen Petersburger Muschik für einen Pariser Sansculotten an. Zur Conspiration braucht man keine Phantasie, dazu braucht man Verstand und Urtheilskraft. Mit diesen beiden Menschen liebe ich es nicht zu berathschlagen. Der eine ist ein Narr und der andere ist ein Dichter."

Pestel riß den Polen an dem herabhängenden Aermel seines Rockes.

„Beleidige Rylejeff nicht."

„O, Rylejeff, das ist was Anderes; er macht correcte Verse — ganz fehlerfrei; er mißt seine Gedanken in so richtigen Jamben und Trochäen ab, wie man das Korn mit Bushels und Tschetwerten abmißt. Er ist Herr über seine Phantasie, nicht diese über ihn."

Rylejeff war Geschäftsführer der amerikanischen Getreidegesellschaft, und daß er nicht so sehr Dichter als Geschäftsmann war, bewies er damit, daß er das Compliment, welches ebenso gut eine Beleidigung war, mit einem zustimmenden Lächeln entgegennahm.

Die Gesellschaft erhob sich vom Tische und löste sich in kleinere Gruppen auf, um die Rückkehr Zeneida's abzuwarten.

Rylejeff und Krizsanowski zogen sich in einen Winkel zurück. Der Pole bemühte sich mittelst seiner Pfeife dichte Wolken um sich zu sammeln, als hielte er die starren Züge seines Gesichtes für eine noch zu durchsichtige Maske, und damit Niemand ihn befrage, fing er zu fragen an.

„Ich möchte gerne Eines von Dir erfahren. Der Ausgangspunkt jedes großen Zieles ist ein kleiner Egoismus. Die Freiheit: — nun, das ist die Sonne; aber der Privatzweck, das ist die Erde. Auf dieser wandeln wir. Blos wegen abstracter Begriffe hat man noch nie einen neuen Zeitabschnitt begonnen. Mein Privatzweck bedarf keiner Erklärung, er ist in zwei Worten gesagt: ich bin ein Pole. Das ist genügender Boden für meine beiden Füße. Fräulein Ilmerinen ist eine Finnländerin, und ich glaube, das ist auch ein genügender Beweggrund. Ich befürchte nicht, daß ihr Kopf schwindlich werde in jenen glänzenden Regionen, wo man sie mit Kränzen und Diamanten umgibt. Ich begreife auch Deinen Privatzweck. Du liebst deine Race, siehst, wie sehr dieselbe gegen die anderen Nationen zurückgeblieben ist, und möchtest sie zu denselbeu emporheben. Ich kenne auch Pestel's Privatzweck. Er hat einen unendlichen Ehrgeiz. Er möchte die erste Person eines neu zu gründenden Staates werden. Das ist eine breite Basis. Sein Fuß ruht auf einem wahren Piedestal. Die Uebrigen sind übergangene Capacitäten, die die Bewegung mit glänzenden Rollen lockt. Dann ist hier der Apostel Murawieff. Den hält auch ein väterliches Vermächtniß, von welchem er sich nicht lossagen kann. Puschkin ist verliebt in Zeneida, das ist auch sicherer Boden. Der verrückte Jakuskin will sich rächen, das ist ebenfalls eine verläßliche Leidenschaft, auf die kann man bauen. Den wackeren Turgenjeff fesselt seine puritanische Rechtschaffenheit an uns. Er ist seit seiner frühesten Jugend der Vorkämpfer der Freiheitsideen, schon seit seiner Demidecemvirenzeit. Diese eiserne Ehrenhaftigkeit läßt sich in keine

andere Form umgießen, eher zerbricht sie. Nur die Anwesenheit eines einzigen Menschen hier kann ich mir nicht erklären, das ist die des Herzogs Ghedimin. Er ist Mitglied einer der zwölf altrussischen Dinasten-Familien. Seine Besitzungen sind so ungeheuer, daß er seine Einkünfte auf russischem Boden nicht zu verzehren vermag. Bei Hofe nimmt er den höchsten Tschin (russiche Rangstufe) ein, ein feiner, glänzender, gefeierter Cavalier, der bei einer Umwälzung, wie Ihr sie plant, nichts gewinnen, Alles verlieren kann. Was sucht der in dieser Gesellschaft? Welches Interesse hat er daran, Mitglied dieser Verschwörung zu sein?"

„Unter uns Allen hat gerade er das gewichtigste Interesse! Die Erinnerung an eine unversöhnliche Beleidigung. Denn es ist eine persönliche Beleidigung. Du kennst den Czar. Du weißt, daß ihm, als Menschen, Niemand Feind ist. Selbst Jakuskin haßt in ihm nur den Czar, nicht den Menschen. Herzog Ghedimin ist der Einzige, der ihm als Mann dem Manne gegenübersteht. Der Czar hat sehr jung geheiratet. Er nahm eine kränkliche Frau. Seine Kinder starben frühzeitig. Er wurde gegen seine Frau kalt und suchte in einer neuen Leidenschaft Ersatz. Die einzige, ihrer Schönheit wegen weit berühmte Tochter einer vornehmen Familie gewährte ihm diesen. Das unerlaubte Verhältniß hatte Folgen: ein Mädchen. Die Sache wurde sehr geheim gehalten. Die junge Herzogin reiste als Mädchen nach Italien und kehrte als Mädchen von da wieder zurück. Bald darauf heiratete sie den Herzog Ghedimin. Unterdessen wuchs in Italien eine Jungfrau heran unter dem Titel einer Herzogin Sophie Narischkin, die man in ihrem 14. Jahre nach St. Petersburg brachte. Nicht ihre Mutter, sondern ihr Vater brachte sie. Das Mädchen wohnt in einem von einem Garten umgebenen Hause in der Vorstadt, wo sie ihr Vater häufig besucht; — ihre Mutter aber niemals. Der Vater vergöttert das Mädchen, das überdies noch kränklich ist, die Mutter haßt es. Der Vater ist der Czar, die Mutter die Fürstin Ghedimin. Spürst Du nun, was den Fürsten Ghedimin zu uns bringt?"

„Ja, kennt er denn dieses Geheimniß?"

„Ob er es kennt? Wir kennen es ja Alle.“

„Daraus folgt noch nicht, daß auch der Gatte es kenne. Erwäge doch wohl. Welches menschliche Wesen könnte vor einen solchen Mann wie Fürst Ghedimin hintreten, um ihm eine schimpfliche Mittheilung über seine fürstliche Gemalin zu machen? Für ein solches Wort wird der Untergebene gepeitscht, der Ebenbürtige erschossen. Krämer können gegenseitig ihre Weiber denunciren, Gentlemen nicht. Wer sollte dies Ghedimin gesagt haben?“

„Wer sonst als seine Geliebte? Ist nicht Zeneida die Geliebte des Fürsten und hat sie nicht tausend Gründe, den Fürsten über die Schande seiner Frau aufzuklären?“

„Glaub das nicht; sie hat es nicht gethan! Du kennst Fräulein Zeneida nicht, ich kenne sie. Vor Allem glaube ich nicht, daß sie die Geliebte Ghedimin's sei. Oder, wenn sie ihn liebt, dann liebt sie ihn wahrhaft, nicht nach Art der Ninon de l'Enclos. Ich glaube aber, daß sie einen Andern liebt, und glaube, daß sie diese Leidenschaft zu beherrschen weiß. Dieses Weib ist fähig, der Verachtung der ganzen Welt Trotz zu bieten, aber sie vermöchte nicht zu ertragen, daß sie sich selbst verachten müsse. Und dem Geliebten das Weib des Geliebten zu denunciren — das ist ein Zug, der nur einer Hetäre ansteht. Ihr wißt nicht mit wem Ihr zu thun habt! Dieses Weib treibt sein Spiel mit Euch. Ihr seid lauter Schachfiguren: der Eine ein Thurm, der Andere ein Läufer, der Dritte ein Springer. Möglich, daß Ghedimin unter Euch Schach-König ist, aber Zeneida ist nicht die Schach-Königin. Sie spielt die Partie.“

„Und Du hast doch so viel Vertrauen, um Dich ihr zu nähern.“

„Ja, denn ich bin ihr Partner!“

.... Die Roulettekugel kreiste. Jemand kömmt. Jeder eilte auf seinen Platz. ....

Und Krizsanowski hatte das höhnische Lächeln nicht verdient, mit welchem Rylejeff sein „großes Wort“ still beantwortete. Denn es war in der That ein großes Wort: „Ihr Uebrigen seid nur die Schachfiguren, wir beide

sind die Schachspieler," — aber es war so. Die Uebrigen sahen nur einzelne Züge: sie Beide sahen die ganze Partie.

Krizsanowski hatte auch sehr gut gemerkt, — obgleich er that, als sähe er es nicht — mit welch' ängstlicher Besorgniß Zeneida bemüht war, Puschkin von dem gefährlichen Schachbrett zu entfernen. Ein solcher Kopf ist zu kostbar für einen „Pion". Vielleicht ist er einer ganzen Nation, der ganzen Welt zu theuer, — gewiß ist er es dieser Frau.

Sie hat ihn von da mit Weihrauch verjagt, wie den Teufel, und nun ist sie ihm nachgegangen, daß er ja nicht zurückkehre. Sie weiß, daß die Köpfe aller Jener, die an dieser Berathung theilnehmen, dem Henker verfallen sind, wenn die Partie verloren geht — und Puschkin's Haupt darf nicht darunter sein.

Und doch haben die Dichter ihre Schrullen. Wenn unterwegs Jakuskin verrathen sollte, welch' verhängnißvolle Berathung am Roulette-Tische Zeneida's gehalten wird, so wird der Reiz der Gefahr Puschkin zurückführen. Wenn er erfährt, daß nicht mehr von einer akademischen Discussion, sondern von einem Kriegsrath die Rede sei, dann wird er die Thüre einbrechen, um daran theilzunehmen.

Jetzt aber schmollt Puschkin noch. Während Jakuskin von Cabinet zu Cabinet eilte, um Diabolka zu suchen, warf er sich auf ein Sopha im Palmenhain, und wenn eine Bacchantin herbeikam, um ihn zu kitzeln, da schlug er verdrießlich nach rückwärts und rief:

„Laß mich in Ruhe, ich mag Dich nicht!"

„Auch mich nicht?" frug plötzlich eine bekannte Stimme, bei deren Klang er in einer anderen Welt zu erwachen glaubte.

Zeneida setzt sich zu ihm auf's Ruhebett und fragt ihn:

„Zürnst Du mir?"

„Gesteh es nur: Du hast Rylejeff dazu bewogen, daß er mich insultire."

„Womit, mein Freund?"

„Mich soll Niemand Byron nennen! Ich bin Puschkin oder Niemand. Man mag sagen, meine Poesie sei russischer Schnaps, der in die Nase steigt, aber Niemand darf sagen,

sie sei der Abguß eines englischen Thees. Ich mag ein kleiner Hügel sein, aber ich werde niemals ein Miniatur-Chimborasso sein. Und das hast Du Rylejeff zugeflüstert!"

„Ja, ich."

„Um mich von hier zu verjagen?"

„Um Dich zu verjagen!"

„Ich bin nicht werth, an der Gesellschaft der Bojaren theilzunehmen?"

„Was kümmern mich die Bojaren und die ganze „Szojusz blagadenztoga"? Ich gebe ihnen Unterstand — und basta!"

„Und bin ich nicht werth, am Feuer deiner Augen zu verbrennen?"

„Du wirst davon zu Eis."

„Bist Du so kalt?"

„Wie das Nordlicht."

„Hast Du kein Herz?"

„Nach der Anatomie habe ich eines, aber es hat andere Functionen, als die Dichter ihm zuschreiben. Dasjenige, wovon Du sprichst, hat nach Gall im Schädeltheil Nr. 27 der Hirnmasse seinen Sitz — und der ist bei mir nicht entwickelt."

„Tödte mich nicht mit Deiner Phrenologie; Du weißt, was die Liebe ist . . . ."

„Ich weiß es: das Bündniß eines Tyrannen mit einem Sclaven."

„Sei Du der Tyrann, ich werde der Sclave sein."

„Mit diesem Worte sind so viele Frauen betrogen worden, als es Sandkörner am Meeresstrande gibt."

„Ich schwöre Dir bei Gott: mein Leben, meine Seele gehören Dir."

„Bei welchem Gotte schwörst Du? — Bei Venus, die selbst flatterhaft ist? Bei Allah, der dem Weibe keine Seele gegeben und das Herz des Mannes in vier Theile getheilt; bei Brahma, der die Witwe auf den Scheiterhaufen führt; bei Jehovah, der die Ehe eingeführt, noch bevor er einen Priester geschaffen, — oder etwa bei dem großen Kosmos?!"

„Nichts Schrecklicheres, als ein Weib, das philosophirt!"

„Deshalb thue ich es."

„Du tödtest alle Poesie damit."

„So rede in Prosa."

„Gut denn, ich verlange nicht vor Dir, ich gebe. Ich gebe Dir meine Seele, meine Hand, meinen Namen!"

„Ach, deinen Namen! — Das ist ein großes Wort. Einem Mädchen wie ich gibt man Brillanten, Pferde, Villen, aber wer mir seinen Namen liehe, das wäre ein weißer Rabe. Und doch ist der Name das kostbarste Geschmeide. So lange ich keinen solchen Namen habe, bin ich keine ehrbare Frau. Wenn ich heute meinen Haushofmeister heirate, bin ich morgen schon ehrbar. — Der arme gute Bogumil ahnt gar nicht, daß in seinen Pelzhandschuhen außer seinen rothen Fäusten auch noch meine Ehre steckt. Du willst mir also deinen Namen geben? Den Namen, der bisher noch nirgends geschrieben steht, als auf prolongirten Wechseln und Schänkenthüren? Du Thor; dann würde man mich noch immer nicht „Frau Puschkin" heißen, sondern Du wärest „Herr Ilmarinen". Wenn aber einst Dein Name statt von der Kreide des Schänkenwirthes in der Flammenschrift des Ruhmes geschrieben wird, wirst Du ihn auch dann noch an einen anderen Namen knüpfen wollen, dessen jeder einzelne Buchstabe befleckt ward von . . ."

„Von der Verleumdung! unterbrach sie Puschkin heftig.

„Sie ist nur gerecht. Man kann von mir nichts so Schlechtes sagen, als daß ich es nicht selbst noch ergänzen könnte. Ich bin egoistisch, gefühllos. Ich glaube nicht an Gott, noch an Ehre; Begriffsverwirrungen sind beide, die einander widersprechen, je nachdem die ethnographischen Verhältnisse wechseln. Gut ist, was dem Menschen wohlthut. Tugend ist Thorheit. Die guten Menschen dienen nur dazu, daß die Klugen ihr Spiel mit ihnen treiben."

„Sprich nicht so!" rief Puschkin; „wenn ich Dich so reden höre, kommst Du mir vor, als würdest Du dein Gesicht kreuz und quer mit häßlichen Farben beschmieren."

(Das war ja auch der Beruf dieses Gesichtes.)

Zeneida zog das herabgerutschte Kleid über ihre runden Schultern.

„Du willst mich nicht als Solche sehen, die ich bin. Ich bedaure, vermag aber nicht zu täuschen. Siehst Du, welche Pracht mich umgibt? Weißt Du, woher All dies kommt? Willst Du, daß ich das Alles verlasse? Wofür?“

„Für eine andere Welt, vor deren Pracht Alles, was Du um Dich siehst, zu Staub wird. — Die Welt, in die ich Dich führen will, ist von prachtvolleren Palästen erfüllt, als die Deinige. Sie ist das Paradies!“

„Schaffe Dir eine andere Eva. Wenn ich Dich liebte, würde ich Dich mit meiner Eifersucht tödten, — wenn ich Dich nicht liebte, mit der deinigen. Heute mit der einen, morgen mit der andern, denn meine Launen sind zügellos; ich kenne kein Gesetz, keinen Eid, keine Schande. Geh, rette Dich vor mir! Jetzt wirst Du nur zu Eis; warte nicht ab, bis Du in Flammen aufgehst. Mich besitzt nur, wer mich nicht liebt!“

„Eitel Lüge, was Du sprichst, von Anfang bis zu Ende. Du willst mich von Dir entfernen, damit ich an der Verschwörung nicht theilnehme! Du hältst mich dessen nicht würdig, daß ich mit meinen ruhmvollen Freunden zusammen untergehe. Laß' mich zurück zu ihnen!“

„Von welcher Verschwörung sprichst Du?“ fragte Zeneida, Erstaunen heuchelnd. „Die drinnen berathen jetzt darüber, wie man die „Mäßigkeits-Vereine“ nach amerikanischem Muster in Rußland einführen könnte, damit dem Branntweintrinken ein Ende gemacht werde. Von Umsturz-Plänen ist in meinem Hause keine Rede. Glaubst Du etwa, daß die „Kammersängerin des Czar“, der Günstling des Hofes, wenn sie erführe, daß eine Conspiration gegen ihren hohen Protector geplant wird, sich nicht beeilen würde, sich dadurch den Weg zu einer Grafenkrone zu ebnen?“

„Einen Weg . . . den die Schädel ihrer guten Freunde bezeichnen?“

„Nun, ja.“

„Nein, Du würdest das nicht thun?“

„Wer weiß? Ich habe keine Seele und glaube nicht, daß ein Anderer eine habe. An eine künftige Welt glaube ich nicht; ich halte sie für unmöglich, darum gebrauche ich diese Welt so, daß es mir in ihr wohlergehe.“

„Und wenn es einmal so käme, daß es Dir schlimm ergeht?“

„Dann würde ich der Erde wiedergeben, was der Erde ist. Die Fabel von dem Phönix hat einen tiefen Sinn. Wenn er fühlt, daß er sein Gefieder abgenützt, dann verwandelt er sich in Asche. Unter allen Thieren hat der Mensch das Recht zu bestimmen, wie lang er leben soll.“

Puschkin suchte aus diesen geheimnißvollen Gesichtszügen herauszulesen, was von Alldem wahr sei.

Jetzt naht sich Jemand, unter Gelächter und Fluchen geräuschvoll hinter den Jasminsträuchen hervorkommend. Zeneida sprang an der Seite Puschkin's empor; sie legte ihre Hand auf seine Schulter und flüsterte ihm in weichem Tone der Empfindung in die Ohren:

„Meide mich und suche jene Geliebte auf, die Deiner würdig ist und Dich wahrhaft liebt: Deine Muse; ihr bleibe treu!“

Dann enthuschte sie wie ein Phantom.

Aus den Jasminsträuchen brach Jakuskin hervor. Auf seinem Nacken saß Diabolka, wie ein Kind auf dem Halse eines Straußes im Thiergarten. Das Mädchen zupfte ihn am Barte, und er schrie dazwischen, so gut er konnte:

„Hier ist sie . . . die Verdammte . . . Ich vermochte sie kaum wieder zum Leben zu bringen . . . Zwei Tassen schwarzen Kaffee goß ich ihr in den Mund, bis sie zu sich kam . . . Noch jetzt weiß sie nicht, wo sie ist . . . Verdammt, wie sie mich am Barte reißt! . . . Die Kälte wird sie schon zum Bewußtsein bringen . . . Sakerra! . . . Nun, gehen wir zur „Bärenkeule!“

Puschkin sprang trotzig auf die Füße, und indem er mit der flachen Hand dem Zigeunermädchen ein paar klatschende Schläge auf die plastischen Formen versetzte, sagte er lachend:

„Hier ist meine Muse! So komm, umgestürzter Olymp! Schnapsboutique! Dort werden wir begriffen!"

Und so stürmten alle Drei durch den Galopp infernal des Tanzsaales.

Zeneida war's, deren Ankunft die Roulette-Kugel im Saale der Verschwörer anzeigte; ein Blick von ihr besagte, daß Jene sich entfernt hatten.

Krizsanowski schlug die Pfeife aus und schob sie in die Tasche.

„Nun sind wir unter uns, fahren wir fort."

Pestel bat ums Wort.

„Um die Besorgnisse des Vetters Krizsanowski zu zerstreuen, muß ich es vor Allem aussprechen, daß wir alle Jakuskin für einen Narren halten und daß Niemand von uns seine Thorheit von einem Caesaricidium annimmt; Jeder wird sie verhindern. Unser Plan ist folgender. Im Frühjahr wird im Gouvernement Minsk eine große Truppen-Concentration stattfinden. Das 9. Armeecorps wird an der Beresina um die Festung Bobrinszk zusammengezogen. Der Czar und die Großfürsten selbst werden die Manöver leiten. Nachts kehren sie immer in die Festung zurück. Die Besatzung der Festung bildet das Infanterie-Regiment Saratoff, dessen Oberst, der Bojar Sveikofsky Mitglied der „Szojusz blagadenztoga" ist. Sämmtliche Officiere des Regiments Saratoff gehören zu unseren Getreuen. Nachts werden als Gemeine verkleidete Officiere unter Führung des Apostol Murawieff und des Corporals Bestuscheff als Patrouille vor dem Pavillon des Czars erscheinen, um die Wache abzulösen. Sie werden den Czar, die Großfürsten und den Commandanten Diebitsch auf einmal gefangen nehmen. Dann proclamiren sie die Constitution, setzen die provisorische Regierung ein und brechen mit dem ganzen Armeecorps gegen Moskau auf. Unterwegs ziehen sie alle Truppen, auf welche sie stoßen, an sich. Auf die Nachricht von dem Erfolge unterwirft sich Moskau und von dort aus kann man dann Petersburg bezwingen. Die Officiere und Mannschaft der vor Kronstadt ankernden Flotte sind

in unsern Plan vollständig eingeweiht: ein Kriegsschiff bringt die ganze kaiserliche Familie nach Nordamerika. Die ganze Revolution vollzieht sich, ohne daß ein Tropfen Blutes vergossen würde. Was sagst Du dazu, Vetter Krizsanowski?"

„Euer Plan ist allzu complicirt; es ist sehr viel Phantasie dabei, und die Vereitlung eines Details kann die ganze Berechnung zu Schanden machen. Indeß halte ich das Gelingen nicht für unmöglich. Dergleichen ist ja in Rußland schon dagewesen. Nun will ich Euch sagen, was ich gebracht und was euren Plan ergänzt. Nicht wahr, der Erfolg würde sehr problematisch, wenn nach der Entfernung des Czar noch ein Czarewitsch übrig bliebe, der mit dem vollen Rechte der Thronfolge an der Spitze einer ganzen Armee nach Rußland käme, um die Macht der republikanischen Regierung an der dynastischen Treue des Volkes und der Armee zu erproben?"

„Das wäre in der That die Klippe, an der wir Schiffbruch leiden müßten."

„In dieser Hinsicht könnt Ihr also ruhig sein. Ich kann Euch versichern und setze meinen Kopf zum Pfande, daß der Czarewitsch binnen Kurzem seinem Thronfolgerecht entsagen wird. Er entsagt in einer Weise, die es ihm unmöglich macht, zu widerrufen, selbst dann, wenn es ihn gereuen sollte, sein Recht aufgegeben zu haben, — selbst wenn er es wieder zurückfordern wollte. — Ja, wenn er ganz allein von der Dynastie Romanow übrig bliebe, und die ganze Nation, der Senat und die Bojaren in ihn dringen würden, sich auf den Thron zu setzen, würde es ihm unmöglich sein."

„Und dies ist keine dichterische Phantasie?" rief Rylejeff aus.

„Nein, das ist positive Kenntniß, psychologische Nothwendigkeit, logische Aufeinanderfolge."

„Hol mich der Teufel, wenn das nicht mehr ist, als das Räthsel der Sphinx!" — brummte Pestel.

„Ich habe gesagt, was ich weiß. Ob Ihr es glaubt — ist euere Sache."

Damit erhob sich der polnische Magnat und schob sich die Pfeife zwischen die Zähne, was soviel hieß: daß er nun nichts mehr zu sagen habe, und nur noch dafür sorgen wollte, daß seine Pfeife gut ziehe.

Zeneida aber trat zu ihm und flüsterte ihm in's Ohr:

„Der Schlüssel zu diesem Räthsel — heißt er nicht „Johanna?"

Ein nervöses Zucken fuhr bei diesem Namen über das unbewegliche Gesicht.

„Wenn sie ihn errathen haben, sagen sie ihn nicht weiter!" — brummte er unter dem Schnurrbart.

„Ich?!"

„Es ist ja wahr; Sie sind ja „die Löwin ohne Zunge"!" — sprach lächelnd der Pole. —

Zu jener Zeit war der Luxus der Laternen noch in wenigen Straßen der neuen Czarenstadt bekannt, und wo eine Laterne war, stand auch eine Schildwache dabei, damit sie nicht gestohlen werde. Dagegen wurden auf den freien Plätzen vor den großen Palästen, wenn die Gäste in ihren Schlitten ankamen, große Feuer angezündet, bei welchen sich die Imschiks die ganze, zum Erstarren kalte Nacht hindurch erwärmten. Das gab Wärme und leuchtete zugleich.

Jakuskin suchte unter der großen Schlittenburg mit vieler Mühe den seinigen heraus.

Darin nahmen sie alle Drei Platz; Diabolka nahmen sie in die Mitte und deckten sie mit ihren Pelzen zu. Sie hatte nie ihren eigenen Pelz.

Der Imschik war vom Branntwein sehr redselig geworden. Er erzählte, daß auch der große Herr, der den Achterzug lenkte, erst jetzt zu seinem Schlitten gekommen sei. Er habe seinem Kutscher befohlen, nach dem Araktsejeff-Dwor zu fahren.

War auch gut zu wissen.

Jakuskin befahl dem Jmschik, zur „Bärenkeule“ (einer berüchtigten Spelunke) zu fahren.

„Fürchtet nichts, Kinderchen,“ sagte der Jmschik, „ich führe Euch durch Seitengassen so sicher, daß Ihr nicht ausgeraubt werdet.“

„Suche Dir nicht die Seitengassen aus,“ sagte Jakuskin, „sondern fahre den Prospect entlang und über die Fontanka-Ringstraße, wo Patrouillen streifen, und fürchte nichts für uns, wir sind mit Pistolen versehen.“

„O, das wird nicht gut werden, Kinderchen; die Räuber werden Euch vielleicht ungeschoren lassen, wenn sie die Pistolen sehen; die Wachen aber erschrecken nicht und berauben Euch.“

Und was der Jmschik sagte, war nicht im Spaß gemeint. Unter der Polizeipräsidentschaft gingen nicht nur die Soldaten zur Nachtzeit aus den Kasernen, um das Geschäft von Meister Langfinger zu betreiben, sondern die Patrouillen betheiligten sich an den Einbrüchen, und die Polizei-Commissäre waren die verläßlichsten — Hehler. Vornehme Herren wagten zur Nachtzeit nur unter berittener Escorte heimzukehren, und die Thore der Paläste wurden mit eisernen Stangen verrammelt.

Unterwegs schalten die beiden Männer Diabolka dafür aus, daß sie den Chevalier Galban hatte entrinnen lassen, und erzählten ihr, wie sie sich seiner um den Preis von vielen tausend Rubeln entledigt hatten.

Als der Schlitten von dem breiten Prospect auf die Fontanka-Ringstraße einbog, da sprangen plötzlich fünf bewaffnete Kerle hervor; zwei fielen den Pferden in die Zügel, einer richtete sein Gewehr nach dem Kopfe des Kutschers, zwei andere wandten sich gegen die im Schlitten sitzenden Herren. Alle waren mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, die Gesichter durch Larven verdeckt; der lange Schafpelz bedeckte ihre Gestalten vom Halse bis zu den Zehen, nur die hohen spitzen Pelzmützen verriethen, daß sie Soldaten sind, und zwar Grenadiere.

Einer von ihnen sagte in französischer Sprache (er war also Officier):

„La bourse ou la vie, Messieurs!“

Da erhob sich Diabolka hastig, und indem sie sich vor die auf Puschkin gerichtete Pistole warf, schlang sie beide Arme um den Angreifer und begann ihm mit dämonischer Verführung zu schmeicheln.

„Ei, ei, Vetterchen, Liebster, uns willst du ausrauben? Kennst du uns denn nicht? Schau nur! Da ist der wackere Jakuskin, Capitän auf Halbsold. Der hier ist Puschkin, der mehr Gläubiger auf dem Rücken als Kopeken in der Tasche hat. Ich selbst bin die Diabolka, der Jedermann nur mit Küssen zahlt und die Jeden nur mit Küssen zahlt. Davon kannst du haben, Czupp! Auf deine Wangen, auf die Augen auf die Lippen; nimm, soviel als Platz hat. Und willst Du vernünftig sein und viel Geld erwerben, so fährt gerade jetzt ein reicher Herr nach dem Araktsejeff-Dwor nach Hause, der soeben dreizehntausend Rubel bei der Roulette gewonnen. Auf dem Eise der Fontanka könnt ihr ihm noch entgegenkommen. Er hat einen rothen Pelz mit weißem Bärenfell verbrämt.“

Das war ein Zauberwort! Die vier Räuber ließen sofort den Schlitten und ihren Anführer im Stich und begannen gegen die Fontanka zu laufen, als wären sie gejagt worden. Auch der Officier bemühte sich, als er sich allein sah, aus den Armen Diabolka's loszukommen, damit er nicht etwa abgefangen werde. Allein, das Mädchen ließ ihn nicht so schnell los.

„Warte, da hast Du noch einen Kuß auf die Nasenspitze.“

Und dann rannte auch dieser seinen Spießgesellen nach.

Diabolka lachte unbändig.

„Ha, ha! Wie thut das Bewußtsein einer guten That so wohl! Die Armen werden nun den Chevalier Galban sicherlich ausrauben.“

„Aber den letzten Kuß hättest Du dem Kerl doch

schenken können!" brummte Jakuskin. „Auf die Nasenspitze! Durch die Maske hat er doch nichts davon gespürt!"

„Aber ich brauchte diese Küsse!" entgegnete Diabolka mit schlauem Augenzwinkern. „Während des Küssens habe ich nachgesehen, was der liebe Junge über dem Herzen trägt. Und hier ist's, was ich gefunden."

Sie zeigte einen mit Brillanten besetzten Ordensstern.

„Ha, was zum Teufel! Das ist ja ein Wladimir I. Classe!" rief Jakuskin aus.

„Unser Rinaldo ist ein hoher Officier!"

„Ein Wladimir-Orden in Brillanten! He, Imschik, halt an und schlag Feuer an! Die Bänder der Orden tragen gewöhnlich auf der Innenseite den Namen des Inhabers in Goldschrift."

Der Imschik schlug mittelst eines großen Stück Buchenschwamms Feuer an, und während es Diabolka mit vollen Backen anblies, lasen die beiden Männer gleichzeitig den auf dem Bande befindlichen Namen:

„Jevgen Araktsejeff."

„Ah, der Sohn unseres wackern Araktsejeff betreibt auch dieses Handwerk!" rief Jakuskin aus.

„Er ist bekannt als „mauvais sujet!"

„Nun, das war ein kostbarer Fang, Diabolka. Dafür kannst Du morgen alles Geld haben, was Junker Jevgen heute Nacht raubt."

„Und übermorgen werde ich doch wieder kein Geld haben," sagte das Mädchen lachend.

„Wenn Du willst, kannst Du für diesen Orden die Gattin Junker Jevgen's — also Gräfin — werden!" sagte Puschkin.

„Was nützt's! nach einer Woche würde ich doch wieder zu den Zigeunern zurückkehren."

„Willst Du ihn etwa anzeigen? Willst Du, daß er gehenkt werde?"

„Diese Narrheit werde ich nicht begehen; man würde mich ja neben ihn hängen. Ueberlasset das nur mir. Ich

weiß schon, was ich mit dem, was ich erwischt habe, anfangen werde.“ — — — — — — — — — — — —

Jakuskin sagte zu Puschkin in deutscher Sprache, damit Diabolka ihn nicht verstehe:

„Dieser Mensch hat mein ganzes Leben zugrunde gerichtet und jetzt hatte ich ihn vor der Mündung meiner Pistole. Aber jetzt ist diese Kugel nicht mehr für ihn gegossen. Schau, ich bin nicht einmal in Wuth gerathen, als ich seinen Namen las. Wenn wir auf Bären lauern, dann lassen wir die Füchse laufen. Fangeisen auf seinen Hals! Er sei der Diabolka verfallen.“ — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Es gehörte große Gewandtheit und Ortskenntniß dazu im Häuser-Labyrinth der Vorstadt die „Bärenkeule“ aufzufinden, besonders da sie sich als architektonisches Kunstwerk von den Nachbarhänsern in nichts unterschied. Ein Erdgeschoß aus Ziegeln, darüber ein Stockwerk aus Holz, und endlich ein ungeheures, weit vorspringendes Dach. Was man anderwärts Kellerfenster nennt, ist hier der Schornstein; der Kamin ist im Souterrain, und da dieses Loch vom ersten Reif angefangen bis zum letzten Frost Tag und Nacht raucht, kann ein Unberufener hier weder lauschen noch einbrechen. Auch den geladenen Gästen ist der Eintritt nicht leicht. Hat man schon das vorspringende Eckhaus an der ungeheueren Bärentatze erkannt, die aus Holz geschnitzt an einer langen Stange befestigt ist, welche aus der Dachlucke herausragt, dann befindet man sich vor einer niedern Eichenthür. Durch diese kann man nicht eintreten, sie hat einen Riegel von außen und einen Riegel von innen. Der inwendige Riegel gehört dazu, um dem außen Stehenden den Eintritt zu verhindern, wenn der innen Befindliche es will. Der Riegel von außen dient dazu, daß der innen Befindliche ohne Einwilligung des außen Stehenden nicht herauskommen könne. Es ist die Erfindung eines Schankwirth-Genies. Der inwendige Riegel schützt die Gäste vor Ueberraschungen der Polizei; der auswendige Riegel schützt den Wirth davor, daß seine Gäste verduften, ohne die Zeche

berichtigt zu haben. Dieses Strategem wird noch vervollständigt durch die pfiffige Art, wie die Gäste in den Krug gelangen und der Schenkenwirth am Morgen hinauskommt, um die Thüre von außen zu öffnen, wenn es Zeit ist, die Gäste zur Ernüchterung auf den Schnee zu setzen. Diesem Zwecke dient eine andere Thüre, die sich oberhalb der ersten im Stockwerke befindet. In dieser Thür befindet sich ein langes schmales Fenster, in dessen einem Winkel die „Fortoska“ klappert, das Rädchen aus Blech, das durch den ausströmenden Dunst in fortwährende Bewegung gesetzt wird. Wenn an der obern Thür gepocht wird, dann lugt der Wirth zum Fenster hinaus, und wenn ein wirklicher Gast kommt, dann läßt er mittelst eines in einem Rade laufenden Strickes eine Leiter hinab, die sonst unter den Dachboden hinaufgezogen ist; an dieser Leiter kann der Ankömmling emporklettern und durch die obere Thür in's Stockwerk gelangen.

Dort findet er eine sehr nette Stube, über und über mit bunten, vergoldeten Heiligenbildern behängt, unter welchen ein heiliger Georg mit dem Drachen in Nußholzrahmen besonders auffällt.

Die Stube ist durch bunte Wachskerzen beleuchtet, vor welchen rothe und grüne wassergefüllte Glaskugeln stehen; dahinter das Bild des Erlösers auf Goldgrund. Die Familie des Schankwirthes kniet vor dem Wand-Altare, und der Wirth selbst beeilt sich, sobald er dem Gaste geöffnet, auf seinem Platz wieder niederzuknien und das unterbrochene Gebet fortzusetzen. Im heiligen Contexte ertheilt er dann gleichsam als Marginal-Bemerkungen, auf Jakuskin's Fragen folgende Antworten:

„Nun, Dimitri, ist frische Bärensohlen-Sulz zu haben?“

„O, du mein Gott! Wie denn zur heiligen Fastenzeit?! Sieben Wochen wird kein Fleisch gekocht! — Sei uns gnädig!“

„Nun denn, was gibst Du uns zu schmausen?“

„Bohnen in Oel und Caviar; sieben Wochen lang ist

nichts Anderes in meinem Hause. — Erbarme Dich unseres sündigen Hauptes!“

„Ein Imperial, den ich Dir auf die Hand gebe, wird doch noch ein klein wenig Bärensohlen-Sulz für uns ausfindig machen?“

„Führe uns nicht in Versuchung! — Wie sollte ich finden? Gott würde mich strafen und der Polizeichef mir die Knute geben lassen. Dergleichen ist durch alle Heiligen verboten.“

„Nur nicht durch den heiligen Georg!“ ruft Diabolka lachend dazwischen. Dann stemmt sie den Fuß gegen das große Heiligenbild, schiebt es von der Stelle, und sofort wird eine Oeffnung sichtbar, welche in die hinter dem Bilde befindliche Höhlung führt.

Unter dem Gelächter der Gäste setzt Dimitri sein Gebet fort; dabei hält er die eine Hand nach rückwärts in die Höhe, damit man den versprochenen Imperial hineinlege, und dann stimmt er, sobald jene im Innern des Hauses verschwunden sind, mit seinem Hausgesinde einen so lauten Gesang an, daß man das Singen auf die Gasse hinaus hört.

Auf der geheimen Treppe ging Puschkin voran, dem hier Ein- und Ausgang genau bekannt waren. Die Stube im Erdgeschoß ward durch eine „ungeputzte“ Unschlittkerze gerade so weit erleuchtet, daß die Neuangekommenen nicht über die herumstehenden Fässer, Eimer und Kisten stürzten. Die ineinander fließenden Düfte von scharfem Käse, Häring, Pökelfleisch und Schnaps verkündeten laut, daß man sich hier in einer Speisekammer befinde. Vor einem angezapften Fasse saß ein Art Weibsbild und ließ das träufelnde Naß in einen thönernen Krug. Als sie der Ankömmlinge ansichtig ward, stellte sie den Krug weg und trippelte ihnen grinsend entgegen. Das grinsende Lächeln stand ihr gut: man sah dann ihrem abgelebten, runzeligen Gesichte an, daß sie sich im Finstern und ohne Spiegel zu schminken pflege; in ihrem Gebiß fehlten mehrere Zähne. In der Kunstsprache heißt ein solches Geschöpf „eine Flinte“. Sie

streichelte die Gäste mit ihrer fettigen Hand und sagte mit heiserer, hölzerner Stimme zu Puschkin:

„Wir haben Ihnen frische Bärensohle aufbewahrt.“

„Sind die übrigen Herren hier?“ frug Puschkin.

„Schon längst,“ krächzte das Weib, „sie müssen wohl schon sehr betrunken sein, denn vorhin ließen sie eine Flasche Tinte aus der Apotheke holen.“

„Zum Teufel! Was soll ihnen die Tinte?“

„Sie saufen sie gewiß, denn zum Einschwärzen der Stiefel taugt sie nicht. Ich gehe, um euch anzumelden.“

„Ah, hier geht es ja großartig zu, seit ich zum letzten Male hier war!“ sagte Jakuskin. „Die Gäste werden also jetzt angemeldet?“

„Die Ursache kannst Du leicht errathen.“

Das Weib hatte inzwischen in der Mauer ein Loch gefunden, durch welches man irgendwo hinunter schreien mußte; doch bei ihrer dumpfen Stimme war dies eine so schwierige Aufgabe, daß sie wiederholt zu rufen hatte, ehe die Antwort zurücktönte.

Inzwischen mußten die Gäste warten.

Plötzlich schrie Diabolka auf: „eine Ratte ist mir den Stiefelschaft hinauf gerannt!“

„Soll ich Dir helfen, sie zu fangen?“ frug Jakuskin.

„Unverschämter! Glaubst Du, ich könnte selbst keine Ratte fangen?“

Und nach einer Minute zog das Mädchen unter den Falten ihres Kleides das unter dem eisernen Drucke seiner Finger erstarrte kleine Ungethüm hervor und schlug es dem Jakuskin lachend in's Gesicht, der ihr bei der Jagd durchaus behilflich sein wollte.

Das war die zweite Trophäe; die erste war der Wladimir-Ordensstern. Dieser hatte eine Nestel, mittelst welcher er an dem Bande befestigt wurde. Diabolka hing diese Nestel in die Vorderzähne der Ratte ein und heftete dann beide Trophäen an ihre Mütze: die Ratte und den Ordensstern in Brillanten neben einander. Bei den Petersburger Damen war es zu einer Zeit Mode, daß sie Taschenuhren

sammt den Ketten, Colliers und Medaillons in der Coiffure trugen. Diabolka ahmte diese alte Mode nach.

Die „Flinte“ meldete der Gesellschaft, daß sie eintreten könne. Damit zog sie eine Fallthüre in die Höhe, welche einen unterirdischen Raum verschloß, und sagte: „Schlüpfet hinein.“

Der ganze Raum war ein einziges Kellergewölbe, das durch Säulenbogen in mehrere Räume abgetheilt war. In die Mittelwand war der Kamin hineingebaut; auf dem breiten, weit vorspringenden Gesims lagen die Ueberkleider der Gäste zum Trocknen. Durch den dichten Nebel, den der vielfache Gestank, Dampf, die menschliche Ausdünstung und der Tabakqualm bildeten, leuchtete aus dem Kamin das Torffeuer hindurch, wie die aus einer Kanone emporschießende Flamme, wobei so viele menschliche Gestalten sichtbar wurden, als innerhalb seiner diabolischen Aureole Platz fanden. Die Gesellschaft hatte das Souper schon beendet, wie die auf dem Tische liegenden Reste von Zwiebel, Käse, Salz, Brod u. s. w. bewiesen; der umgestürzte Krug aber zeigte an, daß jetzt auch im Trinken eine Pause eingetreten sei. Nun, was geschieht dann?

Eine große Tintenflasche, in der eine Gansfeder steckt, beherrscht jetzt den Tisch. Was soll die Tinte an diesem Orte? Die Eintretenden werden mit Jubelgeschrei empfangen. Puschkin und Diabolka sind hier alte Habitués, Jakuskin aber muß neu eingeführt werden, denn die Gesellschaft von der „Bärenkeule“ hat sich seit den zehn Jahren, seit welchen Jakuskin zuletzt hier war, sehr verändert. Puschkin machte den Gast mit den bis auf's Hemd entkleideten Herrschaften bekannt, die sämmtlich ihrem Rang entsprechende Titel führen. Es sind lauter auserlesene Studienköpfe.

„Herr Dobujoff, unser Roscius, ein berüchtigter Helden-Schauspieler. Schade, daß er jetzt die Gesellschaft davongejagt hat und privatisirt. Herr Csetvertin, unser Rafael, der die Gunst der Großen verachtet und seine Kunst nur auf volksthümlichen Ladenschildern verewigt. Herr Csicserkoff, das hervorragendste Mitglied der Akademie

der Wissenschaften, der 30.000 Bücher — von der Einbandtafel kennt und täglich das ganze Gelehrten-Institut auskehrt. Herr Arbusoff, unser Archimedes, ein berühmter Mechaniker, der das selbstschießende Gewehr erfunden. Herr Szeravszky, unser Hypokrates und Galenus, der die Epilepsie radical curirt. Lauter verkannte, unterdrückte, verfolgte Genies! Hier siehst Du den Admiral Barbatuseff, unsern Vasco de Gama, der unzählige Inseln entdeckt hätte, wenn die scheelsüchtige Admiralität ihm ein Schiff zur Verfügung stellen wollte. Das hier ist Monsieur Germain, unsere auswärtige Diplomatie."

Monsieur Germain unterscheidet sich von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft darin, daß er nicht bis auf's Hemd entkleidet ist, vielleicht aus dem Grunde, weil sein Hemd — keine Aermel hatte. Ihm genügte der Kragen und die Chemisette; soviel war von seinem Hemde sichtbar. Sein Gesicht stand übrigens in Bezug auf Farben-Abstufung jenem der Uebrigen nicht nach. Die Finger an seiner rechten Hand waren voll Tintenflecken, was vermutheu läßt, daß er es sei, der diesesmal die in der Tintenflasche steckende Feder führt; diese Vermuthung wird noch bestärkt durch den vor ihm liegenden zerknitterten Bogen Papier, auf welchem schon einige Zeilen mit den dazu gehörigen „Säuen" zu sehen sind.

Bei der Vorstellung leckte dieser Herr erst die Tinte von seinen Fingern, wischte diese am Rockärmel ab, dann erst reichte er Jakuskin die Hand und sagte:

„Dies ist nur mein angenommener Name; in Wirklichkeit heiße ich Marat. Ich bin ein leiblicher Bruder des ruhmreichen, göttlichen, großen Marat, für dessen Asche das Pantheon erbaut ward. Wissen Sie . . ."

„Ich weiß," unterbrach ihn Jakuskin, „und ich freue mich sehr, daß Sie sein Bruder sind und nicht ich es bin."

„Sie sind ein Bursche, der ganz zu uns paßt," sagte Herr Marat. „Seien wir frère et cochon!"

„Wozu der Eine „frère"? Seien wir beide „cochon"!"

Und sie küßten einander. „Aber, was treiben Sie denn hier, meine Herren? Was soll diese häßliche Flüssigkeit hier auf dem Tische.“

(Es ist charakteristisch, daß, während bei moschusduftenden Verschwörungen die Mitglieder einander duzen, die theerduftenden Conspiratoren einander per „Herr“ tituliren.)

Der befragte kleine Mensch mit der Frisur à la cacadu schlug stolz auf das auf dem Tische liegende Papier.

„Wir sind damit beschäftigt, unsere „Marseillaise“ anzufertigen.“

„Hörst Du's Puschkin? Auch hier triffst Du Concurrenten!“ scherzte Jakuskin.

„Wie es scheint, ist heute der Tag der olympischen Spiele,“ sagte Puschkin lachend. „Wie werden denn hier die Verse angefertigt; ich möchte das selbst einmal sehen.“

„Ganz in Ordnung,“ sagte der Blutsverwandte Marat's, die Feder hinter das Ohr steckend. „Ich spreche das Motto aus und dieses bildet zugleich den Refrain. Die anderen Herren geben ihre Ideen dazu und ich bringe sie in die poetische Form.“

„Also Alles im Associationswege, sogar Verse?“

„Ja wohl; Motto und Refrain ist: „An's Messer mit ihm!“ — Hier ist der Anfang:

Wer Schwert führt oder Pallasch —
Trägt gold'ne Epauletten,
Er zählt zu unseren Feinden,
Er schlägt das Volk in Ketten.
An's Messer mit ihm!

„Wer kann's weiter?“

„Ich! ich!“ tönte es rings um den Tisch und Alle beeilten sich, ihren Ideen Ausdruck zu geben.

„Ich sage, daß allen Schauspielern der Kopf abgeschlagen werden soll,“ sprach Herr Dobujoff; „den Schauspielern, die für zehn- und zwanzigtausend Rubel declamiren und singen, obgleich keiner von ihnen besser zu decla-

miren weiß, als ich. Sie spielen die Könige, uns aber geben sie Bedientenrollen, die Tyrannen! Was soll das ganze Pack? Hat das Volk nicht Unterhaltung genug beim Hanswurst und beim Bärentreiber?"

„Es gibt keine erbärmlichere Klasse, als die der Maler!" versicherte Herr Csetvertin. „Sie spielen mit den Pfaffen unter einer Decke, um Heiligenbilder für sie zu malen. Sie lecken dem Czar die Sohlen, weil er ihnen ihre Schlachtenbilder bezahlt, in welchen sie die Schmach des Volkes verewigen. Ich möchte wohl den weißen Saal mit den Porträts der vierhundert Generale anzünden! Jedem Farbenklecksер, der mehr versteht, als Ladenschilder zu malen, sollte man die Hände abhauen."

„Auch Jenen, die Bücher schreiben," rief Herr Csicserkoff; „Allen, die eine gewähltere Sprache sprechen, als wir."

Auch alle Uebrigen verlangten, daß ihre Meinungen maßgebend wären; der Curpfuscher wünschte, daß die Aerzte ausgerottet werden; nach dem Programm des falliten Krämers hätten die Börse-Matadore vernichtet werden sollen; der davongejagte Seeoffizier verlangte, daß die Marine verbrannt werde, — alle Ansichten liefen darauf hinaus, daß Jeder, der nur um einen Kopf aus der Menge hervorragte, ein Feind des Volkes sei und den Tod verdiene.

Der Bruder Marat's summirte die Ansichten und faßte sie in Verse.

„Der Sänger, der nicht heiser,
Der Maler, der malt Kaiser,
Der Gelehrte, der viel Bücher macht,
Der Kranke wieder zum Leben gebracht,
Er zählt zu unseren Feinden,
An's Messer mit ihm!

Wer reitet, fährt im Wagen,
Wagt, schöne Kleider zu tragen,
Im Pallast sorgt für den Magen;
Er zählt zu unseren Feinden,
An's Messer mit ihm!

Wem Andere sind zu wenig,
Sich besser dünkt als sie,
Sei's Dichter, Künstler, König;
Er zählt zu unseren Feinden,
An's Messer mit ihm!"

Dies gefiel allgemein; sie schlugen mit den Fäusten auf den Tisch: das war ihr Beifalls-Applaus.

„Gesungen wäre das noch viel schöner!" rief Marat junior. „Wer setzt das in Gesang? Ah! da ist ja unsere „Göttin der Vernunft." Auf den Tisch, Diabolka!"

In einem Augenblick war die Zigeunerin auf den Tisch gehoben und die Mütze mit dem sonderbaren Schmuck auf die Seite stülpend, begann sie zu den verzweifelten Versen eine wilde Melodie zu singen, zu der sie mit den Stiefelabsätzen auf dem Tisch den Tact trommelte und mit entsprechenden Gesten begleitete. Die ganze saubere Gesellschaft brüllte den Refrain nach.

„Das wird wirken, wie?" sagte mit glorioser Prahlerei der Abkömmling Marat's, Puschkin freundschaftlich auf die Achsel klopfend. Dann stopfte er sich die Pfeife, nahm sie keck zwischen die Zähne und stützte selbstzufrieden den Ellbogen auf den Tisch.

„Nun Puschkin, jetzt hol dein Gedicht hervor," sagte Jakuskin; „laß sehen, wer die Palme erringt?"

Puschkin holte in der That sein Gedicht hervor, drehte einen Fidibus daraus, zündete diesen am Kaminfeuer an und hielt ihn über die Pfeife des Marat'schen Sprößlings.

Diesmal ward Apollo von Marsias geschunden!

Der wilde Poet zog mit triumphirender Grimasse an seiner Pfeife, die ihm ein olympischer Held mit seinem Poëm anbrannte. Bei jedem Zug flammte der Fidibus auf und bei dem Aufflammen bemerkte Puschkin, daß auf seiner Achsel ein Insect krieche, — ein Insect, das man nicht zu nennen pflegt. Er schnellte es mit Ekel fort.

Marat junior bemerkte diese verächtliche Geberde.

„Ei, ei, junger Herr! Wozu diese tiefe Verachtung? Warum denn gar so heikel? Warum fürchten Sie dasjenige,

was Millionen und Millionen Menschen auf ihrem Körper herumtragen? Womit unsere Brüder sich niederlegen und womit sie aufstehen — warum ekelt es Sie an? Wer das verachtet, ist ein Aristokrat; das ist das Symbol der Gleichheit. Auch die alten Egypter hatten ein heiliges Insect, den Scarabaeer. Dies ist unser heiliges Insect, das die menschliche Gesellschaft nivellirt! — Auf, meine Herren! noch eine Strophe zu unserem Gedichte!

„Bei wem das heilige Insect,
Der wahre Freund des Volks,
Verachtung nur und Ekel weckt;
Er zählt zu unseren Feinden.
An's Messer mit ihm!“

Wüthender Applaus folgte dieser Strophe; Jeder sang sie mit, sogar Puschkin.

„Der hat's getroffen, wahrhaftig!“ sagte er lachend zu Jakuskin.

Da ward plötzlich eine Hand durch die Fallthüre gestreckt; diese Hand schüttelte eine große Kuhglocke.

Bei dem Geläute dieser Kuhglocke verstummte plötzlich der ganze Teufelslärm.

Das bedeutete so viel, daß der Morgen anbricht. Der Schankwirth ist verpflichtet die Thüre zu öffnen, und die Gäste thun wohl daran nach Hause zu gehen, sonst erwischt sie hier die Polizei.

Der Lärm war mit einem Male verstummt, und jeder suchte seinen Ueberrock. Durch die offene Fallthüre drang die kalte Luft herein und der in der Spelunke eingeschlossene Dunst begann in der Form von Reif und Schnee sich an dem Haupt- und Barthaar der Gäste festzusetzen.

„Nun, jetzt noch einen Abschiedsschluck!“ brummte Marat der Jüngere. „Zur Erinnerung an diesen herrlichen Abend! Freunde, Brüder, meine Herren! Kein gewöhnlicher Abschiedstrunk soll es sein! Zum Andenken daran, daß wir heute unsere Marseillaise gedichtet haben, trinken wir gemeinschaftlich die Tinte dort aus, welche nach der

Anfertigung des herrlichen Schlachtgesanges noch übrig geblieben."

„Wir trinken sie aus! brüllten alle im Chor.

„Nun, das machen wir ihnen nicht nach," sagte Puschkin. Er hob Diabolka rasch vom Tische und trachtete mit ihr die Fallthüre zu erreichen, um aus der Unterwelt zu entkommen.

Im Erdgeschoß angelangt, machte sich Jakuskin daran den an der Straßenecke haltenden Schlitten aufzusuchen. Puschkin holte seinen Pelz herbei und hüllte Diabolka darin ein. Herr Marat traf ihn noch in der Thüre. Er kam mit der Tintenflasche, deren Inhalt noch nicht völlig geleert war.

„Ei, ei, Bruder Puschkin! Sie wollen uns verlassen ohne Abschiedstrunk? Sie verachten vielleicht den Trunk, den wir alle verkostet haben? Ziemt sich das? Ich lasse Sie nicht eher über die Thür, als bis Sie getrunken haben. Es lebe die Gleichheit! Sind wir nicht alle gleich, und in Allem gleich?"

„Nein," sagte Puschkin, „wir sind nicht gleich!"

„Par exemple?"

„Sehen Sie, — par exemple! — ich bin stärker als Sie; demzufolge bin ich Derjenige, der Sie beim Kragen nimmt, und Sie sind Derjenige, der von hier hinausfliegt."

Bei diesen Worten lag Herr Marat schon in der Mitte der Straße; dabei zerbrach die Tintenflasche, und der Inhalt derselben färbte den Schnee violett.

„Sehen Sie nun, es gibt keine vollkommene Gleichheit auf Erden!"

„Aber es wird eine geben!" keuchte Marat, sich mühsam aufraffend und sein Messer aus dem Stiefelschaft ziehend. „Das ist's, was den Unterschied zwischen dem Helden und dem Schwächling ausgleicht!"

Diabolka faßte Puschkin bei der Hand und zog ihn mit sich fort; er könnte sonst noch niedergestochen werden.

„Nun, kommst Du morgen wieder „zur Bären-

keule"? — frug Puschkin den inzwischen zurückkehrenden Jakuskin.

„Freilich; und alle Tage werde ich kommen. Das sind die wahren Männer!"

Puschkin lachte laut.

„Ja, bis die Kuhglocke läutet!"

XI.

Das gehetzte Wild.

Am folgenden Tage ward in der Isaakskirche die Ceremonie der großen Fasten durch die kaiserlichen Hofsänger eröffnet. Es war dies ein berühmtes Sängerchor, mit großen Kosten erhalten und zusammengesetzt aus Männern und Knaben, die die schönsten Stimmen im Reiche hatten.

Die Lobpreisung der Zeitgenossen erhebt diese Vigilien über jede Musik, die von menschlichen Stimmen jemals producirt wurde. Der Czar konnte in seinem reiferen Alter keinerlei Musik mehr ertragen, blos die Harfe und den mystischen Kirchengesang. Deshalb war Zeneida Ilmarinen, die Sängerin der Psalmen, sein erklärter Liebling. In's Theater ging er nicht. Wenn er Gesang hören wollte, so berief er seine Lieblingskünstler in den Winterpalast oder in die Eremitage; in den Fasten aber ging er täglich in die Kirche, um den Gesang der Knaben zu hören.

Zu solchen Zeiten fand es auch die Aristokratie modern, in die Kirche zu gehen, und wegen der größeren Andacht legten die Damen kein Roth auf, nur Bleiweiß.

In den ersten Reihen, dem Hauptaltar zunächst, waren zu sehen: Fürst Ghedimin, die Murawieff, Orloff, Trubetzkoi, Alle, die ihre Namen in das „Grünbuch" eigenhändig eingeschrieben hatten; dann die Garde-Officiere, die in der verflossenen Nacht darüber abgestimmt hatten, ob der Czar sterben oder nur verbannt werden solle; dort standen

sie in zwei Reihen in strammer Haltung, den entblößten Degen an der Hüfte haltend. Am Eingange der Kirche kniete inmitten seiner Kameraden der Abkömmling Marat's und schlug sich bußfertig die Brust; das Weihwasser hatte von seinen Fingern die Tinte noch nicht abgewaschen, mit der er den „Messergesang“ geschrieben.

Alle neigten tief das Haupt, und kein Mensch vielleicht bemerkte, daß Gatte und Gattin, die dieses Reich beherrschen, einander beim Gang nur einen Finger reichen, während der Andacht einander nicht anblicken und am Weihbrunnkessel kein Wort mit einander wechseln.

Auch Zeneida Ilmarinen war in der Kirche, und als sie diese verließ, begrüßte sie ein Offizier. Es war Puschkin.

„Madame, Sie haben geweint, Ihre Wangen sind naß. Wohnt denn Jemand in der Kirche?“

„Es wohnt Niemand darin,“ erwiederte Zeneida. „Aber dieser Gesang wirkt auf die Nerven. Wir sind Thiere; auch der Hund heult, wenn er singen hört.“

„Haben Sie bemerkt mit welcher Inbrunst die Czarin das Crucifix geküßt hat? Wissen Sie nicht, was sie vom Heiland erflehen mochte?“

„Ich habe es nicht gesehen und weiß nichts.“

Die Kirchen-Ceremonie war spät Abends zu Ende; nach dem Gottesdienste eilte Jedermann nach Hause, in den Straßen ward es still. Am ersten Fastentag nimmt Jedermann der eine Familie hat, sein Abendmahl zu Hause ein. Und da in der Petersburger ärmeren Classe auf jeden siebenten Mann ein Weib kömmt, thun sich mehrere zusammen und suchen in Gemeinschaft ein Frauenzimmer ihrer Gesellschaftsclasse auf, das ihnen die Fastensuppe bereitet. Diese kommt heute auf jeden Tisch — in irdenen Schüsseln und in chinesischem Porzellan. Selbst auf der Tafel des Czars darf sie nicht fehlen; der kaiserliche Koch muß sie unverfälscht zubereiten.

Die Suppe verzehrt am ersten Fasttage jeder Familienvater zu Hause. Selbst im Winterpalast ward es einst so

gehalten. Einst! Es war nur für Zwei gedeckt: Gäste wurden dazu nicht eingeladen. Die verschiedenartigen, mit Oel und Honig zubereiteten Gerichte wurden von den findigen Köchen nur für sie Zwei aufgetragen. Dann kam ein Tag, an welchem die Gattin den Gemahl vergebens zum Fasten-abendmal erwartete: er kam nicht. Und doch hat sie ihn lange erwartet. Die Speisen waren kalt geworden. Irgend ein kalter Gegenstand hatte sich zwischen sie gedrängt. Jetzt erkalteten nur die Speisen, später auch die Herzen. Und dennoch ließ die Gattin Jahr für Jahr am ersten Fasten-Abend für sie Beide decken und wartete lange, bis alle Speisen kalt wurden, und berührte dieselben nicht; sie wartete auf ihn.

Die Stunden verrannen, die Gattin harrte einsam, bei dem leisesten Geräusche aufhorchend, ob sie nicht die bekannten Schritte vor der Tapetenthüre vernehme, welche die Corridore ihrer Appartements verbindet, vor jener Thür, bei deren Oeffnen ihr Herz so oft von irdischer Glückseligkeit erfüllt ward. Nun war das Schloß der Thür längst verrostet ....

Plötzlich erklingt die Spieluhr — ein mechanisches Werk, welches Araktsejeff in Paris anfertigen ließ. Das Stück ist die National-Hymme; die Uhr spielt es täglich nur einmal: um ein Uhr nach Mitternacht! — in der Stunde, in welcher Czar Paul von seinen Generälen und den hohen Adeligen in seinem Schlafzimmer ermordet wurde.

Der Sohn des Ermordeten, der über die Leiche des Vaters hinweg den Thron bestiegen hatte, hörte viele Jahre, an den großen Jahreswenden, zu Boden gebeugt und den Betschemmel mit seinen Thränen netzend, die melancholische Hymne an, — und es gab ein Wesen, dem er die schmerzliche Beklemmung seiner Seele mittheilte. Mit allen Fiebern des Herzens vibrirte dieser Trauergesang nach. Das Herz war ein pünktlicheres Uhrwerk als das andere. Es intonirte den Gesang inmitten des Siegesrausches wie in den Stunden des Trübsals, es erhob den Vorwurf gegen ihn,

daß die Leiche des Vaters der Schemel war, auf welchem er den Thron bestieg, und drohte, daß sein Leichnam ebenfalls der Schemel sein werde für seinen Nachfolger. Dies war der qualvolle Theil seines Lebens: die ewige Seelenmarter. Niemandem klagte er diese Pein, nur der Gattin. Niemand vermochte ihn zu trösten in diesen Stunden der schweren Kämpfe seiner unter der eigenen Last zusammenbrechenden Seele — nur sein Weib. — Nun ist's aus damit! Die verdammten schönen blauen Augen, in welchen er einen neuen Himmel suchte, gaben ihm den Himmel, jenen kalten Himmel, der die Erde und den Mond für immer von einander scheidet. — Der Kaiser aller Reussen hat Niemanden mehr. Der Mächtigste der Mächtigen hat kein Plätzchen, wo er ruhig schlafen könnte. Der in der Wüste vergessene Pilger steht nicht so einsam in der Welt wie er.

Wenn das Stück verklungen und der Gatte noch nicht zurückgekehrt ist, dann holt die Gattin das auf Elfenbein gemalte Porträt des Gatten hervor und legte es auf den Tisch, vor den Platz den der Gatte einnehmen sollte. Das Bild des stolzen Helden, mit lächelnden Lippen und heiterer Stirne — so war er als Bräutigam. Sie blickt das Bild an, lange, lange — bis die Augen feucht werden. Nichts als dieses Bild ist ihr von ihm geblieben. Der Mann, den es darstellt, lächelt längst nicht mehr.

Zwei bespannte Schlitten halten vor der Colonnade des Winterpalais. Der eine ist mit sechs, der andere mit drei Pferden bespannt. Beide führen Carossen mit verhängten Scheiben. Die Dienerschaft des Sechsspänners trägt die Livree des Czaren, jene des Dreispänners die Livree des Großfürsten. Allein, wenn es zum Einsteigen kommt, dann nimmt der Czar im Schlitten des Großfürsten, der Großfürst im Schlitten des Czars Platz. Wenn die beiden Schlitten unter Schellengeklingel das Thor passirt haben, dann fährt der eine rechts, der andere links ab. Dem Sechsspänner folgt ein Garde-Piket; wo der Schlitten hält, da hält auch die Escorte. Der Dreispänner gleitet allein

dahin. Vom Großfürsten ist es bekannt, daß er geraden Weges nach Hause fährt zu seiner Familie: er besitzt ein stilles ruhiges Heim. Vom Czar aber weiß Niemand, wo er die lange Nacht herumstreifen wird. Und man muß sich jetzt so sehr in Acht nehmen! . . . .

Araktsejeff hat heute Vormittags mit dem Polizei-Chef Chulkin und dem Stadt-Gouverneur Miloradovics einen argen Strauß gehabt. Dreierlei Polizei war in Thätigkeit: die Militärpolizei, die Civilpolizei und die geheime Polizei. Und anstatt einander in die Hände zu arbeiten, waren diese immer nur bemüht, ihre Maßnahmen gegenseitig zu vereiteln. Araktsejeff war wüthend auf Chulkin, weil der Chevalier von Galban in der verflossenen Nacht beraubt worden war, und weil man ihm nicht nur sein Geld, sondern auch seine Notizen abgenommen hatte, seine Notizen, unter welchen sich viele Staatsgeheimnisse befanden. Chulkin eruirte dann, daß die patroullirenden Soldaten selbst die Räuber waren. Nun wendete sich der ganze Zorn Araktsejeff's gegen Miloradovics. Er forderte, daß der Oberofficier, welchem in der verflossenen Nacht die Inspektion übertragen war, strengstens zur Verantwortung gezogen werde. Der Gouverneur sagte ihm, das sei eben der junge Araktsejeff gewesen, sein einzig geliebter Sprößling. Daraufhin ward Araktsejeff noch wüthender — aber gegen wen? Er glaubte vollkommen, daß der junge Araktsejeff den Chevalier von Galban beraubt hatte. Der liebe Jüngling war dessen fähig, so weit er ihn kannte.

Dann ließ er ab von jeder weiteren Inquisition; nur verfügte er, daß die Garde-Hußaren, welche unter seinem unmittelbaren Commando standen, den Czar bei seinen Ausfahrten von der Ferne begleiten. Auf die Infanterie und die Polizei war kein Verlaß mehr.

Araktsejeff besaß einen besondern Instinct, aus allerlei Symptomen die Conspirationen gegen den Czar zu erkennen, wenn er sich auch keine Gewißheit verschaffen konnte. Er war das einzige und niemals schlummernde Auge, das über den Czar wachte. Er sammelte den Haß der ganzen



Nation auf sein Haupt, um das Haupt dieses einen Mannes zu schützen, in welchem sein ganzes Ich aufging.

Allein der Verfolgte wußte seine Verfolger wie seine Vertheidiger zu täuschen. Während Jene ihm insgeheim folgten, seinen sechsspännigen Schlitten von Kaserne zu Kaserne begleiteten (der Großfürst hielt Inspection, ob die wachhabenden Officiere — die Cravate nicht abgelegt hatten), glitt der dreispännige Schlitten am Ufer des Moika-Canals dahin, dort hielt er vor einer langen, mit einem Eisengitter gekrönten Mauer. Der Czar stieg aus dem Schlitten, öffnete mittelst eines mitgebrachten Schlüssels die Thür und schritt ganz allein, ohne Laterne auf dem durch offenes Eichengesträuch bezeichneten Wege fort. Auf dem frischen Schnee war keine Fußspur zu sehen; diesen Weg betrat Niemand außer ihm. Zwischen den mit Krähen-Nestern bedeckten Bäumen wird ein alterthümliches Gebäude sichtbar. Auf einer Holztreppe gelangt man zu einer niederen Eichenthür. Der einsame Mann hat auch den Schlüssel zu dieser Eichenthür mit sich gebracht, er öffnet und tritt ein. Hier ist's finster, er muß die Blendlaterne aus der Tasche hervorholen, um die in das Stockwerk führende Treppe zu finden; dann geht er auf den Fußspitzen über einen langen Corridor. Es ist nicht einmal ein Hund da, um ihn anzubellen. Als er eine Thür öffnete, da waren die zwei Personen, die er im Gespräche begriffen fand, sehr überrascht: es war ein alter Mann und eine alte Frau.

Die alte Frau schreit auf, der alte Mann wirft sich ihm zu Füßen.

„Wer ist der Mann hier, Helenka?"

„Der ist mein Alter, mein Mann. So erhebe doch die Fratze, Ihnasko, damit der Czar sehe, daß Du es bist."

„Du hast mir nie gesagt, daß Du einen Mann hast."

„Warum sollte man auch von der Gicht sprechen, die man hat, oder von einem häßlichen Thier, das man lieber vergessen hätte!"

„Nun, was sucht er hier?"

Die Alte verdeckte mit der Hand ihren Mund zur

Hälfte und flüsterte: „Die Königstochter hat er herbegleitet."

Bei diesen Worten schmolz das Eis in den Zügen des gestrengen Fragers.

„Ach Bethsaba ist hier?"

„Ja . . . heute darf sie bis zum Morgen hier bleiben; sie spielen „Dame" drin."

„Wie befindet sich Sophie?" Die Stimme des Fragers zitterte.

„Ziemlich gut. Sie schlief gut die Nacht und am Morgen trank sie ihre Chocolade. Sie war heute nicht so zornig wie sonst, seit ihr der Arzt gesagt, daß das Aergern ihr schadet."

„Befolgt sie die Anordnungen des Arztes?"

„Nur zu strenge. Wenn ich mit der Arznei nur eine Minute säume, so klingelt sie schon."

„Hat der Arzt nicht von der Diät gesprochen?"

„Ja, er hat gesagt, die Prinzessin dürfe die Fasten nicht beobachten, müsse täglich irgend eine Fleischspeise und Eier essen; dies werde ihr Kraft geben. Die Prinzessin aber hat ihn schier hinausgejagt. Was er denke? Ob er ihre Seele wegen des Leibes in Verdammniß bringen wollte? Mir hat sie sehr strenge Befehle ertheilt und mit Schlägen gedroht, falls ich sie täuschen sollte."

„So? Und der Arzt hat gesagt, die Beobachtung der strengen Fasten würde ihrer Gesundheit nachtheilig sein?"

„Gewiß. Er sagte, sie brauche Blut, sie sei blutarm, und die in Oel gekochten Bohnen bereiten kein Blut."

„Was hast Du ihr heute zum Abendmahl bereitet?"

„Fastensuppe, wie es an diesem Tage gebräuchlich ist."

„Thu mir Eines zu Gefallen, liebe Helenka. Ich habe eine Schachtel mitgebracht, deren Inhalt der Kranken sehr wohlthun wird. Ich habe das Mittel aus England von einem berühmten Arzte. Gib davon jeden Tag einen Löffel voll in die Suppe."

„Gewiß werde ich thun, was Du befiehlst, Herr! Aber sag mir doch, ist das nicht aus dem Fleische irgend

eines Thieres zubereitet? Denn wenn die liebe Seele erfährt, daß ich in den Fasten etwas von Fleisch in ihre Speisen gemengt habe, so fängt sie dermaßen zu weinen und zu toben an, daß sie wieder krank wird."

„Fürchte nichts, gute Helenka. Das Mittel ist aus Palmwurzel bereitet, welche das Fleisch ersetzt."

„Meine Seele soll davon nicht belastet werden?"

„Nein, fürchte nichts! Ich nehme Alles auf mich."

Und doch, wenn es Seelenverdammniß ist, während der Quadragesima Fleisch zu essen, dann nahm der Czar eine große Last auf seine Seele, denn das Mittel war nichts Anderes als Fleischextract, damals von den englischen Apothekern neu erfunden. Nun, der Czar war Philosoph und — Vater.

„Geh, melde mich, damit sie nicht erschrecke, wenn sie mich plötzlich erblickt."

Vor einer Lampe, deren Licht durch einen Spitzenschirm gedämpft war, saßen zwei junge Mädchen beim Spiel.

Der Einen sind wir einmal bei jener denkwürdigen Hirschjagd begegnet. Wir wissen jetzt, daß sie eine „Königstochter" ist.

Als der Czar in das Zimmer der Prinzessin eingetreten und Jhnasko mit seinem Weibe allein war, konnte er sich nicht enthalten zu fragen:

„Was ist denn das für eine Königstochter?"

„Stockfisch! das weißt Du jetzt noch nicht? Sie wohnt doch schon acht Jahre in eurem Hause, sie ist die Tochter des grusischen Königs. Ihr Vater war einst irgendwo ein mächtiger Herrscher, dort, wo die Rosinen wachsen und die Oelbeeren; die Türken aber haben ihn getödtet. Die Königin ist mit ihrem Töchterchen zu uns geflüchtet und hat auch die Krone mitgebracht. Sie war eine wunderschöne Frau. Einmal bei der Neujahrs-Parade habe ich sie in ihrer Nationaltracht gesehen. Kein Wunder, daß mit ihr geschehen, was geschehen. General Lazaroff hatte den Auftrag sie aus ihrem Heimatslande zu uns zu begleiten. Der General war ein Mann von verliebter Natur. Einmal stieg

ihm der Kacheter Wein stark zu Kopfe; er vergaß, daß er eine Königin begleite, und sah nur die schöne Frau in ihr. Er wollte sie behandeln, wie die Andern. Aber die schönen grusischen Schmetterlinge haben auch Stacheln wie die Bienen. Die Königin durchbohrte ihm mit der „Kindzal" das Herz, so daß er augenblicklich todt zu Boden stürzte. Man machte nicht viel Aufhebens von der Sache, man vertuschte sie vielmehr. Die Königin aber ward in ein Kloster gebracht und dort mit königlichen Ehren behandelt. Doch darf sie das Kloster nicht verlassen. Nur am Neujahrstage wird sie gleich den verwitweten Königinnen von Imeretien und Mingrelien hervorgeholt, damit sie auf den Stufen des Thrones Platz nehme. Ihr sechsjähriges Töchterchen aber hat man ihr abgenommen, damit sie dem Kinde nicht solche Sitten lehre, wie sie selbst hat. Natürlich, sonst bliebe ja in Petersburg kein Mann am Leben. Man hat das Kind der Fürstin Ghedimin übergeben; dieser hat Gott ohnedies keines bescheert."

„Wer denn?" platzte Ihnasko heraus.

„O, Du Tropf! eine solche Frage: Wer denn? Niemand, da sie keines hat. — Blinzle nicht, sonst erhältst Du eine Maulschelle! — So ist die Königstochter in euer Haus gekommen, und jetzt gehört sie gleichsam zur Familie. Der eigenen Mutter hat sie schon vergessen; sie hält die Fürstin für ihre Mutter."

„Ich möchte nur wissen, weshalb die Fürstin sie hieher sendet zum Besuch der kranken Prinzessin?"

„Das geht Dich Dickschädel nichts an!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Das andere Mädchen war Sophie Narischkin.

Sie ist eine zarte, feine Gestalt; das blonde Haar hat die Farbe des Reihergrases. Es ist ein Glück, daß sie vor den Menschen verborgen gehalten wird, denn ihr Antlitz gleicht in überraschender Weise dem der Fürstin Ghedimin. Sophie sieht so aus wie die Fürstin in ihrer Mädchenzeit. In ihren Zügen mengt sich der Ausdruck des Frühreif-Altklugen mit dem des Gegensatzes, der abergläubigen Furcht-

samkeit. Nur ihre Augen haben einen sanfteren Ausdruck, als jene ihres schönen Ebenbildes: sie sind nicht so stolz und geringschätzig, sondern melancholisch-schwärmerisch.

Welche Träume mag ein Mädchen haben, das niemals die Welt gesehen? Jene Welt, die voll ist von Menschen! Sie mochte von reizenden Landschaften träumen, von Felsen, Wäldern, Wasserfällen; von der menschlichen Gesellschaft kannte sie nur ihre Amme, deren Märchen sie so gerne lauschte, und ihre Gouvernanten, die sich vergebens abgemüht hatten, ihr Geographie und Aesthetik beizubringen.

Jedermann verhätschelte, Niemand liebte sie.

Allerlei begonnene und wieder weggelegte Arbeiten und Spielzeuge liegen umher; ein Damenspiel, Karten, Schachfiguren, Geduldspiele, Stickereien, Zeichnungen, Schablonen. Sie sitzt auf einer breiten Ottomane im weißen gestickten Negligée, die beiden Füße unter sich gezogen; zu ihren Füßen saß die Königstochter auf einem Tabouret.

Der mächtige Herr findet auch hier keinen gnädigen Empfang. Gewiß hat er irgend ein Amusement der beiden Mädchen unterbrochen.

Und doch scheint es, daß er das Recht habe, sich dem Mädchen ganz vertraulich zu nähern und, dessen Kopf in seine Hände nehmend, einen vollen Kuß auf seine Wange zu drücken; einen Kuß, dessen Spuren das Mädchen mit kindischer Koketterie mittelst ihres Joppchen-Aermels abzureiben suchte, was zur Folge hat, daß die geküßte Wange roth wird, wie eine Rose.

„Wie befindest Du Dich, mein Altarbild?"

„Ach, jetzt hast Du die schöne Geschichte unterbrochen, welche Bethsaba erzählte."

„Sie soll fortfahren; auch ich werde zuhören."

„Wie willst Du sie mit anhören, da Du den Anfang nicht gehört hast?"

„Bethsaba wird so gut sein, von vorn anzufangen."

Die Königstochter nickt zustimmend mit dem Kopfe. Sophie aber winkte dem Czar mit den Augenbrauen, er möge auf dem andern Polster der Ottomane Platz nehmen.

Der mächtige Herr begriff den Wink und that, wie ihm geheißen. Er ergriff eine der feinen durchsichtigen Hände des Mädchens und streichelte sie, — und während des Streichelns gelang es ihm, den Puls zu prüfen, ob noch Hoffnung sei? Er wollte auch eine Frage stellen, doch die feinen Augenbrauen geboten: „Still!" und der allmächtige Mann schwieg; er gehorchte.

„Es war einmal" — begann die Königstochter — „am Kaspischen See ein großer, großer König, der hatte eine schöne Frau. Und als er sie zur Frau nahm, da wußte er nicht, daß sie Feueranbeterin sei. Die Feueranbeter aber leben alle mit den Dzsins im Bunde. Die Königin hatte dem Dzsin versprochen, wenn sie sich vermält und eine Tochter bekömmt, ihm diese zu geben, so sie heranwächst. Und als das Mädchen heranwuchs, da kam der Dzsin, um es zu holen, und klopfte an die Thür des Königs. Der arme König erschrack gewaltig, als er hörte, der Geist sei gekommen, um seine Tochter zu holen."

„Konnte er dem Geiste nicht gebieten, wenn er ein König war?" unterbrach sie zornig das kranke Mädchen.

„Ach, meine Liebste, der Geist ist so mächtig, daß kein König ihm gebietet."

„Auch kein Kaiser?"

„Auch der nicht; den kann man nicht fassen, er aber kann Jedermann fassen. Ihn kann man nicht einsperren, nicht ausschließen, denn er dringt überall durch; er hat kein Gewicht und erdrückt doch; er hat kein Schwert und tödtet doch."

„Wie gut, daß die Geister nur am Kaspischen See wohnen!"

„Als der König dies hörte, begann er den Geist zu bitten, er möge ihm seine geliebte Tochter noch nicht nehmen, er möge sie ihm ein Jahr noch lassen. „Gut," sagte der Geist, „ich lasse Dir Deine Tochter noch ein Jahr, wenn Du mir Deinen Daumen zum Tausch versprichst." Dem König war's um seinen Daumen nicht leid, er versprach ihn dem Geist und dieser scheerte sich von hinnen. Nach einem Jahre

kam der Geist wieder, um die Königstochter oder im Tausch den Daumen des Königs zu holen. Der König liebte seine Tochter gar sehr, aber auch um seinen Daumen war ihm bang, denn er hätte den Bogen nicht mehr zu spannen vermocht. Er flehte wieder zum Geiste, er möge doch noch ein Jährchen bewilligen. „Es sei," sprach der Geist, „ich lasse sie Dir noch ein Jahr, aber dann hole ich sie oder Du gibst mir Deine ganze rechte Hand." Der König ging den Handel wieder ein. Nach einem Jahr erschien der Geist zum dritten Male. Der König wollte sein Kind abermals nicht lassen, wollte sich aber auch von seiner rechten Hand nicht trennen. Doch der Geist forderte jetzt schon den ganzen Arm des Königs als Lösegeld."

„Ja, sterben denn die Geister nie?" frug Sophie.

„Nein, Liebste! Die Geister leben ewig. Der König versprach ihm seinen Arm, um nur sein Kind und seine Hand zu behalten. Von Jahr zu Jahr kehrte der Geist wieder und forderte immer mehr und mehr als Lösegeld. Zuletzt ließ er sich das Herz und das Haupt des Königs versprechen. Und als des Königs Leib schon ganz ihm angehörte, da sagte er ihm: „Nun ist das letzte Jahr gekommen, jetzt nehme ich Deine Tochter oder versprich mir Deinen Schatten." Darauf erwiederte ihm der König: „Nein, nichts mehr gebe ich Dir! Nimm, was Dein ist, aber weder meine Tochter noch meinen Schatten sollst Du haben!" Daraufhin entfernte sich der Geist unter lautem Donner. Am nächsten Tage unternahm der König bei schönem, sonnigem Wetter eine Lustfahrt auf dem Kaspischen See. Da erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm und begrub Schiff und König in den Fluthen. Niemals ward sein Leib gefunden. Seine Tochter aber ist am Leben geblieben und jeden Abend, wenn die Sonne im Untergehen war, sah sie einen Schatten sich ihr nahen; es war ein menschlicher Schatten mit gekröntem Haupte, und wie der Schatten an ihr vorbeihuschte, da war's ihr, als ob sie einen Kuß auf der Wange fühlte, und diese Wange erröthete."

Der Czar war nachdenklich geworden. Dieser König,

von dem nur mehr der Schatten auf Erden wandelt, gleicht ihm so sehr. Sophie aber dachte sich, sie sei die Königstochter, die allabendlich von einem gekrönten Schatten geküßt wird.

Bethsaba aber fügte scherzweise hinzu:

„Solche Sagen hört man bei uns; ich weiß deren mehr denn hundert."

„Das ist eine gar traurige Geschichte, meine Liebste," sagte der Czar.

„Ich liebe solche," sagte die Prinzessin, „die ein trauriges Ende haben. Solche Geschichten, die so endigen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute" — kann ich nicht ausstehen. Ich möchte auch am Liebsten Bücher mit tranrigem Ausgange lesen. Der Arzt aber hat mir die Lectüre als schädlich verboten. Die kleine Bethsi aber weiß so schöne Geschichten zu erzählen."

„Laß doch Dein Abendbrot holen; hast Du keinen Hunger?"

„Ach, wer wird denn immer an's Essen denken. Wir thun ohnehin den ganzen Tag nichts als essen."

Das Mädchen zeigte auf einige Schachteln mit Confituren hin, von welchen ein Weniges fehlte.

„Du solltest aber etwas Nahrhaftes genießeu, das würde Dir Gesundheit bringen.

„Wer sagt Dir, daß ich krank bin? — Reich mir meinen Handspiegel! — Bin ich nicht roth genug?"

„Freilich bist Du roth; Du siehst heute sehr gut aus."

„Phi! phi!" das Mädchen spukte zweimal hinter sich. „Man darf Niemanden in's Gesicht sagen, daß er gut aussieht" sprach sie, „das bringt Unglück. Nun wollen wir zum Nachtmahl decken."

Der mächtige große Mann war schnell bereit, bei diesem bleichen Kinde mit den matten Augen, in welchem sein ganzes Leben sich concentrirte, Lakaiendienste zu thun. Und er benahm sich dabei so linkisch; er hatte es freilich nicht gelernt. Das Mädchen tadelte ihn darob auch sehr.

„Ei, wie ungeschickt hältst Du doch den Teller! Muß

man den Löffel so zwischen Messer und Gabel legen? Das Salz mußt Du hübsch auf den Tisch schütten. Man darf es nicht sammt dem Behälter auf den Tisch stellen, denn wenn der Behälter von ungefähr umstürzt, so bedeutet das Unglück. Wenn Du das Brot anschneidest, darfst Du nicht mit der Messerspitze hineinstechen; das würde den lieben Gott erzürnen. Du mußt erst mit dem Messer ein Kreuz darüber machen. Wie ungeschickt ist doch so ein großer Mann!"

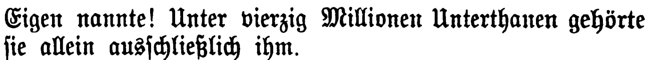
Inzwischen hatte Helenka die Fastensuppe hereingebracht.

Das Mädchen kostete die Suppe und hielt mit dem Löffel inne.

„Da ist was Fremdes drin! Ihr habt Fleisch hineingeschmuggelt. Ich esse nicht davon; Ihr wollt mich täuschen. Ihr wollt mir Fleischsuppe zu essen geben!"

Der Czar kostete nun seinerseits die Suppe und versicherte, dieselbe habe keinerlei Fleischgeschmack. Das kranke Mädchen war aber schon durch den Gedanken gereizt, daß man es täuschen wolle, und schickte alle Gerichte unberührt zurück. Sie wollte sich mit Confituren sättigen. Der Czar bat sie, sich nicht damit den Magen zu verderben; daraufhin brach sie in Thränen aus und wehklagte, man wollte sie Hungers sterben lassen. Endlich ließ der Czar die Theemaschine holen, kochte ihr selber den Thee, bröckelte Bisquit hinein und bat sie, davon zu nehmen. Wie groß war seine Freude, als das kranke Mädchen sagte, das sei „sehr gut." Sie aß ein ganzes Bisquit, tunkte noch ein zweites ein, aß einen Bissen davon und reichte den Rest dem Czar hin, damit er davon koste, wie gut das sei! Hierauf ließ sie sich in seinen Schooß ziehen, legte ihr Köpfchen an seine Schulter und schien entschlummern zu wollen. Dann bat sie ihn, sie zu Bett zu bringen und ihr das Haar aufzulösen. Dann verflocht sie die Finger ihrer rechten Hand in die Finger des Czars und sprach ihr Abendgebet und bei dem „Amen" hauchte sie ihre jungfräuliche Seele auf die Lippen des Czaren hin . . .

Sie war das einzige Wesen in der Welt, das er sein



Eigen nannte! Unter vierzig Millionen Unterthanen gehörte sie allein ausschließlich ihm.

„Gute Nacht!"

Der „Herr der Welt" fand noch so viel zu thun um das kranke Mädchen. Es mußte ein Kissen am Kamin erwärmt und dem Kinde zu Füßen gelegt werden; dann bereitete er Orangenwasser für den Nachttrunk. Er schob den geweihten Palmzweig unter ihr Kopfkissen, um die bösen Träume zu verscheuchen. Er, der Philosoph, einen geweihten Palmzweig! Am Krankenbett der Kinder ist die Philosophie zu Ende!

„Geh doch schon nach Hause!" flüsterte das Mädchen. „Bethsaba wird heute bei mir schlafen. Gute Nacht! Heute werde ich gute Träume haben."

„Leg' Deine Hand auf mein Haupt, ich bitte Dich, damit auch ich gut ruhe. Gute Nacht!"

Und sie gaben einander keinerlei süße Namen, obgleich sie wußten, daß sie in der ganzen, großen Welt Niemanden hatten, als einander.

Mitternacht war vorüber, als der Czar zu seinem Schlitten zurückkehrte. Es war zu früh, um heimzukehren.

„Fahr' den Newski-Prospect entlang!" — befahl der Kaiser.

Der Kutscher verstand den Befehl. Auf dem Newski-Prospect gibt es ein zweistöckiges Haus, auf welchem die Firma „Severin" zu lesen ist. Hier hielt der Kutscher.

Die Fenster des ersten Stockwerkes sind beleuchtet.

Man läutet, und alsbald erscheinen Diener mit Lampen, welche den „Herrn der Welt" zum Hausherrn hinaufführen. Dieser ist ein einfacher Papierhändler und Buchdrucker, der mit seinen Söhnen und Töchtern, Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern beisammeu wohnt und ein gemeinsames Geschäft mit ihnen führt. An großen Festtagen pflegt der Czar zu kommen, um sich stundenlang an dem Anblick der einfachen Familienfreuden dieses Hauses zu weiden. — Ihm sind diese Freuden versagt. Die kleinen Kinder sagen Großpapa Verse her, der sie auf seinen

Knien reiten läßt, und mittelst Papierhüten und hölzernen Schwertern „Generale“ aus ihnen macht. Solche Generale hat der Czar nicht! Dann stellen sich ihrer fünf oder sechs in einen Kreis und tanzen und singen, jedes in einer andern Tonart, von den „Aschimaschi-Bettlern“. Einen solchen Sängerchor hat der Czar nicht! Wenn das Mal zu Ende ist, da haben sie so reinen Tisch gemacht, daß man gar nicht wissen kann, was in den Schüsseln gewesen. Ein solches Festmahl kann der Czar nicht geben! Wenn die Tische weggeräumt sind, wird das beliebte „Glock' und Hammerspiel“ hervorgeholt. Man spielt um hohen Gewinnst, um Nüsse. Der Gewinnst wird gleich beim Spiel aufgegessen. Ein so vernünftiges Geld hat der Czar nicht!

Dort sitzt er unter ihnen, bis die Kinder schläfrig werden und von ihren Ammen zu Bett gebracht sind. Vorher müssen sie Jedermann küssen, auch den Gast: den Czar. Im „Winterpalais“ kommt dergleichen nicht vor!

Dann führt der große Gast mit den Alten lange Gespräche über die guten alten Zeiten. Er läßt sich von allen Freuden und Leiden der Alltagsmenschen erzählen; inzwischen leert sich der Samovar und füllt sich wieder. Der Czar weiß nicht, was ihm so wohl thut — der Thee, das Gebäck oder das aufrichtige Wort, das unverfälschte Gemüth? Solchen Thee erhält der Kaiser in seinem Hause nicht!

Draußen auf den schneebedeckten Straßen aber galoppiren die Garde-Reiter, und die schleichenden Verschwörer stecken aus der Thorvertiefung den Kopf hervor und spähen nach dem sechsspännigen Schlitten, die Hand an Pistole und Messer haltend. Das gehetzte Wild weiß nichts von Alledem!

Niemand erzählt, wo er in der langen Nacht umhergestreift, und wer es war, der ihn so hartnäckig verfolgte.

XII.

Wie eine Festung eingenommen wird.

„Schließe die Thüre fest und laß' Niemanden herein! Wer nicht glauben will, daß ich nicht zu Hause bin, dem sag, daß ich gestorben sei."

„Und wenn Jemand Geld bringt?"

„Ein solcher Jemand existirt nicht."

„Und wenn Jemand einen Liebesbrief bringt?"

„Er soll ihn unter der Thüre hereinschieben, aber einlassen darfst Du ihn nicht; denn es könnte auch ein verkappter Gläubiger kommen . . . ."

Es ist überflüssig zu sagen, daß dieser Dialog zwischen einem jungen Officier und seinem Diener stattfand. Wir müssen jedoch hinzufügen, daß dieser junge Officier Puschkin war.

Mit schwerem Kopf und leichten Taschen war er am Morgen heimgekehrt und hatte sich in angekleidetem Zustande auf das mit einem Bärenfell bedeckte Ruhebett geworfen; es war ihm, als ob ihm jedes einzelne Haar von einem Teufel mit der Beißzange ausgerissen würde. Im Schlafe erschienen ihm die heiligen Scarabeer des jungen Marat, wie sie, in riesige Elephanten verwandelt, sich ihm näherten, um ihn zu küssen.

Plötzlich ward er durch ein Heidenspectakel vom Schlafe aufgeschreckt. Auf der Straße gab's eine Rauferei. Unter seinem Fenster ward ein Mann fürchterlich durchgebläut. Dieser jammerte und schrie um Hilfe, allein es kam Niemand. Was kümmert sich auch die Polizei um Privat-Angelegenheiten?

Puschkin konnte das Wehgeschrei nicht länger anhören, er trat an das mit Eisblumen überzogene Fenster und hauchte darauf, bis er eine Stelle zum Hindurchblicken gewann.

Drei Männer balgten unter seinem Fenster mit einander. Zwei prügelten und würgten einen Dritten, der sich

verzweifelt wehrte, und dessen Gesicht schon ganz mit Blut überströmt war. Einer seiner Angreifer griff ihm in den Bart (es war ein langer zweigetheilter Bart) und behielt ein ganzes Büschel davon in der Hand.

Das konnte Puschkin nicht länger mit ansehen. Der Anblick dieser Brutalität empörte ihn; er holte seine Hundspeitsche von der Wand herab und rannte auf die Straße hinaus. Vergebens schrie sein Diener ihm nach: „Oeffne nicht!" — er sprang hinaus, stürzte sich unter die Raufer und begann die beiden Angreifer mit der Peitsche zu bearbeiten. Diese ließen dies nicht lange geschehen, sondern nahmen Fersengeld. Puschkin hob das am Boden liegende, blutig geschlagene und schmerzlich stöhnende Opfer auf und trug es auf seinen Armen in's Haus. In seinem Zimmer angelangt, ließ er ein Waschbecken mit frischem Wasser bringen, damit der Aermste sich das Gesicht vom Blute reinige. Der so grausam Zugerichtete that willig, wie ihm geheißen, und wusch das Gesicht so gründlich, daß nicht nur der Zinnober herunterging und das Wasser ganz roth färbte, sondern auch der Bart, der nur angeklebt war, gänzlich verschwand. Als er sich dann abgetrocknet hatte, wandte er sich lächelnd zu Puschkin, zog aus dem Aermel seines weiten Rockes ein zusammengefaltetes Papier hervor und sagte:

„Gottlob, daß ich doch einmal mit Dir sprechen kann: wolltest Du mir nicht diese Kleinigkeit bezahlen?"

Jetzt erst bemerkte Puschkin, daß sein schlimmster Gläubiger, der böse Wucherer Zsabakoff, vor ihm stehe.

„Hat Dich der Teufel hieher gebracht?"

„Nein, Herr, Du selbst hast mich hieher gebracht."

Der Diener sprach dazwischen:

„Ich sagte Dir, Herr, Du sollest die Thür nicht öffnen."

„Sie rissen ihm den Bart aus."

„Der war nur angeklebt," gestand Zsabakoff lächelnd.

„Und die zwei Männer, die Dich prügelten....?"

„Sind meine beiden Schwäger. Es war Alles mit

ihnen verabredet. Ich wußte, daß Du edelmüthig seiest und mich nicht zerfleischen lassen werdest. Es ist sonst so schwer, zu Dir zu gelangen."

Puschkin sah ein, daß der Spaß gelungen sei, und daß er sich nicht darüber ereifern dürfe.

„Und was willst Du nunmehr?"

„Dich unterthänigst bitten, diese lumpigen tausend Rubelchen zu bezahlen. Du weißt, wie lange Du sie schuldig bist."

„Ja wohl; ich habe sie in Wucherzinsen schon zweimal bezahlt."

„Ach, wenn es mein eigenes Geld wäre! Aber auch ich habe es entlehnt, um es Dir leihen zu können. Der Blutegel hat bei jeder Prolongation die Zinsen hinaufgeschraubt; ich mußte das Nämliche thun. Jetzt will er nichts mehr von Prolongation hören. Er zieht mir den Kaftan vom Leibe, wenn ich ihm die tausend Rubel nicht herbeischaffe. Ich bleibe zur strengen Winterszeit in Hemdärmeln. Meine sieben Kinder — schön wie die Engeln — haben dann kein Brod! Man nimmt ihnen wegen Deiner Schuld den letzten Polster unter dem Kopfe weg! Ich besitze nichts mehr; ich habe Alles zu Geld gemacht, um den verruchten Blutsauger zu befriedigen. Der letzte Unterrock meines Weibes ist in den Apraxin-Dwor gewandert. Was soll aus mir armen Manne werden?"

Der Wucherer weinte wie eine Dachrinne.

„Aber ich kann Dir nicht helfen!" sagte Puschkin ärgerlich. „Woher soll ich das Geld nehmen? Ich bin ja kein Banknotenfabrikant!"

„Wann wirst Du mich also doch bezahlen?"

„Ich bin auch kein Prophet!"

„Aber, was soll ich armer Teufel dann beginnen?" Und der Wucherer begann zu zittern.

„Klage die Schuld ein."

„Ach, scherze nicht, gnädigster Herr. Dann würde ich noch eingesperrt werden, weil ich einem Officier Geld geliehen.

Erbarme dich mein! Neun Menschen werden täglich um Dein Heil beten, wenn Du mich bezahlst!"

„Wo soll ich es hernehmen, wenn ich nichts habe?"

„Sinne doch nur ein wenig nach. Du hast reiche Tanten, Du könntest eine derselben beerben. Es gibt so reiche, schöne Fürstinnen in der Stadt, die einem so tapfern Cavalier gern im Geheimen Beistand leisten möchten, wenn sie erführen, daß er sich in momentaner Verlegenheit befinde. Ich könnte Dir eine sehr gute Partie empfehlen: ein schönes, gutes, sittsames Mädchen. Sie hat eine halbe Million Rubel Mitgift. Ich will der Sache nachgehen, wenn Du befiehlst! — Auch hast Du in Pskow eine so schöne Besitzung. Es gibt noch genug ehrsame Bankiers in der Stadt, die nicht wissen, daß Deine Güter von der Krone confiscirt sind, und Dir darauf Geld leihen. So ein reicher Bankier würde das gar nicht spüren. Und Du würdest ihm ja das Geld einst wieder bezahlen, wenn Du Dein Gut zurückerhältst; was gewiß geschehen wird, wenn Du einmal eine große tapfere That begehst und der Czar Dich belohnen will."

Puschkin hielt sich die Seiten vor Lachen, als er diese Vorschläge hörte.

Zsabakoff verzweifelte angesichts dieses Benehmens Puschkin's.

„Herr, nimm die Sache nicht im Spaß!" sagte er. „Es handelt sich hier um Tod und Leben. Wenn ich jetzt ohne Geld nach Hause gehen muß zu meinen Engelchen, die um Brot schreien, so nehme ich ein Rasirmesser und schneide allen sieben die Hälse ab, dann ihrer Mutter, dann mir selbst. Ich bin zu Allem entschlossen. Wenn Du mich auslachst, so mache ich Dir hier gleich eine Comödie, daß Dir das Lachen vergehen wird; die Verzweiflung ist zu Allem fähig. Wenn es sich mit Deinem Gewissen verträgt, daß ein Vater von sieben Kindern sich hier vor Deinen Augen aufhänge, dort auf jenem Fensterriegel . . ."

„Thu' das!" — sagte Puschkin lachend, „aber so rasch als möglich; denn ich bin schläfrig und lege mich schlafen."

Mit diesen Worten warf er sich auf sein Feldbett.

„Nun, das sollst Du sehen, noch ehe Du einschläfst!“

Der Wucherer trug einen Sessel zum Fenster, stieg auf denselben, machte aus seinem langen Halstuche eine Schlinge, band diese an den Fensterriegel, schob den Kopf durch die Schlinge und stieß dann den Sessel um. Plötzlich sah Puschkin, wie sein Gläubiger in der Luft zappelte, und wie dessen Augen hervorquollen.

Das war denn doch mehr als Spaß; er beeilte sich, die Schlinge mit seinem Handschar durchzuhauen. Da erst sah er, daß der Selbstmörder unter dem Hemde eine Art Cravate aus dickem Leder trug, welche das Zusammenziehen der Schlinge verhinderte.

Das machte ihn zornig und er drohte dem Wucherer mit Prügeln.

„Meinethalben, schlage mich, aber zahle. Ich opferte gern mein Leben, wenn ich nur zu meinen tausend Rubeln komme. Sag' mir nicht, Du habest kein Geld; ich weiß, daß Du welches hast. Hast Du nicht vorige Woche Nyemozsin, den elenden Wucherer, bezahlt? Der ist erst der rechte Blutegel! Der nimmt 200 Percent! Und doch hast Du ihn bezahlt, obgleich er nichts Schriftliches von Dir hatte.“

„Gerade deshalb bezahlte ich ihn; es war eine Ehrenschuld.“

Als Zsabakoff dies hörte, zerriß er den Schuldschein und warf die Papierfetzen in dem Kamin.

„Nun habe auch ich nichts Schriftliches mehr. Nun ist auch meine Forderung eine Ehrenschuld!“ — sagte der Wucherer, beide Hände in seinen Gürtel steckend.

Das war Puschkin denn doch zu viel.

„Das Donnerwetter soll in Dich fahren!“ schrie er. „Hier hast Du meine Brieftasche. Was darin ist, nimm Dir!“

Und der Wucherer fand etwas darin. Es war ein Gedicht: eine Romanze „Vom Ziegeunermädchen“.

Er tanzte vor Freude; bald hockte er wieder, bald wieder schlug er aus, wie ein lustiger Kosak.

„Hoho, mein lieber Gott, welcher Fang! Das Zigeunermädchen! Gott segne Dich dafür! Ich laufe damit!"

„Wohin laufst Du damit?"

„Zum Typographen, zu Severin! Soeben hat er mir erzählt, daß seit gestern die vornehme Welt zu ihm wallfahrtet, um sich zu erkundigen, wann das Gedicht Puschkin's „Vom Zigeunermädchen" zu haben sein werde, welches er bei Fräulein Ilmarinen vorgelesen? Er würde viel Geld dafür geben, sagte er. Meine tausend Rubel sind auch darin enthalten. Wenn möglich, presse ich noch mehr heraus und theile den Ueberschuß ehrlich mit Dir. Küß' die Hand! Verzeih', wenn ich Dich belästigte! Befiehl', wenn Du wieder was brauchst! Ich werde mich freuen, Dir dienen zu können!"

Die Hälfte hievon hatte der Wucherer schon auf der Schwelle mit halb zurückgewandtem Kopfe gesprochen. Puschkin glaubte, der Aermste sei närrisch geworden. Er legte sich ärgerlich wieder zu Bett und verbot seinem Diener, dieses ekle Thier wieder einzulassen.

Dann schlief er bis Mittag.

Als er erwacht war, rief er seinen Diener.

„Der ekle Mensch war wieder da," sprach der Diener.

„Aber Du hast ihn nicht eingelassen!"

„Nein; aber unter der Thürspalte hat er dieses Päckchen hereingeschoben. Soll ich es in's Feuer werfen?"

„Nein, laß sehen!"

Puschkin öffnete das Päckchen und fand darin eine Copie seiner Romanze „Von dem Zigeunermädchen", zwei Banknoten zu hundert Rubel und einen Brief des Buchdruckers Severin, in welchem dieser ihm anzeigte, daß er ihm seine Romanze für 1200 Rubel abkaufe. Zweihundert sende er ihm gleich; die restlichen Tausend werde er Demjenigen zahlen, der ihm seine Anweisung bringt. Die Copie sende er Puschkin, damit dieser die Erlaubniß zum Drucke erwerbe.

Das war nun eine curiose Geschichte. Vor Allem, daß er Geld bekam für etwas, was er nur zur eigenen Erheiterung ersonnen. Absurd! Der Kartenspieler hat mehr Anrecht auf das im „Landsknecht" gewonnene Geld, als ein Mensch, der da sagt: Ihr Hunderte und Tausende! Ihr müsset mit zahlen für die Erlaubniß, dasjenige zu lesen, was ich geschrieben. Schriftsteller-Honorar! Ein Hibridum zwischen dem Lächerlichen und Schmählichen! Ist's Diebstahl oder Betrug? Oder nur ein Sündenlohn?

Diese Gedanken gingen Puschkin durch den Kopf, als er den Brief durchlas. Nun sollte er gar zum Censor gehen. Er, der Officier, sollte sich vor einem schimmeligen Dsinovnik demüthigen und anerkennen, daß der in diesem Falle sein Herr und Richter sei. Ist doch in allen anderen Vergehen die Militärbehörde sein Gericht. Die Poesie ist doch ein unsauberes Gewerbe, wenn sie den schmucken Officier so zum Civilisten erniedrigt. Puschkin entschloß sich, Apollo dieses Opfer zu bringen.

XIII.

Der Geisterfresser.

Der Menschenfleischfresser wird Cannibale genannt; wie heißt aber Jener, der sich mit dem menschlichen Geiste füttert? Der zum Frühstück junge Phantasiegebilde verspeist, zum Mittagmahl Gedankenriesen zerfleischt und zum Nachtmahl Geisterblut schlürft; wie wird dieser genannt?

Censor!

Ein Mensch, der über Götter urtheilt!

In St. Petersburg waren zu jener Zeit besonders berühmte Censoren, an deren Spitze Magnitzky stand; Araktsejeff war seine rechte Hand, wenn eine seiner Hände überhaupt recht genannt werden konnte.

Die Anekdoten, welche über sie circuliren, sichern ihnen die Unsterblichkeit.

Herr Sujukin verbesserte die Ilias des Homer, machte aus Venus eine anständige Dame und aus Mars einen Officier von guten Sitten, und verwandelte die großen Anfangsbuchstaben der falschen Götter in kleine (denn nur der Name des einzig-wahren Gottes darf groß geschrieben werden); jedoch bei Mars beließ er den großen Anfangsbuchstaben, aus Respect für den Czar, der ja auch ein Kriegesgott ist.

Aus dem Werke eines Poeten strich er die Worte: „Fremder Himmel"; denn es gibt ja nur einen Himmel, in welchem die Heiligen wohnen: folglich ist er nicht fremd. Aus dem Gedichte eines Anderen strich er den Passus: „Ich verachte die Welt"! es ist ja geradezu hochverrätherisch, eine Welt zu verachten, in welcher Czar und Großfürsten, ausländische Regenten und Minister sich ihres Lebens freuen! Von der liebeglühenden Phrase eines dritten Dichters, welche so lautete: „Angebetetes Wesen, Du erschufest meine Glückseligkeit!" fand bloß das eine Wörtchen „Wesen" Gnade vor dem strengen Censor; „angebetet" dürfen nur die Himmlischen werden; „erschufest" läßt sich nur vom einzigen Gott, Jehovah, sagen, der die Welt in sechs Tagen erschuf; „Glückseligkeit" erblüht nur im Jenseits denjenigen, die als wahre Christen ihr Leben geschlossen. Daher wird die Ansprache „Wesen" jenem gewissen Fräulein vollkommen genügen.

Und zu diesem Manne mußte Puschkin sein Gedicht tragen. Er klopfte an seine Thür und bat ihn ergebenst, sein Werk ehestens durchzulesen, was ihm auch gnädigst zugesagt wurde, indem ihn der Censor auf einen heiligen Freitag auf's Neue zu sich bestellte.

Noch niemals hatte der Jüngling ein Liebes-Rendezvous so ungeduldig erwartet, als diese Zusammenkunft. Er kannte seinen Mann und wußte, daß er mit ihm schwer zu kämpfen haben wird ... Denn man darf nicht vergessen, daß man — obgleich es mehrere Censoren gab — keine

Auswahl unter ihnen hatte. Denn jeder Censor hatte sein specielles Fach, der Eine die Zeitungen, der Zweite religiöse Werke, der Dritte hatte Schulbücher, der Vierte Placate zu beurtheilen, der Fünfte prüfte die Theaterzettel, der Sechste endlich controlirte die poetischen Erzeugnisse.

Herr Sujukin, der die irdische Fürsorge der Dichter repräsentirte, hatte dies Handwerk schon zu Czar Paul's Zeiten geübt. Er war schon hochbetagt; sein Kopf war völlig kahl, und da auch sein Gesicht stets glattrasirt war, so glich er einem veritablen Todtenkopfe. Nur daß dieser Schädel noch mit allen Mitteln physiognomischer Torturen versehen war. Mit seinen höhnischen Grimassen galvanisirte er den vor ihm stehenden unglücklichen Poeten, und ein Kind des Todes glaubte Jeder zu sein, den er mit seinen faltigen, kleinen, rothen Aeuglein anblickte.

„Nun, mein lieber Sohn Puschkin! (Jeder Dichter war sein „Sohn".) Ich habe Dein Pensum durchgelesen: vom Anfang bis zum Ende. Ich bedaure Dich sehr. Wie konntest Du Dich unter Kleien mengen und Zigeuner zum Gegenstande Deiner poetischen Abhandlung wählen? Kennst Du denn keine höheren Sphären? Willst Du mit der Versificirung des Zigeunerlebens Deinem Vater Schande bereiten?"

Puschkin beruhigte Jenen, indem er ihm sagte, daß sein Vater schon längst todt sei. Was zwar nicht wahr gewesen, doch braucht man einem Censor ja keine Wahrheit zu sagen.

„So hast Du gewiß anständige Verwandte, die sich schämen müssen, dies zu lesen! Sie werden glauben, daß Du selbst ein Zigeuner geworden! Ja wenn Du deine Zigeuner wenigstens idealisirt hättest! Doch Du zeichnetest sie nach der Wirklichkeit. Damit sündigtest Du gegen die ersten Regeln der Poesie! — — — Doch dies wäre nicht der größte Fehler. — — Aber, um Gottes Willen! was sind das für Verse? Solche sind mir noch nie vorgekommen! Virgilius Maro dichtete in Hexametern, Horatius Flaccus in alkäischen, sapphoischen und anapestischen Ver-

sen; doch wie werden Deine Verse genannt? Von einer Caesur keine Spur, die Zeilen sind gräulich untereinandergereimt, wie wenn auf dem Ambos des Schmiedes dreierlei Hämmer ertönten: eine Zeile ist zu lang, die andere zu kurz! Das konnte ich nicht zulassen; wo ich eine Zeile kurz fand, ergänzte ich sie mit je einer Interjection: weil, nämlich, aber, doch, hingegen."

Und der Todtenkopf überströmte noch vom Selbstlobe!

„Ja ja, mein Söhnchen! Ich habe schon viele Poeten vor dem Stolpern behütet. Derschavin verdankt mir die bessere Hälfte seines Ruhmes. Auch aus Dir werde ich noch was Rechtes machen!"

„Wohlan, aus mir können Sie machen, was Sie wollen; doch meine Verse ergänzen Sie mit keinem Jota! Sie sind da, um zu streichen, was Ihnen nicht gefällt."

„Nur nicht aufbrausen, Kind! Ueber Mangel an Strichen wirst Du Dich nicht zu beklagen haben. Siehst Du diesen rothen Stift in meiner Hand? Er ist historisch. Er war noch nie gespitzt; im Streichen wetzte er sich ab. Seit anno 1796 (wo Du noch gar nicht geboren warst) durchstreiche ich schon mit diesem Stifte Worte, Zeilen, ja ganze Seiten! Und was mit dem ausgelöscht wurde, das ist für ewig todt!"

„Dieser Stift ist demnach eine wirkliche Guillotine?"

„Ei, ei, ein so junger Mensch sollte das Wort „Guillotine" gar nicht aussprechen! Dieser Stift, mein Sohn, ist der Oelkrug der Witwe von Sarepta, der nie leer wird. Dieser Rothstift bewahrt die Gesellschaft vor Entartung, Geschwüren und Epidemien. Er ist werthvoller, als der Stein der Weisen, und allmächtiger als jeder Marschallstab. Er ist die Säule, welche die Ruhe des Landes aufrecht erhält!"

„Lassen Sie mich mal hören, welche Wunder Ihr Zauberstab an meinen frommen Versen vollbrachte?"

„Er hat seine Pflicht erfüllt. Glaubst Du vielleicht, daß Verse, wie: „Die Menschengruppe zwischen engen Mauern schämt sich sogar zu lieben!" das Licht der Welt

erblicken dürfen? Ja, zu lieben, gleich Deinem theuren Helden, möchte ich mich selber schämen! Einem Zigeunermädchen nachrennen und ohne Priester, ohne Altar lieben, nur so in die Welt hinein — das wäre die rechte Aneiferung für die Jugend, die dieses lesen wird!"

„Aber das ist ja nicht meine Ansicht, sondern darin kommt die Schuld des Romanhelden zum Ausdruck, welcher die dramatische Entwicklung bewirkt, wofür er büßen muß. Die Strafe folgt der Sünde auf dem Fuße."

Der Todtenkopf staunte. Auf diese Replik war er gar nicht gefaßt.

„Also des Abenteurers Meinungen sind das? Dann hättest Du aber unten bemerken müssen, daß dieses nicht die Ansichten des Autors sind, und daß der Betreffende später dafür büßen wird. — Doch höre weiter: „Er (d. i. der Stadtmensch) verkauft schnöde seine Freiheit, beugt sein Haupt vor einem Götzen in den Staub, und erbettelt sich Geld und Ketten!" Ist es also gestattet, solches dem Papier zu übergeben? Welche „Freiheit" verkauft er? Und Wem „verkauft" er sie? Kein Mensch hat hier Freiheit, folglich kann sie auch Niemand verkaufen! Das ist ja ein Aufruf zur Revolution. Eine Aufforderung zur Anarchie! Eine Proclamation! Und dann: „Beugt sein Haupt vor einem Götzen in den Staub!" Wer ist dieser Götze? Der Czar? Oder die heiligen Bilder? Du willst ja das Volk zur Ikonomachie aufreizen! Das ist mehr als Blasphemie! In früheren Zeiten hätte man Dir dafür die Zunge herausgerissen! Und endlich: „Erbettelt sich Geld und Ketten"! Das ist ja eine Brandmarkung aller dreizehn Rangstufen des Beamtenthums! Ketten! Das ist die wahre Jakobinerlosung! Also die Ketten mißfallen Euch? Ohne sie wäret Ihr ja Wölfe und keine Menschen! Doch braucht Ihr nicht darnm zu betteln; Ihr bekommt sie umsonst, aus Gnade! Ihr müsset Ketten haben! Müsset! Vergeblich versificiret Ihr dagegen! Wenn ich solche drei Zeilen nicht durchstreichen möchte, verdiente ich, daß man mir diesen Rothstift durch die Nase steche!"

Und nach dieser grausamen Sentenz legte er den gefährlichen Stift an Puschkin's Gedicht, um selbes tüchtig durchzupflügen.

„Ich aber erlaube nicht, diese drei Zeilen aus meinem Gedichte zu streichen; lieber nehme ich es zurück."

„Doch ich gebe es nicht zurück!" erwiederte der Todtenkopf, seine linke Hand auf das Manuscript legend. „Was meiner Kritik unterbreitet wurde, kann nicht mehr zurückgezogen werden! Das muß die verdiente Castigation aushalten!"

„Ich aber protestire gegen das Streichen jedes einzelnen Buchstabens! Das Werk gehört mir; es bildet ebenso mein rechtliches Eigenthum, wie der Rothstift das Ihrige. Sie können meine Arbeit zurückweisen, dürfen sie aber mit Ihrer Kreide nicht beschmutzen!"

„Beschmutzen mit meiner Kreide!" schrie starr vor Schrecken der Todtenkopf. „Diese Frechheit hat keinen Superlativ!"

„Bei Gott, ja!" schrie nun seinerseits Puschkin; und zum Beweise seiner Behauptung riß er den geheiligten Rothstift aus der Hand des Censors und warf ihn mit solcher Kraft zur Erde, daß die werthe Reliquie in tausend Stücke zersprungen auf dem Boden umherflog. Ueber dieses grausenvolle Attentat erschrak Puschkin selber und ergriff die Flucht, den schrecklichen Menschen allein zurücklassend.

Der Todtenkopf war vor Schreck und Wuth über diese That einen Augenblick erstarrt. Sein allmächtiger Rothstift zerbrochen! Er konnte es kaum fassen. Ein solcher Fall ereignete sich im civilisirten Europa noch nicht! Was ist in der menschlichen Gesellschaft künftig mehr heilig und unverletzlich? Wer kann sich in Zukunft sicher fühlen, wenn man auch diesen Gegenstand zur Erde zu schleudern wagt?!

Herr Sujukin rief keinen Diener, sondern kniete selbst zur Erde nieder, suchte die Stücke der zerschmetterten Reliquie zusammen und weinte dabei so bitterlich, daß ihm das Kinn darüber wackelte. „Mein treuer Stift . . . meine Herrlichkeit . . . Stolz meines Lebens . . . . Du bist hin." Er versuchte die größeren Stücke aneinander zu befestigen, doch vergeblich.

Das erfordert eine exemplarische Züchtigung! Der beleidigte Censor wickelte das corpus delicti in ein Papier, band dazu Puschkin's Gedicht und verfügte sich rasch in den Palast des Araktsejeff, unterwegs die Rede studirend, mit welcher er seinem Patrone das gräßliche Attentat erzählen wird.

Araktsejeff ließ eben damals das Innere seines Palastes mit jenen historisch-merkwürdigen Fresken schmücken, mit welchen der berühmte Doyen die Thaten des Czaren Alexander verewigte.

Der Meister arbeitete eben an jenem großen Rundgemälde, welches die Kuppel des domartigen Empfangsalons ausfüllt, und wo der Czar inmitten seiner Heerführer, umgeben von mythologischen und allegorischen Gestalten erscheint.

Der erbitterte Censor mußte durch diesen Saal gehen. Er erblickte den Meister, wie er auf der Spitze des Gerüstes reitend, die bereits gezeichneten Figuren durch Farben belebte. Dies kam ihm erwünscht. Er wollte einen Theil seines Ingrimmes an ihm auslassen.

„Ist es Meister Doyen oder sein Gehilfe, der dort oben malt?“ fragte er.

Auf diese curiose Alternative erwiderte der Maler: „Was wollt „Ihr“ dort unten?“

„Ich bin kein „Ihr“, sondern Vasul Sujukin Sergiewitsch, Erleuchtungsrath Sr. Majestät!“ (Das war nämlich der Titel der Censoren.)

„Gut, daß Sie herkamen, es ist hier ohnehin so wenig Licht wegen des ewigen verdammten Nebels in dieser Stadt.“

„Lernen Sie, Monsieur, daß dies kein „verdammter“ Nebel ist. Der St. Petersburger Nebel ist reiner, als der jeder anderen Stadt. Gegen unsern Himmel gibt es keine Klage! Aber siehe: wer ist jene Frau dort oben auf dem Bilde neben dem Czaren, deren Fuß bis über das Knie entblößt ist?“

„Es ist Frau Fama, die Göttin der Neuigkeiten.“

„Aber welche Indecenz ist es, daß Jemand in der Nähe des Czaren in diesem unanständigen Aufzuge steht?“

„Ha, Freund, in den Zeiten des griechisch-römischen Mythos waren noch keine Strümpfe im Gebrauche.“

„Aber wir sind in Rußland, wo hofmäßige Damen niemals barfuß gehen. Ich verbiete Ihnen, mit derartigen Frauen im Negligée die Person des Czaren in Berührung zu bringen!"

„Gut, ich werde sie in Bundschuhen malen."

„Und ihr Kleid lassen Sie weiter hinab!"

„Aber es wird ja noch verbrämt!"

„Doch hübsch breit, daß die Kniee verdeckt sind! — Und wer ist Jener dort mit der Papierrolle in der Hand?"

„Das ist General Kutusoff."

„Warum ist sein rechter Arm kürzer als der linke?"

„Er ist ja nicht kürzer; seine Stellung ist nur so. Man nennt das im Italienischen „scorzo"."

„Scorzo hin, scorzo her! Wir sind keine Italiener! Bei uns nennt man denjenigen, bei dem der eine Arm kürzer ist, als der andere: „Krummarm"!"

„Aber ich kann doch die Menschen nicht wie das Crucifix malen, mit ausgebreiteten Armen!"

„Ich sehe nicht ein, was daran unmöglich wäre."

Der Maler hörte auf zu streiten und begann das Antlitz des Czaren zu malen.

„Was für Schwärze schmieren Sie dort in das Angesicht des Czaren?"

„Terra di Siena. Diese gibt den Schatten."

„Aber auf dem Antlitze des Czaren darf kein Schatten sein; es muß glänzen, leuchten und schimmern. Und dann sehen Sie nur: die eine Hälfte seines Gesichtes ist breiter als die andere."

„Natürlich, weil es im Dreiviertel-Profil aufgenommen ist."

„Aber weßhalb nehmen Sie den Czar in Dreiviertel auf?"

„Er könnte ja sonst dem Kutusoff nicht in's Gesicht sehen."

„So wenden Sie Kutusoff's Kopf so, daß der Czar ihm in's Gesicht sehen könne, und sein Antlitz ganz erscheine!"

Der Maler war nahe daran, sammt Pinsel und Palette von dem Gerüste herab auf den Kopf des commandirenden

Erleuchtungsrathes zu springen. Doch besann er sich noch zur rechten Zeit, nahm den großen Pinsel hervor und begann die Wolken im Hintergrunde zu malen.

Damit provocirte er erst recht die Strenge der Censur.

„Halt! Was machen Sie? Was wird das?"

„Eine Wolke!"

„Ich kann unter keiner Bedingung gestatten, daß Sie hinter den Rücken des Czars Wolken malen. Das möchte Jedermann als allegorische Anspielung nehmen, als wenn der Horizont unserer Politik von düsteren Wolken bedroht wäre."

„Aber die Wolken sind ja nöthig, um die Gruppe hervorzuheben!"

„Der Czar hebt sich von selbst hervor! Sie müssen unbedingt einen dämmernden Himmel hinmalen."

„Das ist unmöglich. Die Gestalten werden ja von der entgegengesetzen Seite beleuchtet. Die Sonne scheint ja von dort her."

„Wo ist denn die Sonne? Wohin werden Sie die Sonne malen? Mit welchen Farben? Bei uns leuchtet die Sonne viel intensiver, als in jedem anderen Lande!"

Der Maler sah sich um, welchen Farbentopf er dem sehr geehrten Herrn Erleuchtungsrathe an den Kopf werfen könne? Doch dann kam ihm eine bessere Idee.

„Bleiben Sie noch einige Augenblicke, Herr Erleuchtungsrath! Hier unter die Füße des Czar kommt eine Figur, der „besiegte Tod". Ihr Kopf ist ein sehr gutes Modell; lassen Sie mich ihn rasch abnehmen."

Dem Erleuchtungsrathe blieb wieder einmal der Verstand stehen; er konnte es sich nicht gleich erklären, ob es eine Auszeichnung für ihn wäre, oder eine Grobheit, wenn seine Physiognomie mit dem Czaren auf einem Bilde als „besiegter Tod" verewigt würde? Doch sein thierischer Instinct flüsterte ihm zu, daß er dem Franzosen einen Dienst erweisen möchte, wenn er ihm als Modell stünde: folglich that er es nicht! Er ließ ihn lieber stehen und begab sich in das Zimmer seines Patrons.

XIV.

Der liebe Junge.

Der Erleuchtungsrath war gerade im besten Zuge, vor Araktsejeff das fürchterliche Attentat Puschkin's gegen den rothen Censorstift mit all' seinen grausamen Details auseinander zu setzen, als ein Windbeutel heftig die Thür zum Empfangszimmer des Polizeipräsidenten aufriß. Wie es schien, hatte dieser Besucher das besondere Privilegium, unangemeldet hereinzubrechen, mochte auch wer immer im Zimmer des allmächtigen Staatsmannes sein.

Der Eintretende ist ein Mann im Alter von dreißig Jahren, seine Kleidung die Uniform eines Obersten der Leibwache. Er hat regelmäßige, angenehme Gesichtszüge, nur der unruhige Blick verräth einige Aufregung, er sieht der Person, mit welcher er spricht, niemals in's Auge.

Das ist Junker Jevgen, Araktsejeff's Sohn, der liebe Junge.

„No!" schrie der Vater auf. „Jetzt ist wieder ein großes Unglück passirt! —"

„Au contraire, Alter! Du täuschest Dich groß!"

„Dein Eintritt hat selten etwas Anderes zu bedeuten. Hast Du mir etwas Dringendes mitzutheilen?"

„O nicht dergleichen, was ich vor Herrn Sujukin nicht sagen könnte."

„Vielleicht wieder eine momentane Geldverlegenheit?"

„Au contraire," sagte der Junker, indem er sich nachlässig auf das Canapee hinwarf und prahlend in die Tasche griff, aus welcher er eine Hand voll Goldstücke herausnahm. „Du siehst, daß ich nicht deshalb hergekommen bin."

„Du bist ja plötzlich zu vielem Geld gekommen! Darf ich nach der Quelle forschen?"

„Warum nicht? Ich brauche es wohl vor Herrn Sujukin nicht zu verheimlichen. Ich habe es in einer der letzten Nächte im Rouge et noir gewonnen."

„Ah Du findest also des Nachts, während Du mit der Inspection betraut bist, noch Zeit zum Besuche der Pharaobank?“

„Nur so „en passant“ hat mich der Zufall hingeführt. Ich riskirte nur ein paar Imperiale, siebenmal nach einander bot ich Paroli, ich hatte verrückt viel Glück, die Rothe schlug jedesmal ein. Dann reterirte ich plötzlich.“

„Und kommst Du mich damit zu erfreuen?“

„Oh nein! Ich komme im Gegentheil, um Dir eine angenehme Nachricht zu bringen. Stelle Dir vor, der berühmte Harfenspieler Chamberlin ist aus Paris hier angelangt und wird hier Concerte geben.“

„Ich wußte nie, daß Du ein so großer Freund des Harfenspieles bist.“

„Oh! ich schwärme dafür.“

„Ich aber kann es nicht ausstehen!“ — warf Sujukin ein, dem Alten zustimmend.

Jevgen ließ sich nicht aus dem Context bringen.

„Seine Majestät der Czar hat für heute Abend zu Ehren des Harfenkünstlers im Winterpalast ein Concert veranstalten lassen.“

„Oh, ich verehre das Harfenspiel!“ beeilte sich Sujukin seinen früheren irrigen Ausspruch zu verbessern.

„Die Einladungen sind bereits versendet. Es wird eine äußerst glänzende Gesellschaft sein. Deine Einladung habe ich bereits draußen beim Kammerdiener gesehen, auch ich habe die meinige bereits erhalten.“

„Nun dann wird das Concert gewiß glänzend sein!“

„Weißt Du, daß man in „grand tenue“ erscheinen muß? Die Herren alle mit dem „grand cordon“ und vollen Orden!“

„Wahrhaftig, eine große Auszeichnung für den Musiker.“

„Außerdem wird auch Zeneida Cimarosa singen.“

„Ist das alles, was du mir zu sagen hast?“

„Sonst habe ich wirklich nichts hier zn thun,“ sagte der Junker, indem er sich erhob und unter Gähnen auf

die Uhr blickte. „Jetzt gehe ich, da ich mich noch umkleiden muß. — Apropos, gehst Du auch in's Hofconcert?"

„Wie sollte ich nicht, wenn mir der Czar eine Einladung schickt."

„Ich dachte, das Rheuma würde Dich zu sehr plagen."

„Merk Dir, daß es kein Rheuma gibt, wenn der Czar ruft."

„Und doch ist es schade, Deine Gesundheit auf's Spiel zu setzen. Wegen eines lumpigen Musikers. Du wirst Dich colossal langweilen; es gibt nichts Dümmeres, als ein Harfenconcert."

„Eben sagtest Du, daß es Dich begeistert."

„Gewiß, wenn eine Dame die Harfe spielt, wenn aber ein Mann darauf herumklimpert, pas si bête! Das klingt gerade wie Bettelmusik. Ich würde Dich prächtig beim Czar zu entschuldigen wissen, wenn Du zu Hause bliebest."

„Aber was der Kukuk plagt Dich denn, daß Du auf einmal ein so zärtlicher Sohn geworden, der um die Gesundheit seines Vaters aufmerksam besorgt ist? Sind vielleicht die klimakteren Jahre eingetreten, welche die Natur des Menschen verändern?"

Jevgen fing an zu lachen.

„Nicht doch, Papa; — Dein Sohn ist derselbe Vatermörder, wie früher. Aber ich würde Dich heute Nacht gerne daheim lassen, weil Du mir dann Deinen Wladimir-Orden in Brillanten leihen könntest. Ich kann meinen nirgends finden."

„Weil Du ihn nicht im Versatzamt gesucht hast."

„Weiß Gott, er ist nicht im Versatzamt. Ich könnte ihn ja auslösen mit dem vielen Gelde, das ich in der Tasche habe. Auch würde ich dann nicht zu Dir kommen. Er hat sich so verirrt, daß ich ihn nirgends zu finden weiß."

„Denke nur ein wenig nach, Du wirst wohl darauf kommen."

„Gut denn, ich will es gestehen. Das ist ja auch kein Malheur — kommt bei Cavalieren vor. Nach der Pharaobank hatte ich eine Begegnung mit einer dämonischen Kleinen.“

„Also auch dazu hast Du während der Inspection Zeit gefunden?“

„Kümmert Dich das? Als ich dann die Kleine laufen ließ, bemerkte ich, daß mein Wladimir-Orden mit ihr verschwunden war.“

„Nun, die Geschichte ist verrückt genug!“ rief Araktsejeff, erzürnt von seinem Sitze aufspringend. „Das Unglück ist fertig! Habe ich nicht gesagt, daß Dich ein Unglück hergetrieben? Den Orden verlieren! Sich ihn von einer Straßendirne stehlen lassen! Kennst Du das Mädchen?“

„Ja wohl. Es ist eine Straßentänzerin: Diabolka, das Zigeunermädchen.“

„Nicht wahr, ein Zigeunermädchen!“ rief Herr Sujukin dazwischen. „Da hat man's! Das ist auch eine Folge der Verse Puschkin's. O, ich hab' eine scharfe Auffassung der Dinge!“

„Hast Du sie nicht sofort durch die Polizei suchen lassen?“ fragte der Vater.

„Als ob sie sofort zu finden wäre, oder umgekehrt, als ob man bei unserer Polizei Jemanden sofort aufsuchen lassen könnte! Verloren ist ja noch nichts! Das Zigeunermädchen, oder der Wladimir-Orden wird sich wohl irgendwo im Apraxin-Dwor finden! Aber das ist mir Alles zu spät. Ich brauche den Wladimir-Orden heute, denn ohne ihn kann ich nicht bei dem Hofconcert erscheinen.“

„Mir aber, Junker, kann meinen Wladimir-Orden nur der Feind entreißen, wenn er mich tödtet.“

„Dann weiß ich mir nicht zu helfen. Ich habe es versucht von dem Ordensschatzmeister einen Orden heraus zu kriegen; aber man kann nicht dazu gelangen, denn einer der Schlüssel ist beim Czaren. Die Geschichte ist zum Erschießen!“

„Gut denn, ich will Dir einen Rath geben, aber ich übernehme keine Verantwortung dafür. Bist Du gut mit dem Kammerdiener des Czaren?“

„O wir sind sehr gute Freunde! Wir finden uns unzählige Mal — unter dem Tisch!“

„Du weißt, wenn der Czar nicht bei irgend einer Militär-Parade erscheint, sondern nur ein Civilfest begangen wird, geruht er seiner Herrschergnade gegenüber den Civilisten Ausdruck zu geben, indem er in einfachem schwarzen Frack erscheint, alle seine Orden daheim läßt und einzig und allein die goldene Medaille im Knopfloch trägt, die er von der Gesellschaft der „Menschen-Freunde“ in Riga erhielt, weil er einen armen Bauer vor dem Ertrinken in den Fluten des Stromes gerettet. Unter der glänzenden Gesellschaft erkennt man dann den Czaren daran, daß nichts an ihm glänzt. Also sein eigener Wladimir-Orden wird an diesem Abende beim Kammerdiener liegen. Bestich also Deinen Freund, damit er Dir den Ordensstern des Czaren für diesen einen Abend leiht.“

„Nun also, das ist ja eine prächtige Idee. Ich sehe doch, daß Du mich liebst.“

„Ja, wärst Du nicht mein Sohn, mein Lieber, Du baumeltest längst am Galgen.“

„No, no, Papa. Warum mit dem Worte Galgen scherzen? Kannst Du doch selbst noch dahingelangen, obgleich Du mein Vater bist.“

„Aber eines möcht ich Dir doch rathen. Suche Dich auf dem Concert so weit als möglich vom Czar fern zu halten, daß er seinen eigenen Orden nicht erkennt!“

„Ach, wie sollte er unter den Vierzig gerade den einen herausfinden?“

„Ich sag' Dir nur so viel, daß der Czar ein Sachverständiger in Edelsteinen ist. Bestrebe Dich, im Dunkel vor ihm zu bleiben.“

„Ich werde Dein gehorsamer Sohn sein, Papa. Heute bin ich mit Dir zufrieden. Es ist doch gut einen so vernünftigen Vater zu haben. Ich erlaube Dir, mich zu küssen.

Adieu! Guten Tag, Herr Sujukin. Bitte fortzusetzen, worin ich Sie unterbrochen habe."

Der Todtenschädel kaute was zwischen den Zähnen, während der junge Herr verduftete, wahrscheinlich irgend eine Censor-Ansicht. „An dem wäre auch Manches mit dem Rothstifte zu streichen!" mochte er denken.

Der Vater blickte noch lange nach der halb offen gebliebenen Thüre. Dann wandte er sich um zu Sujukin.

„Ein prächtiger, hübscher Junge, was? Ein genialer Kerl! Sein größter Fehler ist nur, daß er weiß, wie sehr ich ihn liebe."

„Er brauchte nichts weiter als ein wenig Rothstift. — Aber kehren wir wieder zur Geschichte meines Rothstiftes zurück."

„Sie sollen Genugthuung haben, Vazul Sergieviec! Ueberlassen Sie mir die Sache. Ich werde das corpus delicti in die Hand des Czaren bringen und gebe Ihnen die Versicherung, daß der Schuldige bitter büßen wird! — Waren ihm seine ersten Excesse, welche er mit der Confiscirung seiner Güter und der Verbannung nach Odessa büßte, kein Memento, dankt er die Gnade des Czaren, welche ihm die Rückkehr in die Heimat gestattete, wieder mit neuen Ausschreitungen, so wollen wir schon ein Mittel für ihn finden. Seien Sie getrost! Morgen wird Junker Puschkin eine Schlittenfahrt machen nach Uralsk."

„Irkuczk wäre noch weiter!" sagte der Censor, der selbst Araktsejeff's Worte nicht unberichtigt lassen konnte.

„Aber Uralsk ist schlimmer! Glauben Sie mir, Uralsk ist die fürchterlichste Garnison für einen Officier, der strafweise relegirt wird. Nach zehn Jahren werden ihn die Frauen nicht einmal wieder erkennen. Aus einem bunten Schmetterling wird er sich rückverwandeln in eine harige Raupe — ganz so wie Jakuskin!"

Der Todtenkopf überließ ihm also die Sache: daß es so sein möge, „typis admittitur"!

Und damit ging er in den Empfangssaal zurück, um den französischen Maler zu ärgern. — Nach der Aufmun-

terung des Polizeipräsidenten waren ihm die Hörner so gewachsen, daß er den Künstler dort in der Höhe damit zu erreichen glaubte.

„Ich verbiete Ihnen, daß Sie dort vor die Füße Seiner Majestät den Tod hinmalen. Das hätte eine ominöse Bedeutung auf jenem Gemälde.“ Der Maler aber malte den Tod trotzdem hin, uud der hatte gerade ein Gesicht wie der Censor.

XV.

Der Czar hat gelächelt.

Erst als Puschkin daheim angelangt war, fing er an, über das, was er gethan, nachzudenken.

Er zweifelte keinen Augenblick lang, daß es eine folgenschwere That war. Ein Mensch, der eben nur halb und halb begnadigt aus dem Exil in Bessarabien, wohin ihn sein heißer Kopf geführt, in die Heimat entlassen wurde, konnte nach der letzten Scene mit dem heiligen Censor nichts Anderes erwarten, als daß man ihn wieder in irgend eine neben der Wolga gelegene Holzfestung oder zur Bewachung der Kirgiser Pußten schickt, wo er dann für immer vergessen wird.

Er versäumte auch nicht die Visitkarten mit den verhängnißvollen drei Buchstaben p. p. c. (pour prendre congée) für seine Bekannten in die Couverts zu stecken — auf die für Zeneida bestimmte Karte schrieb er „pour jamais“. — Wenn er einmal den Befehl zum Marschiren erhalten hat, bleibt ihm ohnehin keine Zeit mehr übrig.

In der Stadt war das Gerücht von dem Attentat natürlich rasch bekannt geworden! derlei schlimme Nachrichten verbreiten sich mit der Schnelligkeit des Lauffeuers. — Unter Allen fand sich nur Einer, der sich, als er die Nachricht hörte, zu Puschkin begab, Jakuskin.

„Nun Kamerad, jetzt wirst auch Du mit dem Kaukasus bekannt werden. Du würdest gut thun, Dich in aller Eile malen zu lassen, um nach zehn Jahren, wenn Du wieder einmal zurückkehrst, so wie ich, mindestens zu wissen, wie Du einstens ausgeschaut hast.“

„Ich bin auf Alles gefaßt!“ — sagte Puschkin, indem er den Brief siegelte, in welchem er dem Drucker Severin die zweihundert Rubel zurückschickte, nachdem er für sein Gedicht nicht die Genehmigung des Censors erhalten konnte. — „Aber Eins kann ich mir nicht erklären. Ich habe soeben von dem Obersthofmeister eine Einladung zu dem Hofconcert erhalten, das heute Abend im Winterpalaste stattfindet. — Was soll das bedeuten?“

„Das bedeutet, Kamerad? — daß man die Hinrichtung mit Raffinerie betreiben will! — Ist es mir nicht ebenso ergangen? Als ich jenen Elenden herausforderte, bekam ich auch für den Abend eine Einladung zum Hofballe. Wie nun der Czar Cercle hielt, stellte mich der Obersthofmeister auch in die Reihe der Gäste, welche der Czar anzusprechen wünscht. — Ich war noch so grün, daß ich anfing, stolz auf die Auszeichnung zu sein. Endlich kam die Reihe an mich. Der große Mann stand da vor mir und ließ mich seine ganze colossale Höhe empfinden. Er sah mir mit seinen meereskalten Augen in die Augen. Sein Angesicht blieb unbewegt wie eine Mondlandschaft. Er frug mich: „Sie sind nicht zufrieden mit Ihrem Obersten?“ und dann, meine Befangenheit für die Antwort nehmend, setzte er fort: „Wir werden für die Beseitigung dieser unangenehmen Reibungen sorgen.“ Ich aber stotterte was Aehnliches wie Dank. Es fehlte mir der Verstand zu errathen, daß dies blos eine eigens bestellte Erniedrigung für mich war; daß Jedermann, der um mich her stand, bereits wußte, wohin ich verbannt werden soll, und daß ich zu dieser Auszeichnung nur gekommen war, um auf den Pranger gestellt zu werden. Oh, hätt' ich das damals gewußt! Wenn mir dieses Glück noch einmal widerfahren sollte, daß ich . . . Ah! Dummes Geschwätz! . . . Zweimal wiederholt

das Schicksal nicht ein und dasselbe. Aber könnte ich Dir dieses mein verbittertes Herz leihen, meine Erfahrungen und meine Entschlossenheit in dem Augenblicke, in welchem Du dort stehen wirst, Aug' im Auge mit „ihm", abgesondert von Allen, Aller Blicke auf Dich gerichtet, aber jede Hand fern von Dir; Niemand in der Nähe, nur ein Dämon! Der Dämon Casca's! — Aber was rede ich mit Dir! Du bist ja auch nur so ein Epimetheus, dem die Vernunft erst kommt, wenn die Gelegenheit schon vorüber ist. Laß Dich nur getrost nach Tungusia bringen, grüße mir die Marmotten! — Reich mir die Hand! Jetzt sind wir doch Collegen!"

„Eh! das Schicksal wiederholt sich nicht noch einmal! Wie — wenn die Suppe nicht so heiß gegessen wird, als man sie kocht?" sagte Puschkin, Leichtblütigkeit heuchelnd. Aber der Stachel saß doch in seinem Herzen nach den Worten Jakuskin's. Wozu hatte er heute diese Einladung erhalten? Er mußte ihr folgen. Abends stand auch sein Schlitten dort in der großen Schlangenlinie, welche die Equipagen der Gäste vor dem Winterpalast bildeten. Die Zahl der Gäste belief sich auf mehr als zweitausend. Die Elite der hauptstädtischen Gesellschaft war versammelt. Der Winterpalast drohte, den Tuilerien Concurrenz zu machen: dieselbe Pracht, dieselbe Umgangssprache, die nämlichen Sitten, das Complimentiren, die Höflichkeit, sogar die Bonmots waren der Pariser haute crême entlehnt. Aus der Mode ist schon Alles verbannt, was an die nationalen Eigenthümlichkeiten erinnern würde. Die Damen tragen nicht mehr die pelzverbrämte Dolmanka, den Schnallen besetzten Gürtel. Auch die sonderbare Mode, die goldenen Uhren in der Coiffure anzubringen, war aufgegeben; die Damenwelt huldigt der neuesten Pariser Mode mit ihren Spitzen und Kunstblumen. Die Herren tragen Uniformen. Nur die Czarewna macht eine Ausnahme von der allgemeinen Mode: sie trägt noch immer jenen in pfauenschwanzartigen Rädern auslaufenden Kopfputz, welcher ihre hohe Gestalt noch mehr hebt und ihrem Antlitz Majestät verleiht. Der Czar aber

trägt bürgerliche schwarze Kleidung, ohne jedes Ordensband.

Wie spät auch Puschkin zwischen den bunten Ameisenhaufen trat, konnte es ihm doch nicht entgehen, wie sehr seit gestern die Stimmung der Gesellschaft ihm gegenüber sich verändert hatte.

Man will ihn nicht bemerken. Hochgestellte, ihm vorgesetzte Officiere, nehmen keine Notiz von ihm und lassen seinen Gruß unerwidert. Gute Freunde, Waffengefährten finden, wenn er sich ihnen nähert, plötzlich Veranlassung, mit ihrem Nachbar ein Gespräch anzuknüpfen, um nicht genöthigt zu sein, mit ihm zu sprechen. Schöne Damen, die noch gestern mit ihm in ihren Logen plauderten, breiten bei seinem Anblicke die Fächer aus; es ist ihnen plötzlich sehr heiß. Nur eine einzige Dame würdigt ihn ihrer Aufmerksamkeit, die in rauschende Seide gekleidete Dame, welche am Arme des Fürsten Ghedimin den Saal betritt; die reizende Fürstin Corinthia, von der es heißt, sie sei die Gemalin des Fürsten Ghedimin. Diese mißt den Jüngling mit einem grausam-kalten Blicke, — den Jüngling, dessen Scherze sie oft belachte; sie hat für seinen Gruß keine andere Erwiderung als ein verächtliches Zucken der Lippen. Der Jüngling rächt sich hiefür, indem er sich von der Fürstin abwendet und dem Mädchen, welches die Fürstin begleitet, einen kecken Blick zuwirft. Es ist die grusische Königstochter Bethsaba. Sie sind durch die Menge einige Minuten aufgehalten, und Puschkin bemerkt, daß die schöne Königstochter unter dem glühenden Strahl seiner Augen tief erröthet. Er möchte ihr sagen: „Meinethalben sollst Du nicht erröthen, holde Rosenknospe; morgen gehe ich schon dorthin, wo Deine Väter schlummern!"

Das fürstliche Paar wird von Araktsejeff empfangen; er führt die Damen zur Estrade, auf welcher die Künstler sich produciren werden und wo für die vornehmsten Gäste reservirte Fauteuils bereit stehen. Fürst Ghedimin verliert sich unter den glänzenden Uniformen. Für die Herren gibt es keine Sitzplätze.

Den Beginn des Concertes macht eine, von dem Sängerchor des Czars vorgetragene Sonate Beethoven's, die der Czar, auf die Lehne des Fauteuils der Czarewna sich stützend und über die Köpfe Aller hinweg in's Leere starrend, anhört. Erst bei der Nummer des Harfenkünstlers zeigt sich einiges Leben in seinen Mienen. Er eilt dem Künstler entgegen, nimmt ihn am Arm, stellt ihm das Notenpult zurecht, und da ihm der Sitz zu niedrig ist, legt er ihm einen Polster darauf. Er vergißt, daß er der Czar aller Reussen ist.

Der Künstler leistet Ausgezeichnetes: er rechtfertigt seinen Weltruf. In den Concerten des Czars wird nicht applaudirt, allein das Flüstern des Entzückens, welches durch die Menge geht, ist ein lohnenderer Erfolg, als der lauteste Applaus.

Nach der Harfe folgt Frl. Ilmarinen.

Alle Welt sagt, sie habe das Schwanenlied niemals hinreißender gesungen als jetzt, und die Thränen in ihren Augen sind so wahr und echt, wie die Brillanten in ihrem Haar.

Der Kaiser hatte unwillkürlich mit der Hand den Takt zu ihrem Gesange geschlagen.

Das Mädchen war schön an diesem Abende, viel schöner als sonst. Ihr Kleid war mit Blumen des Lenzes geschmückt, ihr Gesicht durchgeistert. Unmöglich kann das Alles nur Verstellung sein.

Drei Augenpaare ruhten am ausdauerndsten auf ihr.

Das Eine gehörte der Fürstin Corinthia. Es ist voll Haß und Verachtung und forscht in den Zügen des Mädchens nach dem Wege, der in das Innere führt. Sie forscht nach einem falschen, verrätherischen Zuge, der das Mädchen aus der angenommenen Rolle bringen soll, und sie wüthet, weil sie diesen Zug nicht finden kann.

Das zweite Augenpaar gehörte Bethsaba. Die großen schwarzen Augen staunen weit geöffnet diese Gestalt an, als ob sie fragten: „Sieht der Teufel so aus? Dann muß man sich vor ihm wohl in Acht nehmen; denn er ist gar schön!"

Das dritte Augenpaar gehört Puschkin.

Er fühlt, daß die bessere Hälfte seiner Seele in dem Geiste jenes Mädchens aufgegangen sei. Und in diesem Augenblicke ist er von unsäglicher Bitterkeit erfüllt gegen alle Jene, die ihn aus ihrer Nähe verbannen wollen. Er fühlt, daß er mit Zeneida Alles verliert, was Edles in seiner Seele ist, und daß er nur die bösen Neigungen mit sich nimmt. Schon haben sie die Oberhand. Er erinnert sich der Worte Jakuskin's: „Könnte ich Dir doch den Dämon leihen, den Dämon Casca's, wenn Du auf dem Pranger stehen wirst, „Ihm" gegenüber."

Jemand berührte ihn an der Schulter. Er blickt zurück und sieht den Obersthofmeister. Dieser spricht kein Wort, sondern verliert sich in der Gruppe der Herren.

Puschkin weiß, was die Berührung an der Schulter zu bedeuten hat. Es bedeutet so viel, daß der Betreffende nach dem Concerte sich in der Mitte des Saales halten möge, weil er zu Jenen gehört, die der Czar ansprechen wolle. — Ganz wie Jakuskin es prophezeit hat.

Das Blut stürmte ihm wild durch die Adern. Aus der Comödie kann noch eine Tragödie werden!

Die Fürstin Corinthia wandte sich zu dem hinter ihr stehenden Araktsejeff.

„Fräulein Ilmarinen war heute in außerordenlich guter Stimmung."

„Ich habe dafür gesorgt, ihr die Stimmung zu verderben. Ich habe ihrem Herzen einen Schlag beigebracht, der ihr die Lust zu Intriguen benehmen wird."

„Lassen Sie mich in Vorhinein diese Wonne genießen."

„Das Ideal des Fräuleins, Herr Puschkin, wird nach Uralsk geschickt."

„Glauben Sie, daß dieses Mädchen ihm folgen und Petersburg den Rücken kehren wird?"

„Sie wird entweder dies oder etwas noch Thörichteres thun; aber sie wird genöthigt sein, sich zu entlarven."

Der Czar machte Zeneida Complimente und begann

dann das Herren=Cercle, während die Kaiserin sich die Damen rufen ließ, mit welchen sie zu sprechen wünschte.

Der Czar begann mit dem Botschafter die Conversation, wechselte dann mit Miloradovics einige Worte, dann machte er einen großen Sprung in der Rangstufe, blickte um sich und als er Puschkin's ansichtig ward, winkte er diesem mit der Hand, er solle näher treten.

Jedermann zog sich respectvoll zurück. Ein Czar und ein Missethäter — von Beiden muß man sich fern halten. Aber alle Augen hingen an ihnen.

Puschkin fühlte sich im kritischen Augenblicke wunderbar ruhig. Er stand mit so kaltem Blute vor dem Czar, als ob er dem gewöhnlichsten Menschen gegenüberstände.

„Du bist also mit Deinem Censor unzufrieden?" frug der Czar. Die nämliche Frage hatte er auch an Jakuskin gerichtet.

Aber Puschkin hatte einen Schutzgeist, seine Muse, der ihn nicht stumm und befangen werden ließ.

„Wie man mit einer Krankheit zufrieden ist, Sire."

„Sei ihm nicht gram. Er ist ein wohlwollender Mensch, aber mit einigermaßen veralteten Begriffen. Er kann nichts dafür. Ich habe Dein Gedicht gelesen. Es ist sehr schön. Der Censor hat davon etwas streichen wollen, Du aber hast es nicht zugegeben?"

„Nein, Sire."

„Und willst es auch nicht zugeben?"

„Nein, Sire."

„Du hast Recht. Es ist der beste Theil des Gedichtes. Aber was sollen wir nun damit anfangen? Ich kann nichts gegen den Censor thun. Denn, wenn ich gestatte, was er verboten, dann muß die ganze Institution umgestürzt werden. Und sie ist nothwendig; was meinst Du?"

„Sire, ich werde das Gedicht zurücknehmen und verbrennen."

„Nicht so. Ich denke, wir senden es nach Leipzig, lassen es dort drucken und von dort importiren."

„Und die Grenz=Zollwache, Sire?" frug Puschkin.

Der Czar lächelte . . . ja, er lachte sogar; er lachte ganz laut.

„Wir werden es unter meine Sachen packen lassen; diese werden nicht zollämtlich visitirt. So werden wir das Gedicht einführen.“

Puschkin zitterte an allen Gliedern, wie ein Kind, das eine Prüfung bestanden.

„Warte!“ sprach der Czar. „Für Deine poetischen Studien wird es ersprießlicher sein, wenn Du sie auf dem Lande fortsetzest. Ich glaube, es wird gut sein, daß Du den Sommer auf Deiner Pskower Besitzung zubringest. Dort wirst Du besser schreiben können.“

Das hieß so viel, daß er sein confiscirtes Gut zurück bekam.

Er war zu Thränen gerührt . . . Die Stimme versagte ihm den Dienst.

„Von Alledem darfst Du Niemandem was sagen; es soll nicht verbreitet werden.“

„Nur einer Frau, Sire; einer Frau, die eben so gut schweigen als singen kann.“

„Die weiß es schon,“ sagte der Czar lächelnd.

Er lächelte ein zweites Mal.

Wie hatte dieser Strahl des Lächelns plötzlich das Klima verändert! Wie war Eis und Schnee davon geschmolzen! Dem zurückkehrenden Puschkin glänzten lauter gute Freunde, lauter Bekannte, lauter gratulirende Gesichter entgegen; die hochgestellten Damen klappten ihre Fächer zusammen, und es war ihnen nicht mehr so heiß. Puschkin konnte nicht genug alte Bekanntschaften erneuern. Er war klug genug, Jedermann zu sagen, der Czar habe ihm sein Pskower Gut unter der Bedingung zurückgegeben, daß er keine Gedichte mehr schreibe. Dadurch stieg sein Ansehen auf den Gipfelpunkt. Denn man muß wissen: „Keine Gedichte schreiben,“ ist nur ein negatives Verdienst; „schlechte Gedichte schreiben und davon lassen,“ ist schon ein kleines Verdienst; aber „gute Gedichte schreiben und davon lassen“ — das ist schon ein positives und sehr großes Verdienst — in der guten Gesellschaft.

Selbst die Fürstin Corinthia ließ den Helden des Tages zu sich rufen, um zu erfahren, weshalb Puschkin sie soeben nicht habe erkennen wollen?

Puschkin? — Sie?!

Einer solchen Dreistigkeit sind nur Frauen fähig, und man ist genöthigt, es sich von ihnen gefallen zu lassen. Puschkin unterhielt sich sehr gut mit der Fürstin; er ward auch Bethsaba vorgestellt, der er sehr viele Thorheiten sagte.

Nur Zeneiden sich zu nähern, besaß er keinen Muth. Er fühlte und errieth mit der Divinationsgabe des Dichters, daß sie der einzige Gläubiger in dieser Welt sei, dem er aus dem Wege gehen müsse; denn was er diesem Gläubiger schuldet, wird er nie bezahlen können!

Er hatte ihr auch nichts Neues mitzutheilen. Der Czar hat es ja ausgesprochen: „Sie weiß es schon.“

— — — — — — — — — — — — — —

Der Czar hat gelächelt. Dadurch waren alle Herzen mit einem Male erheitert. Die ewige melancholische Monotonie, die wie ein Bann auf der ganzen Gesellschaft lastete, war gebrochen. — Es war nur ein herbstlicher Strahl; ein Abendstrahl in der Regenzeit.

Wem aber diese Wendung ganz und gar nicht gefiel, das war Araktsejeff. Pskow ist nicht das Ende der Welt. Wenn Puschkin nur so weit reist, so werden die Intriguen des Frl. Ilmarinen nicht gestört sein; sie können sich treffen, so oft sie wollen. — Er begriff nicht wie das geschehen konnte? — Daß der Czar Frl. Ilmarinen begünstigt, das wußte er wohl; und daß Zeneida bemüht war, ihren Lieblings-Dichter zu retten, war ihm ebenfalls klar. Das Alles war aber noch nicht genug, um den Czar in das Gegentheil jener Stimmung zu versetzen, welche er (der allmächtige Günstling) vorbereitet hatte. Hier mußte noch eine andere Hand mitgespielt haben.

Unter Jenen aber, welche der ungewohnte Sonnenstrahl bewogen hatte, aus ihrer Hülle zu kriechen, befand sich auch der junge Araktsejeff.

Den guten Rath seines Vaters vergessend, daß er sich hübsch im Schatten halten solle, und nicht bedenkend, daß der auf seiner Brust glänzende Ordensstern geborgt, und der Eigenthümer desselben in der Gesellschaft anwesend sei, ließ er sich an die Oberfläche locken und mengte sich unter diejenigen, die den Damen den Hof machten.

Plötzlich sah er, daß der Czar auf ihn zukomme.

Er wollte achtungsvoll ausweichen; der Czar aber trat direct auf ihn zu und sagte:

„Was Du für schöne Brillanten hast, Araktsejeff!"

Der also Angesprochene antwortete mit dreister Unterwürfigkeit:

„Sire, ich trage sie aus Gnade Ew. Majestät."

„Merkwürdig!" sagte der Czar. „Diese Brillanten sind genau so wie diejenigen, welche meinen Wladimir-Ordensstern zieren."

Junker Jevgen dachte, hier könne nur Keckheit helfen.

„Sire, es gibt Brillanten, die einander überraschend gleichen."

„Ich glaube aber doch, daß der Ordensstern, den Du da trägst, der meinige sei. In der Tasche aber habe ich einen Wladimir-Orden, dessen Band Deinen Namen trägt."

„Gnade, Sire!" flehte Jevgen mit schlotternden Knieen.

„Still! Du wirst doch nicht hier vor dem ganzen Hofe um Gnade bitten. Geh nach Hause! Den Orden, den Du da trägst, behalte! Ich werde ihn nicht mehr tragen, da Du ihn angeheftet hattest. Pack' Dich!"

„Ein schlechter Rathgeber hat mich verleitet, Sire." Der Junker war bereit, seinen Vater zu verrathen.

„Ich frage nicht, wer Dir ihn gegeben. Geh morgen zu Deinem Vater. Dort wirst Du erfahren, was Deiner harrt!"

Nach dieser Scene verließ der Czar plötzlich den Saal und zog sich in seine Appartements zurück. Auf sein Gesicht war die frühere Kälte zurückgekehrt. Er ließ sogar die Begrüßungen unerwidert.

Araktsejeff, der die Scene von ferne mit angesehen hatte, war dem Czar gefolgt; dieser aber ließ ihn nicht vor. Er gebot ihm zu warten.

Und der allmächtige Günstling wartete im Audienzsaale bis zwei Uhr Morgens.

Da trat der Czar heraus. Er hielt ein Bündel Schriftstücke in der Hand.

„Was meinst Du, Alexei Maximowitsch" — frug er seinen Günstling, — „war es ein guter Gedanke von mir, die „posta sofianskaja" zu errichten?"

„Ohne Zweifel, Sire. Das hat dem Volke Gelegenheit geboten, seine Wünsche und Beschwerden direct im brieflichen Wege vor den Czar zu bringen."

„Man erfährt da zuweilen recht interessante Dinge; heute Früh z. B. erhielt ich den Brief eines Zigeunermädchens, welchem ein Wladimir-Ordensstern in Brillanten beigelegt war. In dem Briefe ist die Art und Weise, wie der Ordensstern in die Hände des Mädchens gerieth, umständlich geschildert. Da lies einmal!"

Araktsejeff fühlte sich einer Ohnmacht nahe, als er den Brief zu Ende gelesen hatte.

Das war ein grausamer, schwerer Schlag gegen sein Herz. Er ward in seiner väterlichen Liebe getroffen. Er wollte Jene im Herzen treffen und nun trafen Jene ihn an seiner verwundbarsten Stelle. Daß all dies von Zeneida so arrangirt sei, litt keinen Zweifel. Man will Araktsejeff bei dem Czaren unmöglich machen. Sie wollen ihm zufügen, was er ihnen zugedacht hatte.

Aber sie werden sich täuschen.

Er faltete ruhig und kalt das Papier zusammen und sagte:

„Der Verbrecher muß büßen."

„Wird er genug bestraft sein, wenn er nach Uralsk geschickt wird?"

Nach Uralsk! — Das hieß soviel, als ihn nie wiedersehen! . . . Ihn, den geliebten einzigen Sohn, den Erzschelm, für den er lebte, für den er seine Schätze an-

häufte, in dem er seinen Namen der Nachwelt zu vererben hoffte — ihn sollte er jetzt in einer Felsenfestung der kirgisischen Steppe begraben! . . Aber, wenn dies gut gewesen wäre für Puschkin, der die Verstümmelung seines Gedichtes nicht dulden wollte, warum sollte es nicht gut sein für einen Soldaten, der zur Nachtzeit die Passanten räuberisch anfällt? Und doch möchte er ihn gerne retten! Es war ja das kein Verbrechen, nur ein schlimmer Streich, wie er zur Ritterzeit üblich war und vom König Heinrich selbst ausgeübt ward, als er noch Kronprinz von England war. Leichtsinn, aber kein Verbrechen!

Er unterdrückte diese Vertheidigung. Er fühlte, daß der Czar auf seine Bitten den Sohn vielleicht begnadigen werde, daß es aber dann mit seinem Einflusse zu Ende sei. Seine Feinde sollen sich getäuscht haben, wenn sie darauf rechneten.

„Er war mein einziger Sohn," — sagte er schluchzend — „ich liebte ihn mehr als die ganze Welt; den Czar aber liebe ich mehr als meinen Sohn. Er mag untergehen, wenn er gesündigt!"

Und er unterfertigte den Befehl, der seinen Sohn nach Uralsk verbannte.

Dann küßte er dem Czar die Hand.

Araktsejeff schied von seinem Sohne, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben.

Er mußte die Rolle des alten Brutus consequent durchführen; mögen seine Feinde den altrömischen Charakter in ihm erkenneu und vor ihm zittern.

Aber der römische Charakter war bei ihm stark mit dem sarmatischen gemischt.

Er konnte die Verbannung seines einzigen Sohnes unterzeichnen wie Foscari, aber nicht weil er keine Ausnahme in der Person machte, sondern aus wahrer russischer Unterthanentreue gegen seinen Herrscher, um seine einflußreiche mächtige Stellung noch mehr zu kräftigen, um die Streiche, die seine Feinde so grausam gegen sein Haupt führten, erwidern zu können.

Er bereitete sich lange darauf vor. Er verzieh keinem Einzigen.

An dem Tage, an welchem sein Sohn sich auf den Weg begab, den selten Jemand zurückkehrt, kam Magriczki zu ihm mit der Meldung, daß die Polizei Diabolka's, des Zigeunermädchens, habhaft geworden. Was soll mit ihr geschehen? Soll sie auf dem Markte gepeitscht, oder mit abgeschnittenen Ohren und aufgeschlitzter Nase an den Baikal-See gesendet werden? Gründe waren genug vorhanden. Vagabundiren, Verführung, Sittenlosigkeit, all' das konnte ihr nachgewiesen werden. Und schließlich ein Zigeunermädchen! Ist die braune Hautfarbe nicht Verbrechen genug?

„Bringt sie her zu mir," sagte Araktsejeff. „Ihr versteht noch nicht, wie man strafen muß. Das ist ja ein wildes Thier, das die Schläge nur so lange fühlt, als sie schmerzen. Es ist keine Schande für sie, auf offenem Markte halb entkleidet gepeitscht zu werden; sie ist im Stande, während der Strafe zu lachen. Was nützt ihr „jetzt" die Strafe? Erst muß man die Empfindung in ihr wecken, die in jedem Menschen liegt — sie schlummert nur — das Ehrgefühl. Den Streich aber wollen wir dann gegen sie führen, wenn ihn nicht nur ihre Haut empfindet. Schickt das Mädchen her zu mir!"

Diabolka stand kurz darauf vor Araktsejeff, die beiden Hände mit Ketten an den Rücken gefesselt. Die verworrenen Haarlocken hingegen herab in das trotzige Gesicht, die wilden Augen blitzten darunter hervor. Auch an den Füßen trug sie Fesseln.

„Also Du bist Diabolka, die Straßentänzerin?" fragte sie der Oberherr.

„Was denn! Hörst Du nicht, wie meine Castagnetten schellen?" antwortete das Mädchen, die Ketten an ihren Füßen zusammenschlagend.

„Und weißt Du, wer ich bin?"

„Gewiß — der Vater eines Straßenräubers."

„Du hast Recht! Mein Sohn hat gefehlt: er büßt

dafür. Ich selbst habe das Urtheil unterschrieben. Hast Du ihn angegeben?"

„Wenn ich wollte, könnte ich leugnen; aber ich thu's nicht."

„Du hast ja den Brief an den Czaren geschrieben?"

„Obgleich ich nicht schreiben kann, so habe ich ihn dennoch geschrieben."

„Jemand hat Deine Hand geführt, und so schriebst Du die Buchstaben nieder?

„Aber den Namen dieses Jemand sollst Du nie erfahren."

„Wußtest Du, was Deine Hand niederschrieb?"

„Ich wußte es."

„Dann mußtest Du auch wissen, daß nicht nur der verloren ist, den Du angegeben, sondern daß Du selbst es bist, weil Du den Wladimir-Orden gestohlen."

„Ich habe ihn ja zurückgegeben."

„Aber Du warst doch eine Diebin und sollst dafür an den Pranger."

„Es standen schon Frauen höheren Ranges als ich an diesem Platze."

„Das Brandmal wird mit glühendem Eisen auf Deine Schultern geprägt werden."

„Von meiner Hautfarbe kann ja jedermann herunterlesen, daß ich eine Zigeunerin bin. — Ich bin voller Schlechtigkeiten."

„Sieh, ich glaube das nicht. Heute habe ich meinen einzigen Sohn verloren Deinethalben, durch Dich. Bis die Sonne heraufstieg, wälzte ich mich schluchzend auf meinem Bette herum. Am frühen Morgen ging ich dann hinauf in die Capelle und dort habe ich vor Gott das Gelübde abgelegt, den Unglücklichen, der mein Kind zu Grunde gerichtet, zu befreien an Leib und Seele. — Zum Wenigsten werde ich Deine Fesseln lösen lassen."

„Bemühe den Kerkermeister nicht hieher. Ich kann sie selbst abwerfen, wenn ich will und Du es erlaubst."

Das Ziegeunermädchen hatte ungemein kleine Hände. Mit der Leichtigkeit, mit welcher man einen Handschuh

abstreift, zog sie dieselben aus den Fesseln, und um auch ihre Füße davon zu befreien, brauchte sie sich nicht einmal auf den Boden zu setzen. Den einen Fuß in die Höhe hebend, balancirte sie auf dem andern und hatte im Nu die Fesseln von ihren beiden Füßen losgelöst.

Das Mädchen stand vor Araktsejeff, das eine Ende der abgestreiften Ketten in ihrer Hand haltend. Sie war im Stande, mit dem andern Ende der Kette wie mit einem Hammer Hiebe auf wessen Haupt immer zu führen. Wen sie trifft, der wird sich sein Lebtag daran erinnern.

Und der Thierbändiger war mit dem befreiten Leoparden allein in dem Käfig.

„Höre, was ich mit Dir thun will!“

Der schöne Leopard nahm eine Stellung, als bereitete er sich zum Sprunge.

Araktsejeff aber spielte diesmal nicht wie gewöhnlich mit dem Degenstocke. In dem Bereich seiner Hand war keinerlei Waffe.

„Ich will Dir einen anständigen Platz verschaffen, wo Du ruhig und ehrlich leben, Dich ausbilden und Deine Seele veredeln, wo Du Dich bessern kannst.“

„Aber ich will nicht! Ich mag kein Kloster, weder betende Nonnen, noch scheinheilige Mönche. Ich arbeite nicht, so lange man mich nicht schlägt, und selbst wenn man mich schlägt, bete ich nicht.“

„Du sollst zu nichts von Alldem gezwungen werden. Ich will Dich weder in ein Kloster noch in's Besserungshaus schicken, sondern auf's Land. — Ich habe ein Schloß auf dem Lande, darin wohnt eine mir sehr liebe Freundin.“

In den Augen des Zigeunermädchens blitzte es plötzlich auf. Sie warf die drohenden Ketten weg, und das vorworrene Lockenhaar mit einer raschen Bewegung von der Stirne schüttelnd, zeigte sie dem Oberherrn auf einmal ein freudestrahlendes Gesicht.

„Ah! Du willst mich zu Daimona schicken?“

„Ja, zu Daimona.“

Ah! der strenge Cato Censorius hatte noch einen

fühlenden Nerv im Herzen. Einen viel empfindlicheren als der — welcher wegen der Verbannung seines Sohnes schmerzte!

Von der Daimona wußte man viel zu sagen — und nichts Gutes.

Und was man von ihr sagte, war nur ein Bruchstück, ein Schatten der Wahrheit.

Eine Frau, die der Günstling des Czars anbetete! Mehr, als alle Heiligen des Himmels und der Erde. Bei ihr brachte er alle Zeit zu, die er den Staatsgeschäften abbrechen konnte. Sie war die Sonne seines Lebens. Sie war sein Tyrann und seine Glückseligkeit. Dieses Weib war so grausam, so roh und leidenschaftlich, daß kein Anderer als Araktsejeff sie lieben konnte. Oder liebte er sie vielleicht gerade deshalb? Wer von Araktsejeff etwas erlangen, wer seiner Rache entgehen wollte, der mußte erst vor seinem Götzen erscheinen und ihm sein Opfer darbringen. Und zwar kostbare Opfer, nicht etwa Kleinigkeiten. Die Erpressungen Daimona's waren im ganzen Reiche berüchtigt . . .

Zwischen den Korallen-Lippen Diabolka's leuchteten ihre Perlenzähne so weiß hervor!

„Und Du gehst gern zur Daimona?" frug der hohe Herr.

„Warum denn nicht? Sie ist ein Frauenzimmer von meiner Art."

„Ich sende Dich nicht zu ihr, damit Du ihr dienest, sondern damit Du ihre Freundin seiest."

„O, wir werden bald sehr befreundet sein!"

„Sie langweilt sich und Du wirst es verstehen, sie zu unterhalten."

„Ich werde ihre Gedanken errathen."

„Wenn sie Dich lieb gewinnt, dann wird es Dir bei ihr wohl ergehen. Sie wird Dir schöne Kleider, Geschmeide, Reitpferde geben."

„Und eine Peitsche, um die Leibeigenen zu prügeln."

„Und wenn Du Dich gut aufführst und ein Fräulein wirst, dann wird Daimona Dich verheiraten."

Bei diesen Worten verdüsterte sich das Antlitz des Mädchens wieder. Sie schüttelte das Haupt, daß ihre Locken wieder wirr über die Stirn fielen; sie schlug mit den Fäusten wild an ihre Schenkel, und stieß, den Boden stampfend, zwischen den zusammengepreßten Lippen die Worte hervor:

„Ich gehe nicht hin!"

Araktsejeff lächelte malitiös.

Dann fuhr er in väterlichem Tone fort:

„Ich verstehe; Du hast hier unter den Zigeunern — einen Schatz."

„Einen „Bruder"!" — rief das Mädchen aus.

„Also einen „Bruder"! Die Zigeunerinnen sind züchtig, sie haben nur „Brüder". Und wenn ich auch Deinen Bruder nach dem Schlosse Daimona's senden würde? der wäre ein guter Aufseher der Leibeigenen."

„Wäre dies möglich?" rief das Mädchen freudig aus.

„Es wird geschehen! ich sende euch zusammen zu Daimona und ihr könnet ihre Vertrauten werden."

Diabolka fiel dem hohen Herrn zu Füßen und küßte diese. Araktsejeff aber streichelte mit christlicher Sanftmuth die krausen Locken der Zigeunerin.

Und in dem Momente des Fußkusses und des Kopfstreichelns waren die Herzen Beider voll mit den raffinirtesten Rachegedanken. In der unwissenden Seele der Zigeunerin entstand ein ebenso weitgehender Plan gegen Araktsejeff, als dieser selbst aussann, um das Mädchen zu peinigen; und die Zigeunerin wußte ebenso zu lügen und zu heucheln und ihre Empfindungen zu verbergen, wie der Staatsmann. Das ist der Vorzug der Wilden und der Diplomaten!

Wessen Plan wohl gelingen wird?

Diabolka und ihr „Bruder" reisten noch am nämlichen Tage nach der Besitzung Araktsejeff's ab, wo Daimona sie schon erwartete.

XVI.

Himmelsröthe.

Araktsejeff's Hauptsorge war darauf gerichtet, den Czar dem Einflusse seiner Feinde zu entreißen.

Die beste Gelegenheit hiezu war der Besuch in den Militär-Colonien.

Diese monströse Idee entstand in dem Gehirne Araktsejeff's; er war der Schöpfer der Militär-Colonien. Eine halbe Million Soldaten, die alle europäischen Kriege mitgemacht hatten, wurden damit belohnt, daß man sie regimentweise auf den Staats-Domänen als Colonisten unterbrachte. — Die Bauern sollten nun die Soldaten pflügen nnd säen lehren; — die Soldaten aber sollten die Bauern im Waffenhandwerk unterrichten. Ein wunderbarer Gedanke — auf dem Papier! So gewinnt der Staat mit der Zeit drei Millionen gut gedrillte Soldaten, die nichts kosten; die Sense ernährt die Flinte.

Eines aber hatte der Projectant in seinem Calcul außer Acht gelassen: die Faust der Bauern mag die Flinte nicht, und die Faust des Soldaten mag die Sense nicht.

Auf seiner ersten Reise berührte der Czar die Militär-Colonie von Nowgorod. Araktsejeff war in seinem Gefolge. Sie kehrten ganz unvermuthet zurück, was die Zeitungen dahin deuteten, daß der Czar mit fabelhafter Geschwindigkeit reise. Die Reise nach dem Ural hatte er in vier Wochen vollendet. Er pflegte also Tag und Nacht im Galopp zu reisen. Dann beschrieben sie den großartigen Empfang in allen Städten, in den wie durch Zauber entstandenen Colonien; sie schilderten die Triumphbögen, die Deputationen, die volksthümlichen Geschenke, durch welche die Bevölkerung aller Orten ihrer unbegrenzten Anhänglichkeit für den Czar Ausdruck verlieh. Auch die großen Militärparaden waren ausführlich geschildert, und Niemand zweifelte daran, daß sich all' diese Dinge genau so zugetragen.

Nach Vollendung der Rundreise reiste Araktsejeff —

in amtlicher Mission — nach Warschau. Auch dies meldeten die Blätter ohne jeden Commentar.

Mit dem Monat Juni kehrte der Frühling auch in Petersburg ein. Sophie Narischkin's Zimmer ist voll mit Maiblümchen — ihre Lieblingsblume; in jedem Gefäß, in jedem Leuchter steckt ein Sträußchen davon.

Mit der schöneren Jahreszeit schien auch ihre Gesundheit wiedergekehrt zu sein; sie kann jetzt wenigstens ohne Stütze durch ihr Zimmer schreiten und kümmert sich mehr um ihren Appetit als um die Arzneien. Sie zählt darauf, daß man sie im nächsten Winter schon auf die Hofbälle mitnehmen werde. Eine Tante wird sie in die Gesellschaft einführen. Vielleicht darf sie gar ein Menuet tanzen.

Sie verlangt jetzt sehr häufig nach Bethsaba. Sie erkundigt sich bei ihr, wie ein Hofball aussieht. Die Königstochter war schon auf einem solchen.

Eines Tages, nach der Heimkehr des Czaren, besuchte Bethsaba wieder Sophie Narischkin.

„Ah, Dein Zimmer ist voll mit Maiblümchen! Wer hat sie Dir gesendet?"

„Wer sonst als mein Vater?"

Vor Bethsaba hatte Sophie kein Geheimniß. Sie nannte den Czar ihren „Vater".

„War er hier?"

„Er hat einen ganzen Abend hier zugebracht. Es war ein trauriger Abend! Ich empfinde Furcht vor ihm."

„Hast Du ihn vielleicht erzürnt?"

„Im Gegentheil. Ich fürchte ihn, weil er mich gar so sehr liebt. Wenn er so vor mir stehen bleibt, meine Hände in den seinigen drückt und mich lange stumm anblickt, dann kann ich sein Stillschweigen nicht ertragen und frage ihn: „Was fehlt Dir? Was schmerzt Dich?" Darauf antwortet er mir: „Mir fehlt, daß ich Niemandem sagen kann, was mich schmerzt." — „Kann denn auch ein so großer Mann an einem Uebel leiden, gegen welches es keine Abhilfe gibt?" — Dann zeigt er auf sein Herz und spricht: „Hier sitzt das Uebel!" — worauf ich ihm

schmeichle und ihn bitte, er möge mir doch seinen Schmerz entdecken."

„Wer weiß, vielleicht finde ich mit meinem kindischen einfältigen Verstande ein Mittel, das seinen Schmerz heilen oder lindern kann. Dann zieht er mich nochmals an sein Herz, nimmt meinen Kopf in seinen Schooß und sagt: „Ich bin krank und es gibt keinen Arzt in der Welt, dem ich mein Uebel sagen kann. Etwas bedrückt mein Herz, und es gibt keinen Seelsorger, dem ich es beichten kann. Nachts zittere ich vor meinen Träumen, bei Tage vor meinen Gedanken. Ich fürchte die Einsamkeit und fürchte die Menge. Ich weiß, daß mich Niemand liebt. Ich weiß, daß ich verurtheilt bin." — „Von wem?" — „Von Gott und den Menschen. Jedermann schmeichelt mir; nur was da drin pocht, spricht die Wahrheit und klagt mich an." — „Nicht wahr," — rief ich dann — „auch das spricht die Wahrheit, was da drin pocht? Und das lebt, liebt, betet Dich an! Lassen wir sie einmal streiten miteinander, die beiden Herzen!" Darauf umarmte er mich und flüsterte: „Es sei. Ich habe doch Niemandem so Böses zugefügt als eben Dir. Warum soll ich Dir nicht beichten? Du bist meine Märtyrerin: wenn Du mir Absolution gibst, bin ich entsühnt." Dann kniete er vor mich hin und sprach gar traurige Worte. „Sieh, ich habe über den Leichnam meines Vaters hinweg den Thron bestiegen. Ich habe aus den Händen seiner Mörder die Krone angenommen und sie mir auf's Haupt gesetzt. Als ich die Nachricht von seinem Tode vernahm, da weinte ich nicht. Ich fühlte mich erleichtert; nun hatte ich seinen Zorn nicht mehr zu fürchten. Denn er war in Groll von mir geschieden. Auf wie vielen Schlachtfeldern habe ich die Sühne gesucht! Ich konnte sie nicht finden. Es war mir auf die Stirne geschrieben, daß mir die Kugeln auswichen, die um mich hersausten; es war ausgesprochen über mich, daß ich büße, wie ich gesündigt. Ich hatte als Sohn ein steinhartes Herz gegen meinen Vater. O, was mußte ich dann als Vater wegen meiner Kinder leiden! Ich habe alle meine Kinder zur Gruft geleitet.

Du bist mein letztes und einziges! Ich krümme mich, wie ein Wurm, unter dem Drucke des Schicksals, wenn ich Dein gedenke, wenn ich Dir in's Antlitz blicke. Wirst auch Du wegen meiner großen Irrthümer verurtheilt sein?" — Dann habe ich ihn getröstet. „Mir fehlt nichts mehr" — sagte ich. „Ich bin glücklich, sehr glücklich und gesund und werde Dich sehr lange lieben!" Darüber weinten wir dann Beide. „Ich zittere nicht meinethalben," flüsterte er. „Ich sehe das über mir hängende Schwert; ich höre nächtlicher Weile, wie das Messer an dem Ecksteine meines Palastes geschliffen wird; ich bin bereit. In Blut bin ich auf den Thron gelangt; in Blut muß ich wieder herabsteigen. Aber ich zittere Deinethalben! Gottes Strafgericht soll wegen meiner Süuden nicht auch Dein Haupt treffen!" Dann hebe ich ihn auf und sage ihm so kluge Worte, daß ich selber darüber erstaune, da ich doch sonst ein recht einfältiges Ding bin. Ich spreche ihm hundertfachen Trost zu und nöthige ihn so endlich doch zu einem Lächeln und zu den Worten: „Nun, so absolvire mich; sage: Christe eleison!" Ich bin schon so weit gegangen, daß ich mit ihm zu politisiren begann. Jawohl, ich habe von Staatsangelegenheiten mit ihm gesprochen. Ich sagte ihm: „Was beunruhigst Du Dich mit solchen Schreckbildern? Deine Völker sind nicht so schlecht, wie jene anderer Herrscher. Ich kenne die Welt sehr gut! Ich habe Italiener, Deutsche, Franzosen gesehen. Wenn diese am Feiertag tüchtig trinken, dann lärmen, streiten und raufen sie. Deine Unterthanen aber, wenn sie an Festtagen viel getrunken, taumeln nur hin und her, küssen sich und lachen."

„Und brachte ihn auch das nicht zum Lachen?"

„Er küßte mich nur. Er sagte, ich wäre staatsklüger als Talleyrand und Metternich; dann ward er wieder ernst. „So war es in alten Zeiten, wie Du es mit Deinen altklugen Augen gesehen. In neuerer Zeit aber schwebt etwas in der Luft, wovon die friedlichsten Völker aufgestachelt werden, so daß Du die Leute von gestern heute nicht mehr erkennst. Höre, was mir unterwegs passirte — freilich spricht

kein Mensch davon; auch die Zeitungen und Jahrbücher werden darüber schweigen. Als ich mich der Militär-Colonie von Petrowsk näherte, dunkelte es bereits; die untergehende Sonne färbte die Schafwölkchen, welche das Firmament bedeckten, purpurroth. Der Himmel sah aus, wie ein zerfetzter Kaisermantel." — Darüber habe ich ihn ausgescholten und ihn gefragt : wer denn je in der Welt einen zerfetzten Kaisermantel gehabt habe? — worauf er mir erwiderte : „Unter Anderen auch Julius Cäsar. Die Himmelsröthe bedeutet Sturm." „Das ist nur ein Vorurtheil," erwiderte Araktsejeff. „In der Abendröthe nahm sich der auf der Petrowsker Straße errichtete Triumphbogen wie eine aus Gold erbaute Laube aus. Die übrigen Triumphpforten, die wir passirt hatten, waren aus Tannenreisern errichtet worden; die bleiben dunkel, auch wenn die Sonne hin scheint. Woraus mag nun jener errichtet worden sein, daß er so glänzt? Eine ungeheure Volksmenge umwogte ihn. Als ich näher kam, erfuhr ich, woraus der Triumphbogen errichtet war. O! ich bin schon durch viele Triumphbögen hindurchgeschritten, die zu meiner Bewillkommnung erbaut waren. Ich habe Triumphbögen aus Sammt und Seide gesehen. Ich habe solche gesehen, deren beide Säulen aus eroberten Kanonen gebildet wurden; die Wölbung war mit feindlichen Fahnen geschmückt, die Krone in der Mitte aber war aus Ordenszeichen gefallener Helden zusammengesetzt, die strahlende Aurole rings umher bildeten die Schwerter gefangener Generale. Der Triumphbogen von Petrowsk aber übertraf alle anderen."

„Das, was im Glanze der untergehenden Sonne in der Ferne wie Gold schien, waren Fetzen zerrissener Hemden und Kleider; statt Lampions sah man Bettlersäcke, und die Krone bildeten Krücken, die in den durchlöcherten Boden eines alten Kessels gesteckt waren. Ein Triumphbogen aus Lumpen und Bettlersäcken! Während ich noch staunend dies Schreckensgebilde anstarrte, trat hervor aus der Menge der Größte, ein Greis mit langem wallenden Barte, in der

Hand haltend die zur Begrüßung übliche Holzschüssel, in welcher ein Stück Brod war, und sprach zu mir: „Hier ist das Brod, wie es Deine Soldaten uns gelassen haben. Koste es! Es ist aus dem Mehl von Fichtenrinde gebacken. Das übliche Salz konnten wir nicht beifügen, denn wir kennen nur das Salz der Thränen. Auf diesem Triumphbogen kannst Du sämmtliche Kostbarkeiten sehen, welche uns Deine Soldaten übrig ließen: die zerlumpten Hemden und Kleider unserer Frauen und Töchter. Sie selber kamen nicht her, weil sie doch unmöglich nackt erscheinen können. Die zwölf keuschen Jungfrauen konnten wir deshalb nicht zu Deiner Begrüßung herbringen, wie es der Hetman befahl, weil in dieser Gegend überhaupt keine keusche Jungfrau mehr existirt, seit Du Deine Soldaten hier angesiedelt hast!" — Bei diesen Worten befahl Araktsejeff den begleitenden Gardekosaken-Sotnien, die revoltirende Menge auseinander zu jagen. Aber das waren ja keine Aufständischen, sondern — verzweifelte Menschen. Auf ein Trompetensignal warfen sie sich zur Erde vor die Füße der Pferde, den ganzen Weg entlang, und Hände und Gesichter zu mir erhebend, schrien sie: „Erlöse uns von Deinen Soldaten! Nimm weg von uns Deine Bewaffneten! Wir sind fromme Bauern und wollen arbeiten. Reite uns nieder, wenn Du weitergehen willst!" Es war unmöglich vor der großen Menge, die den Boden bedeckte, vorwärts zu kommen. Da halfen weder Zornesrufe, noch ermunternde Gnadesworte. Sie schrien ohne Unterlaß: „Nimm von uns Deine Krieger!" Noch selten war ein Herrscher in einer derartigen Verlegenheit. Endlich langte Hilfe an. Von der militärischen Colonie näherten sich in geschlossenen Reihen die Veteranen. An ihrer Spitze ein Tambourmajor, der auch so alt und graubärtig war, wie der Redner der Bauern. Ich erkannte meine Grenadiere in ihnen. Diese verstanden die Hindernisse, die der Colonne im Wege waren, zu beseitigen. Ein Trompetenstoß, und die Sappeurs traten hervor, ergriffen die Bauern bei Händen und Füßen, und sie übereinanderlegend, machten sie der vordringenden Brigade Platz. Der

Mann mit dem langen Barte steckte seine Fahne in die Erde und sprach: „Herr, lasse uns nicht hier an diesem verdammten Orte! Wir dienten Dir treu auf dem Schlachtfelde fünfzehn Jahre, wir schlugen Schlachten gegen Franzosen, Deutsche, Italiener: und sollen jetzt mit Feldmäusen, Heuschrecken, Raupen, und, was das Aergste ist, mit Bauern kämpfen? In unserer Jugend lernten wir kämpfen, wie die Bären; wir wollen im Alter nicht pflügen lernen wie die Ochsen! Mit Flinte und Säbel verstehen wir umzugehen, aber Sense und Sichel stehen gar schlecht unseren Händen, und die Bauern spotten ob unserer Ungeschicklichkeit. Führe uns in Feindesland, wo hinter jedem Gesträuche ein Mörder lauert, aber, Herr, lasse uns nicht unter Deinen Bauern! Schicke uns in den Kampf gegen die Ungläubigen, aber lasse uns nicht bei den Bauern, die uns fluchen, wenn wir sie bitten, fluchen, wenn wir sie schlagen, und fluchen, wenn wir nur auf sie sehen! Sperre uns in eine belagerte Festung, wo wir das Fleisch gefallener Pferde essen müssen, es mit Pulver statt mit Salz bestreuend; und wenn wir dürsten, das Wasser von den Mauern ablecken: nur dazu verdamme uns nicht, daß wir hier, auf dieser gottverlassenen Erde, beneidet von diebischen, betrügerischen Bauern, uns um unser elendes Brod plagen sollen! Begrabe uns auf dem Schlachtfelde unter Leichenhaufen; doch begrabe uns nicht lebend in die Militär-Colonien! Verflucht sei, wer diese zuerst erfand!" .... Araktsejeff ließ in die Trompeten blasen, um den Redner zum Schweigen zu bringen, doch nun schrien Bauern und Soldaten, so daß deren vereinigtes Getöse den Trompetenschall übertönte. Ilia (so hieß des Czaren alter Kutscher) lenkte ohne jeden Befehl die Pferde um, und wir fuhren denselben Weg, auf dem wir gekommen, zurück, doch durch den Triumphbogen der Fetzen fuhren wir nicht. — So endete mein Siegeszug! Als ich nach Hause kam, las ich in den Blättern die glänzenden Beschreibungen, welche meine Triumphrundreise verherrlichten! So hatte also die Röthe des Himmels doch Sturm bedeutet!" .. Dies erzählte mir mein armer Vater."

„Das ist wirklich traurig für einen solchen Herrn, wenn Jene nicht glücklich sein wollen, die er glücklich machen will. Da hatte mein Vater ein glücklicheres Volk! Warum geht Dein Vater nicht zu ihnen? Jetzt sind ja diese Völker auch seine Unterthanen!"

„Hör', Bethsaba, diese Idee ist gut! Laß' mich nicht daran vergessen! Ich werde sie ihm nächstens einmal vortragen, wenn er besserer Laune sein wird. Jetzt ist er sehr niedergeschlagen. Als er von mir Abschied genommen hatte, kam er wieder zurück. „Ich vergaß, mich um Dein Befinden zu erkundigen." — „Das beweist," erwiderte ich, „daß ich sehr gut aussehe." Hierauf prüfte er besorgt mein Aussehen und frug mich, ob mein Gesicht immer so geröthet ist. Worauf ich ihm lächelnd antwortete, daß es immer so aussieht. „Doch warum bist Du so sehr besorgt? Weiß denn Gott nicht, wie sehr Du mich liebst, und bist Du denn nicht sein Gesalbter, sein Auserkorener, zu dem Du für mein Heil betest?" — „Wohl weiß Gott," sagte er düster, „daß ich Dich liebe; doch war König David nicht auch sein Gesalbter und Erwählter? Sang der heilige König nicht allnächtlich verzweifelt seinen Psalm: „Nachts erhebe ich meine Hand und strecke sie zu Dir gen Himmel!" — und dennoch nahm er ihm sein theures Kind, an welchem er an ihm heimsuchte, was er mit Bethsaba sündigte!"

„Wer war diese Bethsaba?" warf die Königstochter rasch dazwischen. „Gab es also doch auch schon vor mir eine Lebende dieses Namens? Vergeblich forschte ich bisher, ob in der Gesellschaft noch Jemand so heißt. Umsonst suchte ich in dem Kalender eine solche Heilige: ich fand keine. Meine Pathin, die Herzogin, welche mir diesen Namen gab, als man mich taufte (bis zu meinem sechsten Lebensjahre war ich eine Heidin), erwiderte mir auf meine Frage, warum mein Name in keinem Kalender stehe, daß „Bethsaba" nur eine Variation von „Elisabeth" sei, und daß der Elisabethentag auch mein Namenstag sei, an dem ich auch Geschenke erhalte. Und nun sagt Dir der Czar, daß es auch eine wirkliche Bethsaba gab. Wer war sie?"

„Ich weiß es auch nicht, man hat mich's nie gelehrt, obgleich ich neugierig war, es zu wissen. Ich frug Helenchen, und erfuhr von ihr so viel, daß Bethsaba Sanct David's Gattin war. Doch mehr wußte auch sie nicht, denn nur die Popen dürfen die Bibel lesen. Deshalb ist sie auch in bulgarischer Sprache verfaßt."

„Doch weshalb steht sie nicht im Kalender unter den Heiligen?"

„Gewiß, weil sie eine Jüdin war!"

„Aber Sarah, Rebekka, Rachel waren ja auch Jüdinen und doch prangen ihre Namen unter den Heiligen. Bethsaba wurde sicher deshalb weggelassen, weil sie gesündigt hat! Nicht wahr, er hat's gesagt? Doch was war ihre Schuld? Und warum gab man mir den Namen einer Sünderin?"

Bethsaba war nahe daran zu weinen.

„Meine Theure!" sagte jetzt Sophie, „theile Niemandem mit, was ich Dir von der Rundreise und dem Triumphbogen des Czaren erzählte."

„Wenn aber meine Pathin mich fragen wird, von was wir redeten?"

„Dann sage ihr etwas Anderes!"

„Was Anderes?"

„Lüge ihr etwas vor!"

„Vorlügen? Wie muß man das anstellen? Ich versuchte es noch nie."

Sophie Narischkin lachte sie aus. Sie lernte schon als ganz kleines Kind lügen. Sie mußte statt „Mama" „schöne Frau" sagen, und wenn ihr Papa ein Zuckerbackwerk oder ein Spielzeug brachte, mußte sie Jedem sagen: der Nicolo (la mère Cigogne) hat's gebracht! Was ihr Helenchen sagte, durfte sie Madame nicht sagen; was sie von Madame hörte, mußte sie vor Helenchen verschweigen, die Gespräche Beider sollte der „große Herr" nicht erfahren, und was sie vom „großen Herrn" vernahm, durfte gar Niemand wissen. So sehr war sie an's Lügen gewöhnt, daß sie einst ihren Arzt zur Verzweiflung brachte, der sie nach den

inneren Symptomen ihrer Krankheit befragte. Durch ihr Lügen machte sie jede Diagnosis zu Schanden. Wie jauchzte das arme Kind auf, als es vom Kerker der ewigen Lüge erlöst, zwei Seelen fand, denen sie sagen durfte, was ihr auf dem Herzen lag: ihren Vater und ihre Freundin!

„Also Du erzählst Alles Jedem, was Du weißt?“ frug sie Bethsaba.

„O nein! Lügen kann ich zwar nicht, das verstehe ich nicht. Doch wenn mich Jemand ausspioniren will, so habe ich meine eigene Art, ihn aufsitzen zu lassen. Ich richte nämlich so viele Fragen an ihn, daß er mich gerne in Frieden läßt.“

Hierauf lachten beide Mädchen.

Die Musik des Lachens wurde gar selten in diesem Käfige gehört.

XVII.

Bethsaba.

Die Herzogin Ghedimin gestattete ihrem königlichen Pathenkinde, daß sie ihre Freundin Sophie Narischkin öfter besuchte.

Wer in die Herzensgeheimnisse der Herzogin nur halbwegs eingeweiht war, konnte sich die Ursache dieser Besuche leicht erklären. Da sie selber Sophie nicht besuchen konnte (dies verbot der Anstand), so erhielt sie wenigstens durch Bethsaba oft Kunde von deren Befinden.

Wer aber mit ihren Geheimnissen ganz vertraut war, kannte auch noch die andere Ursache.

Der Czar, jener einsilbige, verschlossene Mensch, der vor seinen Ministern Geheimnisse hatte und selbst dem Priester nicht beichtete, pflegte dieser Lieblingstochter Alles, was er auf dem Herzen hatte, mitzutheilen.

Wenn ein gewöhnlicher Vater seiner abgöttisch geliebten Tochter etwas erzählt, so ist das Sache des

Gemüths; spricht aber der Czar, so sind es Staatsangelegenheiten.

Jedes Wort, welches der Czar vor Sophie Narischkin ausspricht, bezieht sich auf den Zustand des Landes. Die Worte Alexander's I. bilden die Basis von Europas Gegenwart und zukünftigen Gestaltungen. Die Erweichung oder Verhärtung seines Herzens bedeutet Krieg oder Frieden; sein Herz birgt in sich die Mysterien großer Verwicklungen und Umwälzungen in Europa.

Und Sophie erzählt wieder Alles ihrer Busenfreundin Bethsaba. Bethsaba aber kann nicht lügen.

„Nun, liebes Kind, was macht Deine kleine Freundin?“ frug die Herzogin die heimgekehrte Königstochter.

„Sie nimmt keine Arznei mehr, und ich glaube, das ist gut. Denn einmal kostete ich bei ihr ein Pulver; es war sehr bitter.“

„Hat sie nicht wieder viel geplaudert? Der Reconvalescentin schadet das viele Sprechen.“

„Sie hat mir nur das Eine erzählt, daß ihr Pathe sie besuchte.“

So viel Lügen hatte Bethsaba doch schon gelernt, um ihn statt „Vater“ mit einem andern Titel zu nennen.

„War er lange bei ihr?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sprach er mit ihr von interessanten Dingen?“

„Allerdings, vom König David und seiner Gattin Bethsaba. Sage mir, was hat Königin Bethsaba verschuldet?“

„Was sie verschuldete? Wie kommst Du dazu, diese Frage an mich zu richten?“

„Nun, weil er es sagte, und ich wissen will, was sie verbrochen hat; warum will Niemand ihren Namen führen? Wenn sie gar so schlecht war, dann brauche ich auch nicht ihren Namen; gebt mir einen andern!“

„Beruhige Dich, kleine Närrin! Sie hat ja nicht gesündigt.“

„Aber Sophiens Pathe sagte, daß sie mit König David sündigte."

„Das war ja Liebe und keine Sünde."

„Liebe?! Was ist denn das?"

Maria Alexiewna Korynthia lachte laut auf.

„Jetzt soll ich Dir erklären, was Liebe ist? Du wirst es noch früh genug wissen, wenn Du selbst lieben wirst."

„Wie soll ich dazu kommen? Ist Liebe ein Uebel, welches den Menschen überrascht wie eine Krankheit, oder etwas Gutes, das man herbeisehnt?"

Maria Alexiewna Korynthia lachte noch lauter.

„Beides zugleich!"

„Doch wie fängt sie an?"

„Wenn einmal ein schöner Jüngling tief in Dein Auge blickt."

„In mein Auge? Das kann ich nicht leiden. Daran stürbe ich gleich."

„Doch wenn der Jüngling Dich zur Frau begehrt und sich mit Dir verlobt?"

„Wie geht das Alles zu? Ich kann es mir gar nicht vorstellen."

„Der Jüngling schickt dem geliebten Mädchen sinnige Angebinde."

„Und das bedeutet, daß er sie liebt? Und wenn das Mädchen die Geschenke annimmt, bedeutet das, daß sie ihn liebt? O, wie lieb, wie schön ist das! Muß das Mädchen ihm auch etwas schenken?"

„Nur ihre Gegenliebe!"

„Sonst nichts? O, das ist artig, das ist herzig! Und wenn uns dann ein anderer Jüngling noch schönere Geschenke gibt, nehmen wir sie an und lieben wieder diesen Jüngling auch?"

Korynthia klatschte vor Lachen in die Hände.

„Ganz gewiß, doch nur dann, wenn man die zweite Liebe vor dem ersten Jüngling verheimlichen kann."

„Nein, nein, keine Verheimlichung! Lieber will ich es gestehen, daß ich auch einen Andern liebe. Und warum

denn nicht, da doch die Liebe gut und kein Verbrechen ist? Wenn ich also einen Gatten haben werde, darf ich mit seinem Wissen keine Erdbeeren lieben?"

„Erdbeeren ja! Das ist nur eine Naschhaftigkeit."

„Werde ich ihm nicht sagen dürfen, daß ich Sophie Narischkin liebe?"

„Oh ja, das ist ja blos Freundschaft!"

„Und möchte er mich umbringen, wenn er von meiner Liebe zum Tanze wüßte?"

„Ach, nein!"

„Wenn ich nun Erdbeeren, Tanz und Freundin lieben darf, warum nicht auch einen Jüngling, so er schön und gut ist?"

„Oh, über die heilige Unschuld! Doch spricht man in Deiner Heimat nie von Liebe?"

„Nein!"

„Gibt es denn dort keine Jünglinge und Mädchen?"

„Allerdings! doch bei uns vergleicht sich der Jüngling, der ein Mädchen heiraten will, mit dessen Vater über den Brautschatz und führt sie heim. Ist nun das Mädchen gut und treu zu ihm, so kauft er ihr schöne Kleider; im andern Falle verstößt er es, und kauft sich ein anderes Weib."

„Das geht bei uns nicht. Bei uns darf jede Frau nur einen Mann lieben; dieß befiehlt unsere Religion!"

„Das ist was anderes! Warum sagtest Du mir nicht gleich, daß die Religion die Liebe befiehlt? Oh, ich werde die Gebote der Religion treu befolgen! Nicht wahr, Du befolgst sie auch? Du liebst deinen Gatten? Pflegst Du ihm tief in's Auge zu blicken? Ich bemerkte es noch nie."

„Ja, meine Theuere! Das Leben ist lang, und die Zeit der Liebe, genannt Honigwochen, allzu kurz."

„Da muß man die Honigwochen in Honigminuten theilen, damit auf jeden Tag des Lebens ein Augenblick käme."

„Du wirst schon einmal erkennen, daß dies unmöglich ist."

„Jetzt weiß ich schon, daß Bethsaba's Schuld darin bestand, daß sie jenen Mann nicht liebte, den ihr die Religion zu lieben befahl. Doch was hat mit alledem König David zu thun?"

Ja, das hätte Korynthia selbst gerne gewußt, wie so König David in diese Fabel hineingerieth. Denn das plaudernde Mädchen hatte sie mit ihren vielen ungereimten Fragen so sehr verwirrt, daß ihr die Strafrede nicht in's Gedächtniß kam, welche der Prophet dem König hielt. Der Russe ist höchst verschwiegen; von den Geschehnissen unter dem Triumphthore wagte außer dem Czaren Keiner zu reden. Araktsejeff schwieg, denn er wollte sich des Fiaskos seiner eigenen ungeheuerlichen Pläne nicht rühmen. Die Gardekosaken-Abtheilung wurde nach Kasan geschickt, und die Uebrigen wußten zu schweigen.

XVIII.

Korynthia.

Die junge grusische Königsmaid konnte in keine bessere Schule gegeben werden, als zur Fürstin Ghedimin.

Korynthia konnte jenem russischen Naturforscher, der (Darwin beiweitem überflügelnd) zu beweisen trachtete, daß die Frauen entartete Katzen sind, als Muster dienen. (Und vergeblich suchte man ihn zu erweichen, daß er seine Ansicht dahin modificire, daß die Frauen veredelte Katzen seien: er blieb bei seinem Ausspruche!)

Die schöne Korynthia konnte coquett sein wie eine Aspasia nnd grausam-kalt wie eine Diana. Diesmal aber war es nicht Diana, sondern Aspasia, die ihre Anbeter in Acteon's verwandelt hat.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Mann, den sie mit ihren Huldbezeugungen so auszeichnete, wie der schöne Ritter Galban, gelangte nie dahin,

die Räthsel der schönen Sphinx zu lösen. Korynthia ließ sich von ihm auf die Jagd begleiten, tanzte mit ihm auf Bällen, gab ihm ihr Bouquet zu halten, wenn sie mit einem Andern tanzte, lachte über seine Späße, machte sich mit ihm über Andere lustig, ja sie küßte ihn zum Abschiede: und dennoch hielt sie ihn so ferne von sich, wie der Planet seine Trabanten. Und solche Monde hatte sie mehr als Saturn. Sie Alle durften sich ihres Glanzes freuen, doch ihr nicht zu nahe kommen.

Doch wenn in der Gesellschaft ein Mann war, den sie mit der Grausamkeit einer Göttin anblickte, dessen Gruß sie mit jenem Zucken der Lippen entgegennahm, womit die Damen verachtungsvollen Vorwurf ausdrücken: dieser war der Wahre! Für ihn loderte ihres Herzens geheimnißvolle Flamme!

Das weiß Niemand, denn derjenige, den es betrifft, erzählt's nicht weiter, daß ein Leibgardeofficier, der sich durch seine Genialität und liederlichen Abenteuer einen Namen gemacht, eines Tages durch einen räthselhaften Boten ein parfümirtes Briefchen in feinem Umschlage erhielt, das Folgendes enthielt: „Eine unbekannte Wohlthäterin interessirt sich für Ihr Schicksal; sie ist bereit, alle Ihre Schulden zu zahlen, wenn Sie des Abends ferne bleiben von den Saturnalien des Fräuleins Ilmarinen."

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir mit diesem Briefchen den wucherischen Blutsauger des jungen Officiers in Verbindung bringen, der sicher nicht ohne gegründete Ursache sagte: „Es sind in der Stadt gewisse junge, schöne und reiche Damen, die sich herbeiließen, einen in Verlegenheit befindlichen Ritter zu befreien."

Der junge Endymion beantwortete den Brief damit, daß er Abends auf dem Bock von Zeneiden's Schlitten einzog in die verbotene Eleusis.

Korynthia haßt Zeneida sicher nicht wegen ihres Gatten, sondern wegen Puschkin.

Zeneiden's Verhältniß mit Ghedimin ist nur eine materielle Frage.

Das zarte Verhältniß der großen Herren mit den Primadonnen ist nicht nur Modesache, es ist auch die Rechtsbasis eines zweischneidigen Vertrages: „Was Dir gestattet ist, sei auch mir nicht verboten!"

Das Schreckliche an der Sache ist nur, daß die Nebenbuhlerin einen schöneren Palmengarten hat, als die Fürstin; daß deren Renner feuriger sind, als die ihren, und daß sie mit ihrer Toilette überall triumphirt, wo sie zusammenkommen. Und das geschieht häufig. Denn ihr Künstlerruf öffnet Zeneiden jede Pforte! Sie treffen sich bei glänzenden Tanzsoiréen, ihre Pferde begegnen sich auf dem Turfe und ihre Equipagen bei den Festivitäten des Marsfeldes, und die Fürstin ist überzeugt, daß all' dieser Luxus seinen Ursprung hat in ihres Gatten sibirischen Silberbergwerken, welche deren Inhaber erlauben, sich den Spaß zu machen, zwei Frauen in der Kunst des Verschwendens wetteifern zu lassen. Wäre sie die Siegerin in diesem Streite, so möchte sie der Künstlerin die Verschwendung verzeihen; doch nimmer vergibt sie ihr, daß sie, die Fürstin, vor ihr zurückweichen muß, wenn auch nur um die Länge eines weiblichen Haares.

Das war der zweite Grund, weshalb sie Zeneiden haßte.

Doch gibt es noch einen dritten.

Jene Schwäche, durch welche sie als junges Mädchen dem Czaren für dessen ganzes Leben verhängnißvoll wurde, war schon vergessen. Sie gehörte schon in's Schattenreich. Die Czarin wurde allgemein bewundert, bedauert, angebetet. Man sah sie im stummen Schmerze dahinsiechen. Und die öffentliche Meinung urtheilt in dieser Hinsicht so streng, daß unter den Verschwornen öfter die Rede davon war, zu wiederholen, was zwischen Peter III. und Katharina II. geschah: den Czaren gefangen zu nehmen und Elisabeth als Czarin zu proclamiren. Und trotzdem fühlte sich Fürstin Ghedimin noch jetzt näherstehend dem Herzen des Czaren, als die Czarin; ein zarter Seidenfaden (Sophie Narischkin) hielt sie mit einander verknüpft. Solche Seiden-

fäden der Zusammengehörigkeit existirten für Elisabeth längst nicht mehr; Alexander's Gattenliebe wurde mit dem Sarge ihres letzten Kindes auf immer begraben.

Und auch hier fand Korynthia die verhaßte Nebenbuhlerin im Wege.

Während der Czar sie meidet, gießt er auf Jene das Füllhorn seiner Gunst. Die Primadonna hat ihren Platz zwischen Czar und Czarin. Beide lieben und verzärteln sie. Der Czar und die Czarin können nur dann beisammen sein, wenn sie Zeneida als Dritte laden. Wenn sie singt, vorliest oder gemüthlich plaudert, vergißt das hohe Paar sein Leid, und schmiegt sich aneinander. Wenn sie hingegen Arm in Arm auf einem Feste erscheinen und von ungefähr die Fürstin erblicken, so trennen sich plötzlich ihre Arme, und sie wenden sich von einander ab. Und das wußte sie gut.

Und bei alledem mußte sie coquett sein gegen Diejenigen, die ihr gleichgiltig sind; stolz thun und verachten den, für den sie schwärmt; zärtlich gegen den gehaßten Gatten, ergeben dem Manne, an den sie ein Recht hat, und mußte die großmüthige Beschützerin spielen gegen die Nebenbuhlerin, auf die sie eifersüchtig war. Die Eifersucht ist ja schrecklich genug, wenn sie einen Kopf hat; um wie viel furchtbarer, wenn sie drei Köpfe hat!

Die drei Köpfe ihrer Eifersucht hießen: Leidenschaft, Stolz und Erinnerung!

Und ihr wurde die Erziehung der grusischen Königsmaid anvertraut! Die Fürstin begann deren Erziehung damit, daß sie ihr in der Taufe einen Namen gab, deren Trägerin von solchen Heldenthaten bekannt war, welche die Mit- und Nachwelt dem jungen Weibe nur aus Freundschaft für Sanct-David verziehen hat.

Zum Glücke für Bethsaba war sie neben ihrer Unwissenheit und Unschuld mit einer großen Dosis erfindungsreicher Phantasie und der ihrem Volke eigenen Schlauheit gesegnet. Auch erinnerte sie sich noch an manche Aussprüche ihrer guten Mutter, welche sie auch jetzt noch alljährlich einmal, am Neujahrstage, sieht, an welchem Tage vierzigtausend

Menschen dem Herrscherpaare im großen Thronsaale huldigen. Da steht auch ihre Mutter auf einer Stufe des Thrones, doch statt der Krone sind nur noch Runzeln auf ihrer Stirn. Und so oft Bethsaba sie erblickt, erinnert sie sich daß ihre Mutter, die sie nicht einmal ansprechen darf, deshalb ihre Krone gegen diese Falten vertauschte, weil sie einen Mann erstochen hat, der ihr zu sagen wagte: „Ich liebe Dich, liebe Du auch mich!“

Dann dachte sie wieder darüber nach, was denn eigentlich „Liebe“ ist? Für welche es dem Einen so leicht fällt, zu tödten, und dem Andern zu sterben! ..... Einerseits es ist so gut und süß und Pflicht — — — während es andererseits so schlecht, schmerzlich, und dabei so sündhaft ist zu lieben! — — — —

XIX.

Das Ungeheuer.

Krizsanowski hatte eben seinen Vortrag über die Petersburger Ereignisse — welchem eine blasse Frau aufmerksam zuhörte — beendet, als die Wache stehende Duenna eintrat und flüsterte:

„Araktsejeff ist angekommen.“

Damit zog sie sich zurück.

„O mein Gott,“ seufzte die blasse Dame auf, indem sie ihre Hände krampfhaft gegen den Busen drückte.

„Jetzt sei stark wie ein Mann,“ flüsterte Krizsanowski — „die Entscheidung ist da!

„Wäre er deshalb gekommen?“ fragte zitternd die Dame.

„Gewiß deshalb. Gib auf Deine Fraueu Acht. Denn der Spion bei Frauen ist mit ihm. Ein schöner Mann, ein gefährlicher Mann.“

Jetzt ward neuerlich Wagengerassel vom Hofe her hörbar, heftiger Lärm und eine schreiende Männerstimme.

„Mach Dich eilig fort! Der Großfürst kommt!“ flüsterte Krizsanowski die blasse Dame zu.

Dieser stand auf und ergriff die Hand der Dame.

Die Duenna erschien wieder; jetzt stürzte sie athemlos herein:

„Der Großfürst ist von den Manövern angelangt. Im Einfahrtsthore stolperte ein Pferd mit dem Phaeton, der Vorreiter fiel kopfüber aus dem Sattel, dem Großherzog aber wurde die Pfeife in den Mund gestoßen und brach ihm einen Zahn aus. Er ist schrecklich wüthend.“

„Jesus!“ schrie die Frau auf, und wollte hinausstürzen. Krizsanowski hielt sie an der Hand zurück.

„Jetzt wirst Du gut thun, ihm auszuweichen.“

„Im Gegentheil, ich muß ihm gerade jetzt entgegeneilen!“ sagte die Frau, indem sie sich aus Krizsanowski's Händen befreite. „Du aber eile von hinnen! — Daß Dich Niemand hier erblicke.“

„Nun denn sei stark wie eine Frau!“ flüsterte Krizsanowski und damit verschwand er.

Und es war doch so schwer hier zu verschwinden. — Er befand sich im Schlosse des polnischen Vicekönigs im Belvedère außer Warschau, das inmitten des königlichen Parkes Lazienka steht. Der Park ist mit einer starken Mauer umgeben, die auf allen Seiten von bewaffneten Militärposten bewacht wird, das Kastell selbst aber ist eine Festung, in jedem Winkel mit hohen Basteien, Wassergräben, Schanzen befestigt, sein Thor bildet eine Zugbrücke; jeder Eingang ist durch Schießscharten geschützt und den Wachen ist nicht auszuweichen. Ringsherum in der Schußweite einer Kanone ist das prächtige urfrische Grün der Wälder ausgerottet und den flachen Rasen zieren farbige Tulpenbeete. Es ist nicht menschenmöglich sich hier unbemerkt zu nähern oder zu entfernen. Und Krizsanowski konnte doch hinausgelangen, trotzdem Großfürst Konstantin das Belvedère selbst erbauen ließ und dessen ganze Construction mit eigenen Augen überwachte. — Hier konnte es keinen geheimen Weg geben, von dem er nicht gewußt hätte. Und wenn es nun doch einen gäbe? —

Der Baumeister war ein Pole. Er war im Stande des Nachts an einem geheimen Wege zu arbeiten und dies Werk wieder so vermauern zu lassen, daß der Herzog nichts davon erfahren konnte. So war es auch. Man hätte den Großfürst jeden Augenblick in seinem Bette überraschen können, wenn der Pole den Meuchelmord nicht verabscheute.

Die Frau lief ihm entgegen.

Als sie hörte, daß Araktsejeff angekommen, seufzte sie. „O mein Gott!" Da trat der Name des starken rächenden Gottes auf ihre Lippen. Und als man ihr sagte, der Großfürst komme in heftigem Wüthen, da rief sie „O mein Jesus!" Da kam ihr der Märtyrer der Liebe in den Sinn. Und wäre es vielleicht nicht wahr, daß es auch seitdem Viele gegeben, die sich um des Volkes willen um das Heil „Israels" an's Kreuz schlagen ließen?

Der schreckliche Mensch kam ihr bereits entgegen in der Waffenhalle.

Er war genau so, wie ihn seine Zeitgenossen beschrieben. — Die Phantasie kann hiezu nichts erfinden.

Der Großfürst hatte Grund genug, sich über seine Brüder zu ärgern. Jedem von ihnen war das mütterliche Erbe zu Theil geworden, es waren lauter schöne, stattliche Gestalten; ihm allein ward das väterliche Erbe zu Theil, er war eben so häßlich als sein Vater.

Und war doch der selige Paul selbst das Ideal des Abschreckenden und so häßlich, daß er während seiner ganzen Regierung kein Geld mit seinem Bildnisse prägen ließ.

Konstantin war das getreue Ebenbild des Czaren Paul. Seine große, hornförmige Nase stand so weit ab von seinem Gesichte, als wenn sie in keinerlei Zusammenhang mit der Stirne wäre; seine kleinen, meergrünen Augen waren kaum sichtbar vor den struppigen Augenbrauen und den ewig blinzelnden, zusammengezogenen Augenlidern. Sein Haar, seine Augenbrauen, Bart und Augenlider waren blond wie Hanf und sein Antlitz roth wie Juchten. Das Schönste aber war, daß die eine Hälfte seines Gesichtes gar nicht der andern glich; als hätte die Laune des Schö-

pfers dieses Meisterwerk dadurch krönen wollen, daß er die beiden Hälften zweier verschiedener Carricaturen zusammenklebte. Der eine Mundwinkel war abwärts, der andere aufwärts gekrümmt: Runzeln, Warzen, Blatternarben wetteiferten miteinander in der Verunstaltung dieses Antlitzes, so daß der Maler, der es verewigen wollte, es nur im Profil abnehmen durfte. Der Künstler, der dieses Gesicht voll gemalt hätte, würde eine wahrhaftige Majestätsbeleidigung begangen haben. So beschreiben ihn seine Zeitgenossen.

Sein Aeußeres war nur das Abbild seines inneren Menschen, seine Gesichtszüge waren Sclaven seiner Leidenschaften; der auf ihn sah, mußte grau werden oder hell auflachen. Und seine Gemüthsart entsprach seinen Zügen; er war wüthend, aufbrausend, grausam. Den Stock hielt er immer in der Hand, und er beschäftigte ihn immer. Wenn es wahr ist, daß sein Bruder, der Czar, jährlich zweitausend Rubel in Schreibfedern verbrauchte, so läßt sich annähernd berechnen, wie hoch sich im Jahresbudget Konstantin's die Rubrik der verbrauchten Rohrstöcke belief?

Jetzt war auch der Stock, den er in der Hand hielt, gebrochen und der Länge nach gespalten. Gewiß hatte er wieder einmal die Divisionskommandanten der Reihe nach geschlagen. Ihr Morgengebet waren Prügel.

Und noch dazu der jetzige Fall. Durch die Schuld des gestolperten Pferdes und des gestürzten Reitknechtes hatte das Pfeifenrohr, das der Großfürst nie aus dem Munde nahm, seinen Gaumen verletzt, und ihm einen Zahn ausgeschlagen. Schreckliche Flüche ausstoßend, spuckte er Blutspuren auf die Erde.

„Verfluchter Hund! Sobald er zu sich kömmt, — werft ihn in's Wasser, daß er erwache! — bringet ihn her! Elender Hund! Ich zerbreche ihm alle Knochen! (Jetzt bemerkte er gegenüber einen Mann, der sich nähert.) Wer ist jener Herr? Ritter Galban? Nichtswürdiger Galgenstrick! — Jenen Hund meine ich, nicht diesen Herrn! — Was will er? — Daß Araktsejeff ankam? Zum Teufel . . . . . Ich hätte bald was gesagt! — Ich brauche jetzt

einen Barbier und keinen Minister! Sieht Er denn nicht, daß mein Zahn gebrochen ist? Verdammte Hundsseele! Schwein! Schmutzige Kröte! — Was wünschen Sie noch, Ritter Galban?"

Jetzt eilte eine Frau herbei und stieß den Ritter bei Seite.

„Um Gotteswillen! was geschah Dir?" schrie die Frau und stürzte an Konstantin's Brust. „Meine Seele! mein Liebster! Bist du verwundet? Was fehlt Dir?"

Und sie küßte seine blutigen Lippen.

Hierauf begann das Ungeheuer plötzlich zu lächeln. Ein Nordlicht der Freude mit der tiefsten Wehmuth gepaart war dieses Lächeln, welches des Großfürsten häßliches Gesicht umwandelte. Er hörte auf, abschreckend zu sein. Die wirren Züge suchten die Harmonie unter einander, der häßliche Mund bestrebte sich angenehm zu werden.

„Nichts, nichts, mein Täubchen!" sagte er mit einer Stimme, wie wenn der Löwe seinem Weibchen schmeichelt. „Nun, nun weine nicht, erschrick nicht! (Seine Worte wurden immer leiser.) Es fehlt mir gar nichts."

„Aber doch. Deine Lippen bluten. Dein Zahn ist gebrochen!"

Sie bemühte sich, mit ihrem Taschentuche sein Blut abzutrocknen.

„Er ist nicht ausgebrochen . . . ." brummte Konstantin. „Nur die Krone ist abgebrochen. — Und der Teufel hole diese Krone!"

„Wie, Hoheit?" warf Galban dazwischen, indem er sich in das Gespräch, das einen milderen Charakter annahm, mischte. „Der Teufel möge die Krone holen?"

„Jetzt ist nur noch von der Krone meines Zahnes die Rede," antwortete mit zitterndem Tone, die Worte herausstoßend, der Vicekönig, — „Gehen Sie, Ritter Galban, nur zu Araktsejeff. Ruhen Sie sich mit ihm aus von den Mühen der Reise. — Wir haben Zeit, nach dem Essen mit einander zu reden. Solange ich nicht gegessen und getrunken habe, spreche ich nicht von Staatsangelegenheiten;

verderbe mir den Appetit nicht. — Zdravtvujtye! — Ihr aber bringt mir den Nichtsnutzigen, wenn er zu sich gekommen ist, sofort her, ich will mit ein paar Ohrfeigen versuchen, ob seine Zähne so fest sitzen wie die meinigen. . . Der Tölpel! Wenn ich die Pfeife nicht fest zwischen den Zähnen halte, schlägt er sie mir in die Kehle, daß mir das Mundstück beim Halswirbel herausfährt!"

„Um's Himmelswillen!" stammelte die Frau mit abergläubischer Schreckensgeberde ihre zitternden Hände auf den Mund des Großfürsten legend. Dieser drückte einen Kuß dafür auf ihre flache Hand, umarmte ihre Gestalt, die sich zärtlich an ihn schmiegte, und zog sie mit sich hinein in sein inneres Gemach. Ritter Galban ließ er draußen stehen.

„Also würdest Du es wirklich bedauern, wenn man mich einmal todt vor Dich hinbrächte, durchbohrt . . . die Brust und den Rücken?"

„O sprich nicht so!" stammelte die Frau und schlug ein Kreuz auf der Stelle, die Konstantin an seiner Brust bezeichnete. Und um diese fürchterlichen Worte zu ersticken, schloß sie seinen Mund mit einem heißen langen Kuß.

„Du!" murmelte das Ungeheuer, und indem er den Kopf der Frau in seine Hände faßte, wie ein Bär den Kopf eines Lammes, bevor er es zerfleischt, schaute er ihr in's Auge. „Du — u! Scheust Du nicht meinen Mund zu küssen? Ekelt's Dir nicht vor dem Tabaksdampf?"

Die Frau antwortete mit einem unschuldigen Blicke:

„Ich glaube, jeder Männermund hat einen solchen Geruch; ich erinnere mich an den meines Vaters."

Das Ungeheuer drückte sie nach diesen Worten mit einer Kraft an sich, als wollte er sie in seiner Umarmung ersticken.

„O Du wunderthätiges Bild! Sie lügt nicht, sie schmeichelt nicht wie eine Weltdame; sie sagt nicht, daß mein Hauch ambrosisch sei. — Sie weiß nur, daß ihr Vater sie auch so geküßt hat; jede Männerlippe muß so beschaffen sein! — Du, Frau! mein Vater war eben so häßlich wie

ich, und auch ihn liebte seine Frau so wie Du mich. Und er war doch so abscheulich, wie ich."

„Du weißt nicht, wie Du bist."

„Doch! ich weiß es. Meine Mutter hat es mir gesagt. Mich liebte sie am meisten; mich verzärtelte sie; mir war Alles erlaubt. Und als meine Geschwister sich darüber beklagten, sagte sie ihnen: „Laßt ihn in Frieden, er ist so häßlich wie sein Vater, darum liebe ich ihn so sehr." Ich aber bin noch dazu schlecht, was mein Vater nicht war. — Ja wohl, er war ein Hitzkopf, seine Hand folgte leicht seinem raschen Blute, aber ich bin grausam — aus Instinct. Ich bin schlecht, weil es mir Freude bereitet."

„Das ist nicht wahr! Wer sagt das?"

„Ich sage es mir selbst. Oft wenn ich nach Hause komme mit einem abgebrochenen Stock in der Hand, den ich an Allem, was mir in den Weg kam, abgeschlagen, möchte ich mich selbst damit vor den Kopf hauen." Er bemerkte erst jetzt, daß der gespaltene Stock an dem Corporalriemen noch an seiner Hand hing. Eilig warf er ihn fort.

„Nicht so!" sagte die Frau. „Die Menschen sind böse, die Deinen Zorn reizen. Du gehst fortwährend mit rauhen Menschen um, die dumm und heimtükisch sind; das reizt Dich auf. Wären sie gut, Du würdest sie sanft behandeln."

Das Ungeheuer liebkoste mit seinen Händen die Wangen der Frau.

„Und Du glaubst wirklich, daß ich gut bin? Wunderbar! Ich glaube schon genug gethan zu haben, um das Gegentheil zu beweisen. Ich dachte, daß ich völlig dem Teufel gleiche."

Unterdeß hatte die Frau das Ungeheuer an ihren Toilettetisch gebracht, ließ ihn daneben Platz nehmen und brachte mit allen möglichen Kämmen und Bürsten seinen Kopf, seinen Backenbart in Ordnung; sein schweiß- und staubbedecktes Antlitz wusch sie mit Lilienwasser und klebte auf die Wunde seines blutenden Mundes ein Schönheitspflaster.

„Bin ich jetzt schön?" frug er mit einem Gesichte, wie es kleine Kinder schneiden wenn sie gewaschen werden.

„Für mich bist Du's immer, aber heute werden fremde Herren bei Dir zu Gaste sein."

„Richtig, und noch dazu feine Herren. Aus Petersburg, aus dem russischen Paris. — Die sind an bon ton gewöhnt. Putz' mich also recht heraus! Wer weiß, wie diesen Franzosen Deine polnische Küche schmecken wird. Schmäle nur recht nach Hausfrauenart Deine Speisen und lass' sie dann von ihnen loben."

„Willst Du, daß ich auch bei Tisch erscheine?"

„Wie denn nicht? Und wenn der Czar selbst mein Gast wäre! Bist Du denn nicht meine kleine Frau? Nun so antworte doch, bist Du nicht meine kleine Gemalin?"

Die Frau stammelte ein furchtsames „Ja".

„Ich würde es auch Keinem, dem seine geraden Glieder lieb sind, rathen, Dich etwa über die Nasenspitze anzusehen, und wäre es auch eine Excellenz," schrie der Vicekönig, indem er seinem eigenen Bilde im Spiegel mit den Fäusten drohte. — „Freilich war dieser Araktsejeff der treueste Mensch meines Vaters. Er war sein Hund, — aber ich wüßte ihn trotz alledem doch lieber auf der Insel, die Kapitän Kotzebue im gelben Meere entdeckt und nach seinem Namen Araktsejeff benannt hat, als hier."

„Warum, mein Geliebter?" frug die Frau, während sie damit beschäftigt war, die aufgelöste Kravate des Großfürsten zurecht zu richten.

„Eh! Frauen brauchen nichts von Staatsgeheimnissen zu wissen!" antwortete er, während er sich alle Mühe gab, seinen Schnurrbart gleichmäßig zu drehen, was ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelang, weil der eine Theil nicht zusammenhalten wollte. (Und es war sein Tod, wenn er irgendwo im Gliede einen schlecht gewichsten Schnurrbart bemerkte.) „Ich sage Dir nur: er kann von Glück sagen, wenn ich keinen Stock in Händen habe, während ich mit ihm spreche."

„Erschrecke mich nicht!"

„Ich scherzte nur. Darf ich denn nicht auch einmal schäkern? — Nun, können wir schon zum Mittagessen

gehen? Ich bin hungrig, gearbeitet habe ich heute wie ein Korporal."

„Wir können schon gehen. Wählst Du Dir denn keinen von Deinen Stöcken?" (In jedem Zimmer, in dem sich der Großfürst aufzuhalten pflegte, sogar in dem Garderobezimmer seiner Gattin, standen ein paar Stöcke, welche man beileibe nicht von dem Orte, wohin er sie gestellt hatte, wegnehmen durfte.)

„Einen Stock? Wozu? Ich hinke ja nicht."

„Nun, um den Schuldigen zu bestrafen, der Dich in solche Gefahr gebracht. Du hättest um's Leben kommen können; er verdient die Strafe."

„Gebührt sie ihm wirklich? Nun denn, so wähle Du einen von den Stöcken. Diesen, diesen guten, zähen? Nun der bricht nicht zu leicht. Also bedauerst Du mich mehr, als jenen, der mich verletzt hat? Ei, das ist eine Seltenheit bei Deinem Geschlechte. Euresgleichen bittet immer für den Schuldigen. — Nun dann gehen wir."

Johanna nahm den linken Arm Konstantin's, in der Rechten hielt er den Stock. — Im Waffensaale wartete der Delinquent bereits mit verbundenem Haupte und geschwollener Backe. Er zitterte wie ein kleiner Hund, als er den Großfürsten in der Thüre erblickte.

„Du Schlingel!" schnauzte ihn das Ungeheuer an und ließ das spanische Rohr drohend ersausen. „Du verdientest, daß ich Dich gehörig wichse! — Kannst Du nicht Acht geben, wenn Du fährst? — Und hast Du Dich denn stark verletzt? Da! nimm die fünf Rubel! Kauf Dir Arznei dafür! — Galgenstrick! Hinkst Du? — Da nimm den Stock, stütz Dich darauf! — Taugenichts!"

Damit ging er, die Frau am Arme, weiter.

Ein Ungeheuer und ein guter Genius Arm in Arm.

„Hm!" brummte der Großfürst; „'s ist seltsam. Du hast den guten Menschen in mir entdeckt, und nun kommt's mir fast vor, als käme ich selbst darauf."

Die Herren Gäste warteten bereits im Speisesaale. Es waren ihrer nur zwei. Der Vicekönig war nicht beson=

ders gastfreundlich. Er hätte auch wenig Gelegenheit gehabt, diese Tugend zu üben, denn die Leute, unter welchen er wohnte, betraten seine Schwelle selten. — Der aber mußte schon hoch in seinem Vertrauen stehen, der Platz an seinem Tische nehmen durfte, wenn auch Johanna dort saß.

Araktsejeff war einer von diesen. — Beide hatten einander einmal weinen gesehen. Nur einmal und nur Einer den Andern. — Es war, als sie nach dem Tode Czar Paul's zusammentrafen. — Der treue Mensch (der Hund) liebte den Verstorbenen (den Ermordeten) ebenso wie das Ungeheuer (der zweite Sohn). Die Andern seufzten tief auf, als sich die Gruft nach ihm schloß. — Die Welt wurde von einer Last befreit! Den Mördern wurde Amnestie ertheilt, einige von ihnen gelangten sogar zu hohen Aemtern, wurden Heerführer. Nur die beiden konnten ihm niemals verzeihen: Konstantin und Araktsejeff. Als bei Austerlitz die Franzosen den General Benningsen umringten, stürmte Konstantin mit der Wuth eines Berserkers an der Spitze der Leibdragoner zu seiner Hilfe heran und hieb ihn mit der Verwegenheit eines wilden Thieres aus der Gefahr heraus — um ihm hernach zuzurufen: „Ich habe Dich gerettet — und Du warst auch einer von den Mördern meines Vaters!“ Dieses gemeinsamen Hasses halber konnte er Araktsejeff dulden. Er „duldete“ ihn. — Selbst das war schon ein großes Wort bei ihm. — Dazu kam noch, das Araktsejeff ein Minister war, den man schlagen, den man fortjagen konnte, und der doch wieder kam.

„Zdravtazjtye!“ grüßte der Großfürst seine Gäste. „Was? Mit Euch kann man noch russisch sprechen? Ihr seid noch nicht ganz zu Franzosen geworden? — Küsset meiner Frau die Hand!“

Ritter Galban kam dem Befehl in der elegantesten Manier des Höflings nach, aber Araktsejeff vollzog den Handkuß mit der Art von Genuß, die dem russischen Bauer eigen ist, lange und unter vielen Complimenten, mit beiden Händen das Frauenhändchen an seine Lippen drückend, und dann seufzte er süß auf.

„Ah, der Anblick dieser Glückseligkeit, dieses „sweet home“ erinnert mich an mein eigenes süßes Heim.“

Die Frau allein verstand die unendlich tiefe Beleidigung nicht, welche sich in dem Complimente barg. Aber umsomehr der Großfürst. Bei dergleichen wurde selbst seine Stirne roth vor Zorn. Es war wirklich gut, daß er beim Gang durch's Zimmer den Stock verschenkt hatte, sonst hätte das spanische Rohr dem Rücken Araktsejeff's gewiß eindringlich gesagt: „He, mein Guter! das ist nicht Daimona!“

„Schwatzet nicht!“ brummte der Großfürst dazwischen. „Stürzet lieber ein Glas Schnaps hinunter, nach gut russischer Art. Ich kann die fremden Gebräuche nicht ausstehen — das Complimentiren der Franzosen und das „Wie befinden Sie sich“ der Deutschen. Ich konnte nie eine fremde Sprache erlernen. Du kannst Dich wohl erinnern, Araktsejeff, welch' ein schlechter Schüler ich war. Mein armer Lehrer! Wenn er in mich drang, ich solle lernen, da gab ich ihm zur Antwort: Wozu denn? Ihr lernet fortwährend und seid doch nur eine taube Haselnuß!“

„Viel merkwürdiger ist die Antwort, welche Ew. Hoheit dem Professor der Geographie gegeben haben: „Ich lerne keine Geographie, ich mache sie!“

„Schau! — und ich mache sie nicht.“

„Das kommt noch.“

„Halt's Maul! Da ist die Suppe. Stopft Euch den Mund und redet nicht. Schweiget, so lange meine Frau betet. Sie betet auch statt meiner. Und dann will ich bei der Tafel keine ernsten Dinge hören. Anekdoten sind erlaubt, das Trinken ist Pflicht, das Fluchen ist nicht verboten. Wer aber in Gegenwart meiner Frau eine Ungezogenheit sagt, muß sich sofort den Mund ausspülen. Wenn das Mahl nur kurz sein wird, so muß ich meine Frau entschuldigen, sie war auf Gäste nicht vorbereitet. Die Speisen sind durchaus national: russich und polnisch; das braucht gar nicht entschuldigt zu werden. Die französischen Köche kann ich nicht leiden; schon die Namen ihrer Spei-

sen sind meinen Ohren zuwider, um wie viel mehr die Speisen selbst meinem Magen! Meiner Frau aber sind sie geradezu gesundheitswidrig!"

Chevalier Galban hatte diesem Thema sogleich Etwas hinzuzufügen.

„O, die französischen Köche sind gar große Herren — bei uns. Die Familie „Robert" bildet eine wahrhaftige Aristokratie in Petersburg, und man ist adelig, wenn man zu dieser Familie gehört. Der französische Koch ist ein größerer Herr als der Czar. Denn er befiehlt dem Czar, was er essen soll, und duldet keinen Einblick in sein Budget. Er ist ein größerer Herr als der Arzt, denn er ordinirt auch dem Gesunden. Was er verweigert, das ist nicht zu haben. Herr Robert thut, was nur der polnische Reichstag thun konnte, als noch das „niepozwolim" in der Mode war. Wenn sein Herr ihm sagen läßt, er wolle, daß heute diese und diese Speise zur Tafel komme, dann entgegnet ihm Herr Robert mit seinem liberum veto, welches im Französischen heißt: „ça n'existe pas!" Neulich ließ sich Fürst Narischkin seinen Koch holen, damit ihm dieser die schriftliche Verweigerung des Befehls, ihm ein „blanc manger" zu bereiten, mündlich wiederhole."

„Wie, er hat ihn ad audiendum verbum citirt?"

„Jawohl; und Monsieur Robert hat die Weigerung mündlich wiederholt. Der Fürst wollte ihn tüchtig ausschelten; Herr Robert aber erhob sich auf den Haken und sagte: „Mein Herr! Sie vergessen, mit wem Sie sprechen!" "

„Zum Teufel! Und das Ende der Geschichte?"

„Nun, der Fürst hat sein „blanc manger" nicht bekommen!"

„Ja, das wäre was für mich! Ich würde den Koch fressen statt der Speise."

Chevalier Galban war ein prächtiger Plauderer; er trug die Kosten der Unterhaltung.

„Vor einigen Tagen hat sich in der Hauptstadt ein sehr spaßiger Vorfall ereignet, und zwar bei dem Fürsten

Popradoff, der einen französischen Koch und einen französischen Erzieher für seine Kinder hatte. Der Koch kochte mittelmäßig, der Erzieher war kein hervorragender Pädagog. Plötzlich war der Koch irgend wie verhindert zu kochen; das Haus war in Verlegenheit. Der Erzieher sagte, er verstehe etwas vom Kochen, und man sandte ihn in die Küche. Er lieferte sieben ausgezeichnete Diners. Inzwischen machte sich der kranke Koch erbötig, die kleinen Prinzen in den Wissenschaften zu unterrichten. Und sie machten erstaunliche Fortschritte. Schließlich machten Beide das Geständniß, daß sie ihre Stellen nur aus Noth angenommen und ihre Rollen verwechselt hatten."

„Und der Fürst hatte das nicht wargenommen? Diese Geschichte mußt Du meiner Frau weitläufig erzählen, wenn Du mit ihr allein bist. Reden wir jetzt von nöthigeren Dingen, Araktsejeff. Wie befand sich mein erhabener Bruder, der Kaiser Alexander, als Du ihn verließest?"

Bei Nennung des Czars hatte der Großfürst sich erhoben, und Jeder war seinem Beispiele gefolgt.

„Ich bedauere, Hoheit, auf diese Frage keine ganz befriedigende Antwort ertheilen zu können."

„Was fehlt Sr. Majestät, meinem Herrn Bruder? Nun? Oder kannst Du vielleicht vor meiner Frau nicht sprechen? Gut; es ist ganz recht, daß Du sie nicht erschrecken willst. Du wirst es mir allein erzählen. Und wie befindet sich Ihre Majestät, die Czarewna Elisabeth? Gibt es keine Verdrießlichkeiten unter Ihren Majestäten? Wenn Du nichts Gutes zu sagen weißt, so schweige lieber vor meiner Frau; betrübe sie nicht!"

Araktsejeff fand es gerathen, statt einer Antwort sich die Finger abzulecken.

„So ist's, wenn man allzufrüh heirathet!" fuhr der Großfürst fort, indem er mit der zweizackigen Gabel in den Zähnen herumstocherte. „Ich habe es an mir selbst erfahren und redlich gebüßt. Nun Gott sei Dank, daß es vorbei ist. Es hat mir genug zu schaffen gemacht, eh' ich mich von der ersten Frau scheiden konnte. Aber sprechen

wir davon nicht vor meiner Gattin. — Es lag ja doch an mir selbst. — Der Schuldige war am Ende doch ich. Eine Frau, die mich ausstehen kann, ist so selten wie ein Komet. — Und wie steht's denn mit Dir, Galban, bist Du schon irgendwo hängen geblieben? Wer ist die Unglückliche, die Deine Frau geworden? Wenn ich Czar wäre, würde ich auf solche ledige Herren eine Steuer auswerfen — Alte Junggesellen-Steuer! Euer Glück, daß ich's nie werde."

„Hoheit! Es war ausgemacht, daß wir über Tisch nichts von ernsten Dingen reden," bemerkte demüthig Araktsejeff.

„Du hast Recht. Ich hab' gegen die Regel verstoßen. Zur Sühne wollen wir ein Glas auf die Gesundheit meiner Frau leeren."

Die drei Gläser in den Händen der Männer klangen aneinander. Nun kam auch das vierte Glas an die Reihe, von jener zarten weißen Hand erhoben, und der feurige Tokayer netzte eine feine blaßrothe Lippe. Das Diner ging zu Ende, man trug das Dessert auf. Der Großfürst wählte nur Haselnüsse, die er mit den Zähnen aufzuknacken liebte; die drei ersten, die er so aufgeknackt hatte, legte er auf Johannens Teller hin.

Die Frau sprach jetzt zum erstenmale, seit sie bei Tische saß. Auch diesmal war es nur ein Flüstern.

„Hab Acht — ich bitte Dich, auf Deine Zähne. Du könntest wieder eine Krone abbrechen."

„Das kann sein!" sagte der Großfürst den Ellbogen auf den Tisch lehnend, und warf unter seinen buschigen Augenbraunen einen Blick auf Araktsejeff, den dieser verstand, worauf dann der Großfürst die Stirne Johannens küßte.

„Geh, mein Schatz, laß den Kaffee auf die Terrasse bringen und nimm den Chevalier mit Dir. Er liebt es, nach Franzosenart das Diner mit dem Kaffee zu schließen. — Wir aber wollen hier auf gut polnisch noch ein wenig mit einander zechen."

Johanna erhob sich hierauf vom Tische, legte ihre

Hand auf den Arm des vor ihr stehenden Chevaliers, und von dem Diener begleitet, der die Kaffeekanne auf einer Silbertasse trug, verließ sie den Speisesaal.

Die beiden Männer blieben allein und begannen nach guter polnischer Sitte zu trinken, die Gläser zum vierten Theile mit dem goldenen Tokayer füllend.

„Auf meines hohen Herrn Bruders, des Czaren Alexander, Gesundheit!"

Sie leerten die Gläser und füllten sie auf's Neue.

„In der That, Seine Majestät haben diesen heiligen Wunsch sehr nöthig!" sagte tiefaufseufzend Araktsejeff.

„Nun, er ist doch nicht ernstlich krank? — Was fehlt ihm?"

„Er krankt an dem Uebel, das am schwersten zu heilen ist — Melancholie, Gemüthskrankheit. — Alle Kunst der Aerzte wird daran zu Schanden. Der Czar schläft oft Monate lang nicht mehr als nach Mittag ein betäubendes Schlummerstündchen. — Tag und Nacht wird er von allerlei Phantomen gequält. Er ist lebensmüde. Wen möchte es Wunder nehmen? Sieht er ja Alles unter sich zusammenbrechen, was er mühsam aufgebaut. Alle Träume seiner Jugend sind dahin. Die freiheitlichen Institutionen, die er in's Leben gerufen, ist er — eine nach der andern — selbst gezwungen zu zerstören, sich selbst zu vernichten."

„Und um sich wieder zu ermannen, neu zu schaffen, fehlt ihm die Seelenstärke. Er weiß, das er Haß gegen sich hervorgerufen, und hat nicht Kraft genug, Tyrann zu sein, um den Haß umbarmherzig zu ersticken. Ueberall sieht er sich von Meuchelmördern umgeben, und es fehlt ihm die Energie, nach der Waffe zu greifen, die ihn schützt. Und dazu ist noch sein Familienleben zerstört. Euer Hoheit kennt die Katastrophe. Das Gemüth des Czaren steht im Banne religiöser Melancholie. Er hält sich für einen verurtheilten Sünder — verurtheilt von Gott und von den Menschen. Er schaudert zurück vor dem Verhängniß und doch beschleunigt er es. Ein Seelenzustand wie dieser kann auch den kräftigsten Organismus zerrütten. Die geringste

Krankheit kann ihm tödtlich werden, und er hat kaum Acht auf sich. Kein Arzt darf ihm nahen, und er verheimlicht es, wenn er krank ist. Ich glaube, er trägt den Todeskeim im Herzen, und das Herz ist nicht zu heilen."

„Mein armer Bruder," brummte der Großfürst und ließ betrübt den Kopf auf seine Hand sinken. „Dieser herrliche, mächtige Mensch, mit dem ich beisammen war beim Siege vor Leipzig, auf der Insel des Niemen, als er mit Napoleon zusammentraf, beim Friedensschluß .... und in Paris beim großen Einzug ... und in Wien auf dem Congreß der Herrscher .... und allüberall hörte ich es flüstern: „Ah, der ist's dort, dieser stattliche Mann neben jenem ungestalteten!" Licht und Schatten, die stets nebeneinander sind: wir Beide stellten sie vor."

„Wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Die schwache Flamme, die dieses Licht noch nährt, bedarf nur eines Hauchs und sie verlischt. Und dann sieht das ganze Land der fürchterlichsten Destruction entgegen. Durch hunderterlei Verschwörungen ist der Boden untergraben. Hunderterlei Gewitter bedrohen uns. Wer wird die Sündflut beherrschen, wenn einmal Himmel und Erde in Bewegung gerathen? Der Czar hat keine Kinder. Wer wird nach ihm den Thron besteigen?"

„Der, den der Czar bestimmt."

„Und wenn er keine Bestimmung trifft? — Wie man ihn denn auch nicht zu bewegen vermag, eine Bestimmung zu treffen. Das Gesetz, sagt er, spricht klar genug. Dem Czaren folgt der Cäsarewitsch."

Der Großfürst fing hellauf zu lachen an, er fiel auf den Rücken vor Gelächter, er lachte, daß seine Zahnreihen sichtbar wurden, wie die eines gähnenden Löwen.

„Ha ha ha! der Cäsarewitsch! Nein, Freund, der sitzt Dir nicht auf — auf den Thron! Mich siehst Du nicht unter Iwan's Diamantenmütze!"

„Warum nicht, Hoheit?"

„Weil ich Dein Bandelier viel lieber über Deinem Rücken als an meiner Kehle sehe!"

(Czar Paul wurde mit dem Bandelier seines Adjutanten erdrosselt.)

„Wohin denken Sie, Hoheit?“

„An meinen Vater — und an mein Volk. Nun ich wäre gerade der Rechte für die Petersburger! Im vorigen Jahre, da mein allerhöchster Herr Bruder, der Czar, als er krank zu sein geruhte, mich gnädigst zu sich befahl, und ich in der Residenzstadt erschien: hui! war das ein Schrecken in Israel! Sie besorgten schon, daß ich nachfolge! — Wenn ich die Straßen entlang fuhr, waren die Gehwege im Nu leer. Die Menschen versteckten sich in den Thorfahrten, um nicht grüßen zu müssen. Hej! wie sie da nach den Kirchen strömten! Nie hat der Meßner mehr Kopeken für seinen Klingelbeutel gesammelt, als während ich da war. Die Popen zogen die Engeln fast an ihren Füßen aus dem Himmel herab, damit sie dem Czaren nur Genesuug brächten. An jeder Straßenecke zeichneten sie mit Kohle Karricaturen meines Profils, mit dieser großen Nase, und schrieben Lästerungen darunter! — Und als dann der allmächtige Gott meinem allerhöchsten Herrn Bruder, dem Czaren Heilung brachte, daß er eines schönen Tages wieder eine Fahrt durch die Straße machen konnte, was war damals für eine Freude in der Stadt! Alle Welt drängte sich an seinen Wagen heran, sie hoben ihn fast in die Lüfte und begruben ihn beinahe unter Blumen. Und alles das, weil sie mich hassen! Nicht daß sie ihn lieben, sondern weil sie sich vor mir fürchten. Eben sagtest Du, daß auch ihn von allen Seiten Meuchelmörder bedrohen, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn in den Himmel befördern wollen, mich aber in die Hölle. — Sie glauben in mir den Sohn meines Vaters zu finden, — einen Mann mit eiserner Hand für ihren eisernen Nacken, wie es mein seliger Vater war.“

„Und sie wäre ihnen in Wahrheit nöthig! Den eisernen Nacken des Russen vermag nur eine eiserne Hand zu beugen.“

„Nun, das können sie noch erreichen — aber Gott bewahre mich vor ihnen und sie vor mir!“

„Jeder rechte Mann aber setzt seine Hoffnung auf Euer Hoheit.“

„Eh! das ist noch weit im Felde. Wozu schwatzen wir so tolles Zeug? Warum sollte ich ihn überleben? Bin ich doch nur um anderthalb Jahre später zur Welt gekommen als er. — Noch einen Trunk! Es lebe mein Herr Bruder, Seine Majestät der Czar! Was hat Dich sonst zu mir hergebracht. Davon wollen wir nicht weiter reden.“

„Eben im Auftrage Seiner Majestät bin ich gekommen. Die Thronfolge muß geordnet werden, das ist sein Wille. Der Czar hat keinen Thronerben.“

„Nun und ich habe noch keinen! — Aber er kann noch kommen — Du siehst, daß ich mich neuerdings vermählt habe!“

„Allerdings, doch nur zur linken Hand. Eine morganatische Ehe.“

„Bis jetzt. Doch wenn mir meine Frau ein Kind schenkt, werde ich sie ganz zu meiner legitimen Gattin machen.“

„Das können Hoheit nicht thun.“

„Warum nicht?“

„Weil Eurer Hoheit erste Frau, Anna Feodorowna, noch lebt.“

„Aber die Synode hat mich ja von ihr getrennt. Sie hat den Namen Anna Feodorowna auch schon abgelegt und wieder den der Juliana von Sachsen-Coburg angenommen. Und meine neue Heirat wurde ja mit Einwilligung des Czaren geschlossen.“

„Aber es war nur eine Trauung zur linken Hand.“

„So tauschen wir sie um auf die rechte!“

„Das ist nicht möglich. In die Grundgesetze des Staates wurde unter Czar Alexander ein Ukas aufgenommen, der anordnet, daß nur aus Herrscherfamilien stammende Frauen auf den Thron des Czaren erhoben werden können, und Nachkommen, die nicht dem Stamme eines Souveräns entsprossen, können den Thron nicht erben.“

„So werde ich, wenn ich — was Gott verhüte — Czar werden sollte, einen andern Ukas erlassen, der den ersten vernichtet.“

„Es gibt noch ein anderes Hinderniß, das der Czar durch keinen Ukas beseitigen kann. Eure Hoheit weiß, daß den Czarenthron nur eine Frau einnehmen kann, die sich zur orthodoxen Religion bekennt. Glaubt Euer Hoheit, daß Johanna Grudzinska dem römisch-katholischen Glauben abtrünnig wird für eine Krone?“

„Sie läßt ihn nicht um alle Kronen des Czaren! Das Herz dieser Frau kennt Untreue so wenig, daß sie kaum ihr altes Pferd für ein neues umtauscht! nicht daß sie ihre Religion verleugnen sollte. — Das möge auch keiner bei ihr versuchen!“

„Und es gibt noch eins — das ein größeres Hinderniß ist, als selbst die Religion: die Gesellschaft. — Soll die St. Petersburger Societät aus dem Palaste des Czaren verbannt werden? Johanna Grudzinska mag ein Engel sein: darum ist sie noch lange keine Kaiserin, von der die Ghedimin, Narischkin, Trubetzoi, Murawieff, und wie die Damen alle heißen mögen, anerkennen, daß sie auch nur gleichen Ranges mit ihnen sei; um wie viel weniger, daß sie im Range über ihnen steht.“

„Dann mögen sie für sich bleiben.“

„Wie versteht Euer Hoheit das?“

„Ganz einfach, sie mögen sich ihre Krone behalten, ich aber halte mir meine Frau dafür!

„Hoheit meinen das doch nicht im Ernste?“

„Ganz im Ernste und mit völlig kaltem Blute,“ sagte der Großfürst, seine Hand auf Araktsejeff's Arm legend. „Mein ganzes Leben hindurch habe ich noch nirgends Liebe gefunden. Ich glaube, daß mich selbst die Amme, die mich säugte, geprügelt hat, weil ich so ungestaltet bin. — Von jeher konnte ich keinen Hund an mich gewöhnen. Mag ich wen immer anschauen, so sehe ich, daß er vor mir erschrickt. Meine Stimme suche ich vergebens an einen milderen Klang zu gewöhnen, sie kreischt, als würde ich

fortwährend schelten. Das Wort „mein Lieber" habe ich nie gehört, seitdem ich die Kinderschuhe zerrissen. Und nun führt mir das Schicksal, wie einer blinden Henne, eine echte Perle zu, ein süßes Kind, das mich von ganzem Herzen liebt. Sie sagt es nicht, sie fühlt es nur; — ja sie läßt es mich fühlen. Sie lebt in mir wie meine eigene Seele und denkt meine Gedanken. Das wenige Gute, das in mir liegt, sie entdeckt es und lehrt mich, mich selbst lieben. Einzig und allein sie hat Sonne in mein dunkles Leben gebracht. Bin ich krank, so pflegt sie mich, bin ich heftig, sie weiß mich zu besänftigen. In ihr ist mein bestes Theil! Und Ihr glaubt, daß es einen Preis auf Erden geben könnte, um den ich sie verstoße; daß ich um irgend einen Thron der Welt diesen kleinen Lehnsessel hier tausche, in welchem wir Beide nur so eng Platz nebeneinander haben, daß der Eine im Schooße des Andern sitzen muß? — Ah! was seid Ihr für Thoren, das zu glauben!"

„Hoheit! die Erforschung des menschlichen Gemüthes bildet schon lange den Gegenstand meines Studiums, und es ist mir nicht neu, daß die Liebe die gewaltigste Großmacht auf Erden ist. Sie ist stark, doch nicht von Dauer. Heute ist es so, wie Hoheit sagen. Aber das menschliche Herz ist veränderlich, wie der Himmel. Und dessen ewiger Gegensatz bleibt die Erde, das Vaterland. Heute glauben wir ein Paradies der Glückseligkeit verscherzt zu haben, als wir vom Himmel zur Erde stiegen; morgen sehen wir, daß es blos eine eitle Wolke war, die glänzte, — und sich spurlos verflüchtigt hat. Die Erde dagegen bleibt immer unter uns; sie verliert niemals ihre Anziehungskraft. — Wie? Hoheit könnte es mit verschränkten Armen ansehen, daß die ganze Monarchie als Raub der Flammen in Trümmer sinkt, nur damit Ihr Haupt im Schooße eines geliebten Weibes ungestört ruhen könne?"

„Nun? und wenn es so wäre?"

„Wenn es so wäre? — Auch für diesen Fall habe ich meine bestimmten Instructionen. Eure Hoheit sind Herr Ihrer Entschlüsse; doch auch das russische Reich ist Herr

seines Schicksals. Wenn der Cäsarewitsch das bürgerliche, stille Familienleben für ein höheres Ziel hält, als die Erhaltung des von seinen Ahnen gegründeten Reiches, so habe ich ihm einen andern Antrag zu stellen. Se. Majestät der Czar erhebt die morganatische Ehefrau des Cäsarewitsch, Johanna Grudzinska in den polnischen Fürstenstand mit dem Familiennamen „Lovicz". Als ewiges Lehen schenkt er ihr die Loviczer Kronherrschaft der Masover Wojwodschaft, worauf der Großfürst sie für seine legitime Gattin erklärt. Ihre etwaigen Kinder werden Fürsten von Lovicz und Erben der Herrschaft ihrer „Mutter" mit russischem Bojarenrange sein — hingegen resignirt Großfürst Konstantin auf den Titel „Cäsarewitsch" und das Thronfolgerecht sowohl in seinem — als im Namen seiner Erben, zu Gunsten seiner Brüder!"

Konstantin schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Lieber heute als morgen!"

„Ich bitte Euer Hoheit, die Antwort nicht zu übereilen! Der Himmel ist veränderlich, doch ewig dauert die Erde. Ich bin überzeugt von der Richtigkeit der Worte Euer kaiserlichen Hoheit. Doch ein kleiner Aufschub kann nicht schaden. Versuchen Hoheit einmal nur für eine Woche, nur für einen Monat das geliebte Wesen zu verlassen. Oder schicken Sie sie wie es ihre zarte Gesundheit ohnehin fordert, nach Ems oder Karlsbad. Trennen Sie sich von ihr, damit Sie einander nicht täglich, stündlich sehen, daß sie sich nicht immer in Ihrem Kreise bewege, sondern daß Sie Beide auch andere Menschen, andere Gestalten, andere Verhältnisse um sich haben ...."

„Also glaubst Du, daß eine längere Abwesenheit uns einander entfremden könnte?"

„Es ist eine alte Geschichte, und bleibt doch ewig neu!"

„Während eines kurzen Monates sollte ein neues Gesicht im Stande sein, das geliebte Bild aus unserem Herzen zu reißen? Du bist ein Thor!" —

„Es kommt nur auf eine Probe an."

„Ich kann es thun! Doch kann ich Dir voraus sagen, daß Du Dich täuschen wirst. Denke auch keinen Augenblick an einen Erfolg des Versuches. Wir stolpern nicht, wie gewöhnliche Menschenkinder. Mich zu lieben, grenzt an Unsinn. Das ist eine Chimäre! Doch wer sich einmal in mich verliebte, verläßt mich nicht! Und daß ich sie vergessen werde, das ist lächerlich. Dann wäre ich ja die blinde Henne, die sich ein Haferkorn statt der gefundenen Perle erbittet. Ist die Abdankungsurkunde fertig? Du hast sie doch sicher mitgebracht? Gib sie her; heute, morgen, in einem Jahre, oder an welchem Tage der Ewigkeit immer wirst Du nur diese Antwort von mir erhalten: Ich unterfertige!"

„Bestimmen wir eine Frist, Hoheit! Nicht von Kinderspielen, auch nicht vom Niederkämpfen jugendlicher Leidenschaften ist hier die Rede. Ueberlegen Hoheit genau, auf was Sie Verzicht leisten wollen — auf die neunzehn Kronen Rußlands! Von der mit neunhundert Diamanten geschmückten Krone des Iwan Alexiewitsch bis zur einfachen „Mütze" Peter's des Großen; auf die Nowgoroder Krone mit dem Deissus, die Krone der Republik, welche Rurik trug; die Astrachaner Mütze des Michael Feodorowitsch; die sibirische Kappe des Fedor Alexiewitsch und endlich die älteste, heiligste Reliquie, die Krone des Monomachos, deren Ursprung in's Fabelreich gehört. — Und all' dieser Herrlichkeit wollte mein erhabener Herr einer Weiberhaube zu Liebe entsagen?"

Das Gespräch wurde durch den Eintritt des Ritter Galban unterbrochen.

Der Ritter erschien, eine Ballet-Arie vor sich hin summend, in der Thüre.

„Nun, Galban?" schrie ihm der Großfürst entgegen, „wie gefällt Dir das Belvedère?"

„Prächtig!" entgegnete der Ritter; „und dazu ist es eine uneinnehmbare Festung!"

Die beiden letzten Worte waren an Araktsejeff gerichtet mit einem bedeutsamen Blicke.

Möglich, daß ihn auch der Großfürst bemerkte, denn mit scharfer Betonung sagte er zu Galban: „Eine uneinnehmbare Festung? Ich wußte gar nicht, daß Du auch in der Erstürmung von Befestigungen erfahren bist.“

„O ja,“ erwiderte der Ritter in eben so satirischem Tone: „Ich war schon so glücklich, viele für uneinnehmbar geltende Burgen zu erstürmen!“

Araktsejeff gab der Allegorisirung rasch eine andere Wendung und sagte: „Ich kenne die Festungen, welche Du einzunehmen pflegst! Ihre Namen sind Château Laffitte und Château Margot!“ (Beide grand vin unter den Bordeaux-Weinen.)

Hierüber lachte dann der Großfürst und erhob sich vom Tische.

XX.

Die echte Perle der blinden Henne.

Was fand Ritter Galban auf der Terrasse des Belvedère Schönes, und was konnte er dort nicht einnehmen?

In der That ein herrlicher Anblick! In der Nähe, lachend in Lenzesblüte, der Lazienka Urwald mit seinen dichten Bäumen, die in allen Farben vom Goldgrün des Ahorns bis zum Purpurroth des Sumachs das Auge ergötzen. Zwischen den runden Baumkronen erheben sich die Zinndächer des Stammschlosses von Johann Sobieski, der Lazienka Burg. Zierliche rothe und grüne Thürmchen der umherliegenden Villen stechen bunt ab von dem Laubgewölbe, und die Reihen der silberblättrigen Pappel, die da und dort hervorragen, bezeichnen die Kreuzwege. In der Ferne die alte polnische Königsstadt, das lebendige Herz eines begrabenen Körpers, des alten Königsschlosses, dessen Steinterrassen noch jetzt Spuren seiner Gärten zeigen. Auf den gothischen Thürmen der St. Johanneskirche glänzen die goldenen Kreuze (selbst die sind noch nicht verdoppelt).

Unter der Stadt schlängelt sich die Weichsel mit ihrer in Frühlingspracht grünenden kleinen Sachseninsel. Drüben ist der große Belianer Wald mit dem alten Camaldulenser Kloster, dessen Wände im Abendrothe erglühen, die große Wolja-Ebene, der Schauplatz der Königswahlen, ein stummer Zeuge so vieler großer historischer Ereignisse. Und am Horizont, im goldenen Nebel der Dämmerung verschwindend, das Traumbild eines Schlosses, Mariemont, das einstige Castell Maria Sobieski's.

„Nicht wahr, ein herrlicher Anblick?" sagte Johanna zum Ritter Galban, als sie auf der höchsten Terrasse des Belvedères angelangt, ihren Blick in die Runde schweifen ließen.

„Ein herrliches Gefängniß," antwortete der Ritter.

Johanna staunte ihn an mit ihren großen braunen Augen, die nicht flammend und verführerisch, aber voll Seeleninnigkeit waren.

„Ein Gefängniß? und für wen?" frug sie erstaunt.

„Für eine Heilige, eine Märtyrin, die sich für ihre Nation opfert."

„Wer ist diese Märtyrin, und worin besteht ihr Opfer? Ich verstehe Sie nicht."

„Warlich, nicht Jener ist der Märtyr, der mit glühendem Eisen gefoltert wird, und es geduldig erträgt, sondern Jener, der sein Herz opfert auf einer Folterbank, wie sie grausamer noch keine menschliche Phantasie jemals erdachte. Und durch ein reißendes Thier getödtet werden ist kein so schreckliches Opfer, als diese Bestie zu umarmen und zu küssen. Solch ein Opfer vermag nur ein polnisches Weib und nur für die polnische Nation zu bringen!"

„Entweder habe ich Sie nicht verstanden, oder Sie haben etwas mißverstanden," sprach Johanna, dem Ritter die Schale mit Mokka anbietend. Damit nahmen sie einander gegenüber Platz.

Ritter Galban war ein praktischer Stratege bei solchem Sturme. Er hatte es gleich heraus, wo die Festung am wenigsten vertheidigt war. „Fürstin! wo immer auf Erden

der Name des polnischen Vicekönigs genannt wird, erwähnt man auch den Namen der Johanna Grudzinska. Anbetend spricht Jeder von ihr, denn sie ist der Schutzengel aller Bedrückten und Verfolgten."

„Ich weiß von alldem gar nichts. Hier wird nur der Verbrecher verfolgt, und dessen Bestrafung kann ich nicht verhindern."

„Vielleicht nicht mit Worten, vielleicht nur unbewußt! Doch alle Welt weiß, daß Polens Schrecknis durch den Einfluß Ihres Zaubers ganz verändert ist. Er hat erleuchtete Stunden, in welchen er sein Volk wie ein Vater behandelt. Und diese Stunden verdankt Polen Ihnen!"

„Herr Ritter! merken Sie denn nicht, daß mir eine Lobpreisung zuwider sein muß, die meinen Gatten beschimpft?"

„Ferne sei es von mir, den Cäsarewitsch, meinen Herrn, zu verunglimpfen. Er ist so, wie er sein muß! Das Regieren ist keine Poesie und auch keine christliche Religionslehre; es hat seine festen Normen. Die hohe Diplomatie ist herzlos, und der vollkommene Staatsmann muß so sein! Jedermann weiß, daß der Cäsarewitsch seinen Unterthanen ein Tyrann ist."

„Doch mir ist er der Gatte, an den mich die Bande der Pflicht und Liebe knüpfen."

„Das ist es eben, was mein Blut empört. Mit Ihnen rede ich aufrichtig. Ich muß es gestehen, als ich die Mission, welche mich mit Araktsejeff herbrachte, übernahm, da hatte ich eine ganz andere Meinung von Ihnen, als jetzt, da Sie vor mir stehen. An verschiedenen Höfen lernte ich viele Damen kennen, die sich einbildeten, daß die Liebe gekrönter Häupter sich von der Liebe gewöhnlicher Sterblichen wesentlich unterscheide. Alle konnten sich trösten, so sie ihren Täuschungen entrissen wurden. Wenn das höhere Staatsinteresse die Aufopferung ihrer Liebe verlangte, wurden sie mit einem gräflichen oder fürstlichen Titel und einem glänzenden Besitzthum entschädigt und sie — — — haben's überlebt!"

„Doch welche Aehnlichkeit ist zwischen ihrem und mei-

nem Schicksale? Ich wurde ja meinem Gemal feierlich angetraut! Vor dem Altare reichte ich ihm zum erstenmale meine Hand, trage seit damals seinen Namen und besitze seine wahre Liebe!"

„Ach, Fürstin! Sie haben noch gar keine Ahnung von der Herzlosigkeit der Diplomatie. Was Sie sagten, ist wahr; doch haben Sie gewiß nicht wargenommen, daß der Priester bei der Trauung nicht die rechte, — sondern die linke Hand des Großfürsten in die Ihrige legte? Das ist kein Betrug, keine Erniedrigung. Es ist bei den Fürsten so eingeführt, und Frau und Kinder können stolz darauf sein. Aber — jetzt folgt die Infamie — Araktsejeff will den Cäsarewitsch zum Thronfolger des Czaren ausrufen lassen: denn der Großfürst ist sein Ideal! Doch dazu ist vor Allem nöthig, daß der Großfürst seine erste Frau, die noch lebt und einer regierenden Dynastie angehört, zurücknehme, denn die Fundamentalgesetze des Landes dulden keine andere Frau auf dem Throne. Wissen Sie nun, welches Schicksal in diesem Falle Ihrer harrt?"

„Wie hart es auch sei, ich werde es ruhig ertragen!"

„Man wird Ihnen den Namen Ihres Gatten rauben, und nachdem auch Graf Grudzinski Ihnen seinen Namen nicht läßt, wird man Sie zur Fürstin von Lovicz machen. Können Sie sich nun vorstellen, was Ihr Loos sein wird?"

„Geduld und Ergebung!"

„Haben Sie das grausame Lächeln auf dem Antlitze Araktsejeff's nicht bemerkt? als er ihre Hand küßte und sprach: „Der Anblick dieses Glückes erinnert mich an das meinige?" Er wollte Sie in eine Reihe mit jenem Weibe stellen, welches Daimona heißt und nur seine Geliebte ist, — mit einer Marketenderin!"

„Ich fühle die Beleidigung nicht!"

„Nein, nein, das ist unmöglich! Als ich den Plan erfuhr, dachte auch ich: Was kann denn da Großes geschehen? Sie wird entschädigt werden wie andere Frauen und wird wie diese — das überleben! Doch seit ich Sie sah mit diesen reinen, heiligen Blicken, in welchen sich Ihr

edles Herz so getreu wiederspiegelt: da hörte ich auf, meinen Verstand zu befragen, denn er rieth mir, hundert Meilen weit davonzulaufen und mich selbst glauben zu machen, daß ich geträumt habe. Seit jenem Augenblicke denke ich nur daran, wie ich Sie — selbst mit Gefahr meines Lebens — retten könnte. Es darf nicht sein, daß ein solcher Engel jenen höllischen Intriguen zum Opfer falle! Es darf nicht sein, daß eine Polin verunglimpfen lasse den Namen ihres Vaters und das Wappen ihrer Ahnen ohne Schutz, ohne Rache!"

„Was wollen Sie?"

„Was ich will? Ich will Ihnen sagen, wie Sie sich rächen können. Sie müssen jenen Intriguanten zuvorkommen, und auf ihren entehrenden Antrag antworten: Behaltet euer Fürstenthum Lovicz für die vornehmen Courtisanen! Ich, die adelige Polin, werde einen Mann finden, der bereit ist, mit seinem ehrlichen Namen und seinem ganzen Herzen mich über Jene zu erheben: einen ganzen Mann, der mich liebt und achtet! . . . . ."

Das Gesicht, die Augen, die theatralischen Bewegungen des Ritters illustrirten seine Rede. Johanna konnte leicht errathen, wen er unter dem „ganzen Manne" verstehe.

Nicht der leiseste Anflug von Röthe bedeckte ihr Gesicht, als sie mit größter Ruhe entgegnete:

„Ritter Galban! Sehen Sie jene Mauer, welche das Belvedère und Lasienka einfaßt? Innerhalb dieser Mauer sind Sie mein Gast. Und Sie haben das Recht, Alles zu thun, selbst wenn es Ihnen gefällig ist, mich zu beleidigen, — — — — doch nur innerhalb dieser Mauern, als mein Gast! . . . . Sobald Sie aber diese Mauer überschritten haben werden, hören Sie auf mein Gast zu sein. . . . Ich werde Keinem mittheilen, was Sie mir jetzt sagten . . . . eine Polin verräth Niemanden, selbst ihrem Gatten nicht: — sie rächt sich selber! . . . . Nun, so wie Sie diese Mauer überschritten haben, werde ich Sie für Ihre freche Beleidigung . . . prügeln lassen! — — — Beliebt noch Zucker für den Kaffee?"

Ritter Galban lachte hell auf.

„Ma foi! das ist nicht neu. Unter drei Assauss siegt man zweimal und wird in der dritten geschlagen! Bitte noch ein Stückchen Zucker!"

Dann begleitete er Johanna in den Park hinab, lobte ihre Tulpen, nahm mit einem unterthänigen Complimente Abschied von ihr und kehrte zu seinem Meister zurück. Wie er dort empfangen wurde, wissen wir schon.

„Wo hast Du meine Frau gelassen?" frug ihn der Großfürst, als er vom Tische aufstand.

„Ich geleitete sie in den Park hinab, bei der Eremitage schieden wir."

„Komm, Araktsejeff, suchen wir sie auf; Du gehst auf der einen, ich auf der andern Seite. Wer sie früher findet, begleitet sie in's Belvedère zurück."

Der Großfürst war glücklicher; er traf Johanna, wie sie, im Grase knieend, seine Lieblingskaninchen fütterte.

Der Großfürst ließ sich neben sie nieder.

„Gib Acht!" brummte er, „die Erde ist feucht vom Thau, und Du kannst Dich erkälten.

„Mir schadet nichts; ich bin abgehärtet."

„Das ist nicht wahr; Du bist sehr schwach. Kaum kann ich es erwarten, Dich nach Ems zu schicken, nach dem Bade, wohin Du Dich längst sehnst."

„Ich wünsche nicht mehr hinzugehen."

„Warum nicht?"

„Ich habe mir's überlegt; Deine schwierige Stellung erlaubt Dir nicht, mich zu begleiten; und Wochen — ja Monate lang von Dir entfernt zu sein und Dich nicht zu sehen: das ertrage ich nicht. Lieber bleibe ich hier; ich befinde mich hier ja so wohl."

„Was!" schrie der Großfürst mit wilder Freude. „Du liebst mich so sehr, daß Du ohne mich nicht leben könntest? Daß Dich nichts freuen könnte, wenn Du meinen Anblick missen müßtest? O Du meine einzige echte Perle!" Und mit starken Armen die Frau emporhebend, lachte er sie an, liebkoste sie und bedeckte sie mit feurigen Küssen.

„Und Ihr wollt mich von dieser Frau trennen? Nicht wahr, es wäre gut! Soll ich Dich in diesen Teich hineinwerfen?“ Und er schaukelte sie in seinen Armen, wie ein kleines Kind. „Fürchtest Du, daß ich Dich hineinwerfe? — Hahaha! — Und glaubst Du, daß ich Dich zur Fürstin von Lovicz ernennen lassen — und mich von Dir trennen werde? — daß ich Dich für Deine Liebe und Treue mit einer Herrschaft bezahle und dann eine Andere zur Gattin mache? Fürchtest Du das? Soll ich Dich in den Teich hinein werfen? Husch!“

Johanna umschlang den Hals ihres Gatten, küßte seine Stirne und flüsterte ihm sanft in's Ohr:

„Wenn Du mich entehrst und von Dir jagst, kehre ich doch zu Dir wieder! Wenn Du mich vor Deiner Gattin zur Maitresse, zum Dienstboten erniedrigst; so diene ich Dir und liebe Dich dennoch! Ich kann nicht anders! . . . .“

„Hahaha! Und diese wollet Ihr mir entreißen? Heh, Araktsejeff! Hierher! Ich habe sie gefunden!“

Als Araktsejeff bei der Krümmung des Weges den Großfürsten erblickte, und Johanna in seinem Schooße, wußte er gleich, was geschehen war.

„Sage ihnen!“ schrie ihm der Cäsarewitsch schon von Weitem, keuchend vor Erregung, zu, „daß ich nicht hingebe eine Frau, die mich liebt, für ein ganzes Land, das mich haßt! Wann gehst Du mit Deinem Ritter Galban zurück?“

„Mit Erlaubniß Euer Hoheit bleibe ich heute noch hier. Aber Ritter Galban ist schon abgereist; ich ersehe es soeben aus seinem Briefchen. Er mußte sich dringend aus dem Staube machen; die Erde brannte unter seinen Füßen, denn Fürstin Johanna drohte, ihn für ein Wort prügeln zu lassen.“

„Ihn prügeln lassen?“ rief der Großfürst. „Was? — Meine Johanna läßt prügeln? — Komme an meine Rechte, Gattin!“ Und er ließ Johanna zur Erde nieder und reichte ihr seinen rechten Arm. Sein Glück war vollständig.

„Gehe nun nach Hause, guter Freund, und sage dort, daß ich mir Fürstin Lovicz als legitime Gattin zur rechten Hand antrauen lasse. Und da sie mir nicht nach St. Petersburg folgen darf, so begleite ich sie nach Ems. Das ist mir doch wohl gestattet. — Fertige nur das dumme Zeug aus, das ich zu unterschreiben habe!"

Mit diesen Worten entfernte er sich; was er mit Johanna noch sprach, das konnte man vor Küssen und Lachen nicht hören . . . .

Das, was Krizsanowsky in der Sitzung der Szojusz blagatenztoga versprochen hatte, war geschehen. Das Unglaubliche, daß Jemand auf die Thronfolge eines der größten Weltreiche freiwillig Verzicht leiste, so daß er, sollte es ihn gereuen, die Abdankung niemals zurücknehmen kann, dies Unglaubliche war zur Wahrheit geworden und in Erfüllung gegangen. Des Räthsels Lösung war: Johanna, wie es Zeneida damals errathen hatte.

Doch Keiner wußte noch davon, außer Jenen, die daran betheiligt waren, und den alten Bäumen ringsherum.

Und dieses Idyll, was hat es für eine welterschütternde Katastrophe bewirkt!

XXI.

Ein größerer Herr, als alle andern.

Während die Verbindung vom „Grünen Buche" an ihren weitausschauenden Plänen arbeitete, hatten die Vereinigten von der „Bärenkeule" ganz was Anderes ausgeheckt. Sie ließen die Soldaten beiseite, kehrten dem Bündniß der Magnaten den Rücken und planten auf eigene Faust.

Sie nannten sich „Napoleonisten".

Was vermochte sie, diesen sonderbaren Namen zu wählen?

Je nun — dem armen Manne kann man sehr leicht glauben machen, daß sein Schicksal ein hartes ist. In jener Zeit entstand das russische Volkslied:

„Des Herrgott's meine Seele;
Des Czaren ist mein Kopf;
Des Herren ist mein Rücken!
Mein eigen nur das Grab."

Besonders in den letzten vier Jahren lastete die Hand Gottes schwer auf dem Lande. Der Boden gab nicht einmal die Saat zurück, die man ihm anvertraute; schreckliche Feuersbrünste äscherten die größten Städte ein; eine Seuche, die Niemand bisher gekannt, schlich sich über die Grenze und verheerte die Bevölkerung; — Quellen und Bäche wurden zur Sündflut und fegten ganze Städte im Augenblicke weg; Heuschrecken, Gewürm, von deren Namen und Art keine Seele wußte, kamen in Schaaren und plagten Menschen und Gethier; große Kriegsschiffe gingen mit Mann und Maus auf dem Meere zu Grunde — und das Alles ist nur eine Strafe des Himmels, weil der Czar den Griechen nicht zu Hilfe kommt, die für ihre Freiheit kämpfen. Gegen Wunder aber können nur Wunder helfen.

Und dieses Jahrhundert hat ein Wunder in Menschengestalt: sein Name ist „Napoleon."

Es ist eitel Lüge, daß ihn die Engländer bei Waterloo gefangen nehmen! Eitel Lüge, daß man ihn auf der Insel St. Helena festhält! Er ist da, gut verborgen, man darf's nur nicht verrathen, wo? — Nur so viel darf man weiter verbreiten, daß er sich in der Gegend von Irkutsk aufhält. Von dort her wird er kommen, sobald der bittere Kelch des Volkes bis zum Rande gefüllt ist — er wird die Mächtigen zertreten und alles Volk der Welt befreien.

Dies Gerücht ging um und um allerorten.

Unter den Verbündeten von der „Bärenkeule" war ein Gipsfigurenmacher („unser Canova"), der aus seiner Werkstätte allein über zweihunderttausend Napoleonbüsten in die Welt versendete. — Diese Büste wurde zum Heiligenbild für den Muzsik, sie nahm die Stelle des Crucifix ein. Das war der Messias, vor den er mit seiner Familie betend hinkniete; alle Erlösung von seinen Uebeln erwartete er von ihm.

Auch heutzutage findet man in vielen russischen Hütten

noch diese kleine Gypsfigur, den querüber sitzenden kahnförmigen Hut auf dem Kopfe, die verschränkten Arme auf der Brust, im langen Rock und im Fracke mit kurzem Leib. — Noch vierzig Jahre nach seinem Tode warteten sie auf seine Ankunft.

Es war also ein landläufiges Losungswort: „Wartet nur, bis Napoleon kommt.“

Das Volk wußte sich nur zu erinnern, daß die Herren vor zwölf Jahren, als Napoleon in's Land kam, gar sehr erschrocken waren; ei wie gnädig waren sie damals dem Bauern! — Wie rasch machten sie sich aus dem Staube, ihre Schlösser als Beute zurücklassend. — Und Geld gab es damals wie Heu! — Kein Preis galt zu hoch für den Hafer und das Korn. Und erst die glänzenden Versprechungen! Damit gingen sie gar verschwenderisch um. Himmel und Erde sagt man den Muzsik zu, das haben sie aber Alles wieder vergessen. — Also er möge nur wieder kommen, dieser Napoleon!

Das war also der Plan der Führer von der „Bärenkeule“.

Am 8. November ist — nach russischem Kalender — das Fest des Erzengels Michael. An diesem Tage pflegt man am Isaaksplatze und auf dem Eise der Newa große Feste abzuhalten. Die ganze Bevölkerung, Herren und Bauern untereinander, nehmen Theil daran. Wenn das Alles recht untereinandergemischt ist, und es drunter und drüber geht, soll plötzlich auf allen Straßen und Plätzen der Ruf ertönen: „Da kommt Napoleon!“ Auf das hin zeigt sich in der Menge, von dem begeisterten Volke auf den Schultern erhoben, die bekannte Gestalt des corsischen Helden, durch Dobujoff („unser Roscius“) dargestellt, der den großen Kaiser vortrefflich zu mimen versteht und ihm auch ungemein ähnlich sieht. Und mehr ist nicht nöthig. Mit den Worten „Napoleon ist hier“ kann man ganz Petersburg auf den Kopf stellen, und die Lawine, die hier beginnt, bleibt nicht stehen, bis vor Nowgorod, wo sich ihr alsdann die alte „Republik“ unverzüglich anschließt, und diese begräbt Moskau

und Alles, was diesem Worte widerstehen will. Sie rechneten mit Bestimmtheit auf diesen Plan. — Dem Volke kann man die Freiheit, das Brod nehmen, aber wage es Niemand, ihm seine Belustigungen zu kürzen. Ueber den Tag, an welchem es gewohnt ist, sich zu unterhalten, verfügt keine Macht der Erde.

Außerdem war der ganze Feldzugsplan auch schlau genug ausgedacht. Von der Theilnahme daran war Jeder ausgeschlossen, der nur in der leisesten Verbindung mit den Herren stand.

Und noch ein anderer Umstand war den Verwegenen günstig. Die Newa war diesmal schon um die Mitte October zugefroren, und darauf folgten fortwährend starke Fröste, aber es war noch kein Schnee gefallen, wie er in den anderen Jahren bereits im November die Hausdächer fußhoch bedeckt und erst im Mai zu zerfließen anfängt. Es war also gar nicht schwer, die Stadt an mehreren Stellen in Brand zu setzen, was sonst im Winter in Petersburg nicht so leicht angeht, wie in Moskau, wo es viele Holzhäuser gibt. — Wenn das Feuer an zehn Orten zugleich ausbricht, ist die Verwirrung vollständig.

An diesem Tage hat der Isaaksplatz ganz das Aussehen eines Marktplatzes am Kirchtage. (Das Fest des Erzengels Michael wurde damals noch da, und nicht auf dem Marsfelde abgehalten.) Auf dem sonst öden Platze erhebt sich in einer Nacht eine ganz neue Stadt, ganze Straßen von Buden reihen sich einander an, unter diesen hat sich allenthalben der Großvater der Buden, das volksthümliche Theater niedergelassen. Und was für Theater! Holzpuppen, die so spielen, wie richtige Menschen, und ganze Schlachten aufführen. Und jene ganze Schaar der Künstler, deren Patron nicht Apollo, sondern Pan ist, die das Volk zerstreuen, die weder große Herren noch feinfühlige Gelehrte einladen, ihre aus Brettern zusammengeschlagenen Heiligthümer mit ihrem Besuche zu beehren, sondern auf Märkte, Messen und Feste wandern, und es nicht unter ihrer Würde erachten, zum Volke niederzusteigen und mit ihrer abgezogenen

Schellenkappe die Kupferkopeken einzusammeln. Die Getreuen des Volkes: die Bajazzo's, die nicht so verwegen sind, für die Unsterblichkeit arbeiten zu wollen, sondern vollkommen zufrieden, wenn sie sich heute ihre gestrige Wirthshausrechnung verdienen, und trotzdem gerade so gut spielen, wie Talma oder Macready. Sie essen Werg, ziehen ganze Knäuel Hadernbänder aus der Nase, verschlingen glühende Kohlen und scharfgeschliffene Säbel und kratzen sich mit den Zehen ihre Ohren. Dies macht ihnen weder Sullivan, noch Kean, selbst Dimitriefsky nicht nach, der doch berühmter als Beide ist!

In einer Bude zeigt man das wahrhaftige Wassermädchen, welches einen Fischschwanz hat, sich von lebendigen Fischen nährt und nur „Papa, Mama" rufen kann. Unter einem anderen Zelte wird zu Ehren des seiltanzenden Elephanten die große Trommel gerührt; neben ihm fletschen vierhändige Waldmenschen ihre Zähne. Auch ist hier die Riesendame zu sehen, unter deren Achsel auch der größte Mann hindurchgehen kann, obgleich sie keine Schuhe mit hohem Absatze trägt, und auf Verlangen zeigt, daß ihre Waden nicht ausgestopft sind. Singend erzählt der Inhaber eines Panorama's dem staunenden Publikum von großen Schlachten, Eruptionen des Vesuv, Seestürmen und gräßlichen Mordgeschichten, deren getreues Abbild in seinem Etablissement für zwei Kopeken zu sehen ist. Wie zahlreich sind erst jene Genüsse, die unter keinem Dache verborgen sind! Hier spielt ein Trupp Hornisten, von welchen jeder einen anderen Ton bläst, wie die Pfeifen der Orgel, und doch wird eine Melodie daraus; dort singen und tanzen Zigeunermädchen; windmühlartige Schaukeln durchschwirren mit ihrer jauchzenden Last die Luft, während festlich geputztes Volk in Schlitten und Schlittschuhen auf der spiegelglatten Rutschbahn dahingleitet. Doch hoch erhaben über alle diese irdischen Vergnügungen, zwischen dem Thurme der Isaakskirche und dem Balcon des Admiralitätsgebäudes, ist ein Seil gespannt; über dieses wird der Seiltänzer in einem Schiebkarren sein Söhnchen hinüberführen.

Tolle Laune herrscht unter dem Volke! Die Samowaren werden nicht müde, den heißen Thee zu spenden, und wer gut zu leben versteht, verschlingt unmittelbar nach dem Thee ganze Berge von gezuckertem Eise und salzigen Gurken, lauscht den Liedern der Volkssänger, singt selber mit, und wer seine dreikantige Balalajka mit sich brachte, musicirt auch dazu, was wohl keine große Kunst erfordert, da dieses Instrument nur zwei Saiten hat.

Doch nicht nur der Pöbel unterhält sich heute; auch die Herrenklasse in vollem Pompe kam auf die Straße. Zwar hat man dafür gesorgt, daß das schwarze Volk (der Csort narod) mit den Herrschaften in keine Berührung komme. Zu diesem Zwecke ist der „Sommergarten" abgeschlossen, und dort kutschirt im Rondeau die vornehme Welt in den verschiedenartigsten Equipagen, vom Batarde bis zum nationalen Proledotki, um ihre theuren Pelze und Bologneserhündchen bewundern zu lassen. Das Eis der Newa dagegen ist von tausend und tausend Schlitten bedeckt; elegante vergoldete Schlitten mit englischen Vollblutrennern und einfache Lappländische Fuhrwerke, vor welche Rennthiere mit breiten Hörnern gespannt sind, durchkreuzen nach allen Richtungen den Spiegel des Stromes. Das Babel des Nordens ist vollzählig beisammen.

Wenn es dann Abend wird, da erleuchtet bengalisches Feuer die Terrasse des Pavillons; Scheiterhaufen von Pech lodern hell auf, und das Bild des lärmenden Volksfestes wird durch ein vielfärbiges Feuer noch belebt.

Nach diesem Feuerwerke werden von der Citadelle drei Kanonenschüsse das Zeichen geben, worauf im Thurme alle Glocken zu Ehren des Erzengels Michael erklingen.

Diese drei Kanonenschüsse und das Glockengeläute wird auch den Verschwornen zum Signal dienen. Sobald sie ertönen, werden sie mit dem Rufe: „Hier ist er! Hier ist Napoleon!" mit ihren Messern und Fackeln hervorstürzen. Sobald sie sich in dem durch den Glockenlärm unterdrückten Schlachtengebrülle mit dem Herrenvolke und mit dem Militär vermischt haben, wird es ihnen ein Leich-

tes sein, im allgemeinen Chaos in's Schloß zu gelangen und Jeden zu ermorden, — von dem das „Messerlied“ singt.

Es war eine klare, abgemachte Sache.

Nachmittags erhob sich von der Meerseite her ein starker südwestlicher Wind, der viele Vergnügungen störte. Zwar ist hier Jedermann auf derlei gefaßt; wenn ein Pelz nicht genügt, zieht man zwei an. Aber den armen Comödianten verursachte der Wind großen Schaden; er warf ihre Hütten um, daß sie ihre unterhaltlichsten Stücke unterbrechen mußten. Der Seiltänzer wagte gar nicht seine halsbrecherische Tour anzutreten, denn der Wind hätte ihn mit seinem Söhnchen wie ein paar Fliegen herabgeblasen. Auch die kutschirenden Damen im Sommergarten klagten, daß der Wind die Schleier von ihren Hüten reißt. Am Allgemeinsten aber war die Klage über die voraussichtliche Vereitelung des Feuerwerkes, denn außer dem bengalischen Feuer und den Feuerrädern wird nichts gelingen.

Gegen Abend wuchs der Wind zu einem Orkane heran. Plötzlich erdröhnten von der Citadelle die Kanonen, und zu gleicher Zeit ertönten die Glocken. Dreihundert Glocken auf einmal! Das ist dann ein Carillon!

Die Kanonensalven übertönten das Glockengeläute.

Das Volk pflegte die Schüsse zu zählen.

Drei Salven waren das Signal für das Abbrennen des bengalischen Feuers.

Doch die Kanonen donnerten weiter.

Als das Volk Einundzwanzig zählte, frugen sich die Leute: „Wie? ist vielleicht im Winterpalaste eine Prinzessin geboren worden?“

Ach nein! Die Kanonen donnerten weiter.

Beim fünfzigsten Schusse glaubte man, daß dies zu Ehren einer gewonnenen Seeschlacht geschehe.

Doch die Kanonen donnerten weiter zwischen dem Brausen der Glocken.

Als der Erzschlund hunderteinmal geredet, frug man sich: „Aber ist denn heute der Geburtstag des Czaren?“

Auch das nicht! Das metallene Ungeheuer donnerte weiter: hundertzwei, hundertdrei, hundertvier. — Beim hundertfünften Schusse frug Keiner mehr, was das bedeutet! Aber die ganze Stadt schrie verzweifelt auf, mit einer Stimme, welche das Gebrülle der dreihundert Glocken überschallte:

„Hier kommt er! Er kommt!"

Aber nicht „Napoleon kommt," sondern ein viel größerer Herr: der Newastrom! Er kommt zurück und bringt mit sich das Meer! Das ganz zerstückelte Eismeer mit seinen Krystallbarrieren, seinen Wellenschanzen, eilig, im Sturmschritte, tosend, brüllend, schmetternd.

Das bedeutete das unaufhörliche Kanonenschießen von der Citadelle.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Czar Peter I. seine Idee, in der Mitte der finnischen Moräste eine Weltstadt zu erbauen, zu verwirklichen begann, und die Urwälder, welche den Platz der heutigen Palastreihen einnahmen, ausrotten ließ, fand er eine alte Fichte, in deren Rinde tiefe Linien eingeschnitten waren. „Was bedeuten diese Linien?" frug er einen alten Landmann. „Diese Linien bezeichnen die Wasserhöhe der Newa, wenn sie ihre Ufer verläßt und die ganze Gegend überschwemmt." — Der Czar ließ Baum und Bauer niederhauen; und doch hatten Beide wahr gesprochen. Die Newa blieb der geschworne Widersacher der mächtigen Czarenstadt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ja, sie kommt rückwärts fließend, sie hat ihr Flußbett verlassen und wächst riesig an: es ist nicht mehr die Newa, sondern das Meer — das bittere Meer in seiner schauerlichen Größe! Und wenn das Wasser wieder abfällt, so werden die Mauern der Paläste — so weit das Wasser reichte — mit Salz überzogen sein.

Die schlittenfahrenden Herrschaften auf dem Eise der Newa konnten die Größe der Gefahr zuerst ermessen. Diejenigen von ihnen, die sich auf das rechte Ufer flüchteten,

konnten sich glücklich schätzen, denn dort war die Straße rein, aber Jene, denen das linke Ufer näher war und die dort an's Land gelangen wollen, Jene trugen rasenden Schrecken in die Reihen der nichtsahnenden und im Festestaumel befangenen Volksmenge: „Die Newa kommt!"

Dieser Ausruf genügte, die Muthigsten bestürzt zu machen und die Feigen vor Furcht zu tödten; denn vor dieser Gefahr gibt es keine Rettung. Wenn die Newa zürnt, so überschwemmt sie die ganze Stadt, und wer vor ihr flieht, begegnet ihr jenseits der Straße wieder.

Die Bestürzung wurde allgemein. Die vielen Wagen konnten aus dem eingezäunten Sommergarten nur durch eine Pforte in's Freie gelangen und stauten sich bei diesem Thore an. Diejenigen, welche endlich mit großer Mühe die Straße erreichten, geriethen in die Mitte des sinnlos drängenden Volksknäuels, der sie mit sich trug, ohne Rücksicht auf das Wappen der Wagenthür und den betreffenden Lakai auf dem Kutschbocke; da gab es keinen Fürsten und keinen Muschik, nur erschrockene Menschen. Und bevor sie sich von einander losmachen konnten, war die Flut da.

Der erste Wellenschlag warf die Buden am Isaaksplatze untereinander. Die aus den Kneipen aufgeschreckten Zecher kamen wehklagend hervor; sie kletterten auf die Dächer der Marktbuden und schrieen um Hilfe. Die Riesendame streckte beim Dache ihres Zeltes Kopf und Hände hinaus; sie war am meisten erschrocken. Die als Affen verkleideten Comödianten liefen auf ihre Mastbäume hinauf; auch das Wassermädchen hatte seine Füße gefunden und bemühte sich, ohne Fischschwanz auf's Trockene zu gelangen. Der studirte Elephant watete brummend durch's Volk mit seinem Herrn auf dem Rücken, und die Raubthiere der Menagerie schrieen wie in den Urwäldern. Gleichsam als Satire dieser Schreckensscene ließ der auf der Terasse des Sommergartenpavillons placirte Feuerwerker seine rothen und grünen bengalischen Feuer abbrennen, so daß das Bild der Sündflut weithin sichtbar wurde. Nur er selbst und sein Gehilfe sahen nichts, weil sie vom Glanze geblendet

waren. Erst als das festliche Glockengeläute in nothkündendes Summen umschlug, und auch sie die Gefahr erkannten: da beeilten sie sich ihre Feuer auszulöschen, und die ganze Stadt war finster. Denn der Sturm gestattete nicht, die Lampen anzuzünden und die Eisriesen warfen die Lampenträger um.

In den Chaos und der Gefahr hatte noch die Finsterniß gefehlt! Unter das sinnlos dahinstürmende Volk war auch Fürstin Ghedimin mit Bethsaba gerathen. Nach russischer Mode waren an ihren Wagen zwei Pferde voreinandergespannt.

Das erste Pferd war kaum zu bändigen. Besonders ein so feuriger englischer Hengst, wie ihn die Fürstin heute einspannen ließ. Sie wollte zeigen, daß ihr Gespann noch eleganter ist, als das Zeneidens. Sie hatte aber ihren Zweck nicht erreicht, denn Fräulein Ilmarinen war auf dem Volksfeste gar nicht erschienen.

„Fahre in eine Nebengasse hinein!" befahl die Fürstin ihrem Kutscher.

Das war leicht zu befehlen, aber schwer auszuführen. Das Volk umgab sie von allen Seiten.

„Steige ab!" befahl sie nun ihrem Jäger, „und mache Platz unter dem Pöbel."

Der Jäger, ein riesengroßer finnländischer Bursche, ergriff das vordere Pferd beim Zaume, und mit der Rechten den Muschiks Schläge austheileud, wollte er den Wagen auf diese Art durch die Menge geleiten. Nun, beim Muschik geht es noch an, als Bauer ist er an die Prügel gewöhnt; aber das Schmitzpferd hat edles Blut, und der englische Renner läßt sich nicht am Zaume herumzerren. Auf einmal versetzte er mit seinem Hufeisen dem Jäger einen solchen Stoß auf den Kopf, daß dieser bewußtlos zusammenstürzte.

„Was fangen wir jetzt an?" frug die Fürstin erschreckt, und weinte.

„Ich weiß eine Hilfe," sprach Bethsabá. „Das Leitseilpferd kann vom Sattel aus geleitet werden."

„Doch wer wagt es zu besteigen?" frug händeringend die Fürstin.

„Ich!" antwortete Bethsaba. „Ich bin das Reiten gewohnt."

„Gut!" sprach die Fürstin.

Sie war vor Allem egoistisch. Sie überlegte nicht, daß Bethsaba, um zum vordern Pferde zu gelangen, bis über's Knie durch die Eisflut waten muß und im leichten gebrämten Ueberwurfe sich aussetzt dem Froste des Sturmes und einer wahnsinnigen Masse, die im Finstern keinen Gott und keinen Herrn kannte! Auch vergaß die Fürstin Ghedimin, daß Bethsaba schließlich eine Königstochter ist, die ihr nicht deshalb anvertraut wurde, daß sie bei ihr Vorreiterdienste verrichte.

Sie sagte zu ihr: „Gut!"

Hierauf warf das Mädchen ihren mit Marderfell gefütterten Pelz ab, sprang vom Wagen in's Wasser, lief hin zum ersten Pferde, rief es schön bei seinem Namen, streichelte seinen Nacken und war mit einem Satze auf dem Rücken des Pferdes, das Leitseil als Zaum benützend.

Jetzt konnte man gehen.

Das Mädchen bat mit sanfter Stimme die vorwärts Drängenden: „Lieber Vetter! Ich bitte! Gott segne Dich!" und dies nützte mehr als die Gewalt. Die Leute machten ihr Platz, und es gelang, die Kutsche in eine Nebengasse zu bringen, welche noch von keiner fliehenden Volksmenge bedeckt war.

Aber auch das hatte seine Ursache, daß ihnen kein Mensch begegnete. Weil sich die Flut schon in der Nachbargasse einen Weg gebahnt hatte! Je weiter sie vordrangen, desto größer wurde ihre Gefahr.

Die Wogen schlugen schon in den Wagen hinein und die Fürstin mußte sich auf den Kutschensitz stellen, damit ihre Füße nicht feucht werden. Sie konnte es thun; doch Bethsaba wurde vom vorwärtsgaloppirenden Rosse vollgespritzt, und die Wellen schlugen fortwährend bis an ihre Kniee hinan.

„Wenn wir nur auf den Newsky Prospect gelangen könnten!“ keuchte die Fürstin. „Eilet! eilet! Dort ist in der Nähe unser Schloß.“

Endlich gelangten sie dorthin; doch welcher Anblick bot sich ihnen dar! Als ob sie die Newa selbst vor sich gesehen hätten, wenn sich das Treibeis in Bewegung setzt. Hier war nicht allein Wasser, sondern auch Eis. Auf dem finstern Wasserspiegel schwammen große Eistafeln. Durch den Moika-Kanal kam ihnen die Flut zuvor.

„Heiliger Erzengel Michael!“ schrie bei diesem Anblicke der Kutscher. „Errette uns an deinem Namenstage!“

„Bete jetzt nicht, sondern treibe die Pferde!“ herrschte ihn die Fürstin an.

„Von hier kann uns nur der Engel oder der Teufel retten!“

„Belle nicht!“ schrie die Fürstin, den Kutscher auf den Kopf schlagend. „Ich vertraue weder Gott noch dem Teufel, nur meinen guten Pferden, die mich auch glücklich heimführen werden. Vorwärts, vorwärts!“

Und die Frau schlug den Kutscher, der Kutscher das Pferd, das Pferd schlug das empörte Element. Alle drei zürnten. Nur die Königstochter betete: „Mein Gott! mein lieber Gott! schicke uns einen Retter!“ Sie fühlte, daß sie's nicht lange mehr ertragen wird; ihre Glieder erstarren!

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. F. Wigand in Preßburg.

Die Freiheit unter dem Schnee

oder

das grüne Buch.

Historischer Roman

von

Maurus Jókai.

Zweiter Band.

Preßburg & Leipzig.
Verlag von Carl Stampfel.
1879.

XXII.

Der Teufel.

Plötzlich erleuchtete ein heller Schein die dunklen Wellen; ein blutrother Strahl drang aus den hohen Häuserreihen hervor.

Aus der Nebengasse kam ein Kahn hervor. Im Schiffsschnabel war eine Fackel befestigt. Zwei Männer ruderten; einer wehrte mit seinem langen Haken die Eisstücke ab und ein vierter saß am Steuerruder. In der Mitte des Kahnes stand eine Frau, deren Kopf und Gesicht vom Baschlik ganz verdeckt war, und die sich damit befaßte, daß sie eine Gruppe größerer und kleinerer Kinder in Kotzen wickelte, Bisquit unter ihnen vertheilte und sie beruhigte, daß sie nicht so viel nach „Papa" und „Baba" rufen sollen. (Die russischen kleinen Kinder sagen „Baba" anstatt „Mama".)

Papa und Baba nehmen nämlich die Kinder nicht mit auf's Volksfest, sondern sperren die armen Würmchen in ihre Wohnungen ein, bevor sie weggehen. Wenn dann ein Unglück entsteht, so rettet sich Papa und Baba; was geschieht aber mit den Kleinen? Bricht Feuer aus, so verbrennen sie, kommt aber nur die Ueberschwemmung, so schickt Gott einige gutherzige Herrchen, die sich ein Vergnügen daraus machen, die eingeschlossenen Kinderchen durch die Fenster und Bodenlucken zu retten: diesen Herren ist das ja derselbe Sport, wie z. B. die Entenjagd! — Auch dieser Kahn ist ganz mit Kindern gefüllt.

Die Pontoniere bemerkten die mit der Flut kämpfende Kutsche; sogleich nahmen sie dorthin ihre Richtung. Die

Fackel flatterte Funken sprühend im starken Winde, und umgab mit einem Feuerscheine das Gesicht des jungen Mannes, der auf dem Vordertheile des Schiffes stand und sich auf dem schwarzen Wasserspiegel gleich einem Helden aus dem Sagenreich näherte.

Die Eismassen knarrten unter dem vordringenden Kahne.

Der Jüngling zwängte seinen Ponton durch die Eismassen, bis er die Equipage erreichte.

Es war die höchste Zeit, denn Bethsaba konnte sich kaum mehr auf dem Pferde erhalten. Der Jüngling zauderte nicht lange; rasch umfaßte er die Taille des frierenden Mädchens, welches mit ihren beiden Händen seinen Arm ergriff, und im nächsten Augenblicke war Bethsaba schon im Kahne.

Bethsaba blickte dem Jüngling in die Augen; in diesem Augenblicke lernte sie die Wonne kennen, welche darin liegt, wenn ein Mensch in den Augen des andern seine Seele verliert. Einmal war sie dem Feuer dieser Augen schon begegnet; damals hatte es nur ihre Flügel versengt, jetzt aber wurde ihr Herz ein Opfer dieses Blickes.

„Hüllen Sie das Mädchen in diesen Pelz!" sprach die in der Mitte des Kahnes stehende Dame zum Mann, und warf ihren eigenen Pelz auf das vor Kälte zitternde Mädchen, dann näherte sie sich dem Wagen und reichte der darinsitzenden Dame ihre Hand. Dazwischen fiel der Baschlik von ihrem Kopfe zurück und Bethsaba erkannte ihr Gesicht. Das ist der Teufel: das ist Zeneida Ilmarinen!

Auch die Fürstin erkannte sie.

Wie eine Furie stieß sie mit wilder Leidenschaft die Hand ihrer Feindin zurück und schrie heiser vor Erregung:

„Fort von hier! Ich brauche Ihre Hilfe nicht! Lieber in die Eisflut, als zu Ihnen in die Hölle!"

Dann riß sie aus der Hand des Kutschers die Peitsche und hieb damit auf die Pferde ein. Diese rasten wild in die tobende Flut hinein, den schäumenden Wogen entgegen, welche schon an ihre Brust reichten. Zeneida's Hilfe wollte sie nicht!

Doch Bethsaba blieb dort.

Sie bebte, nicht nur vor Kälte, sondern auch vor dem schrecklichen Gedanken, daß sie dem Teufel in die Hände gefallen. Schon entführte er sie als seine Beute.

Sicher gab er ihr deshalb seinen Pelz, um sie desto gewisser holen zu können. Wie gut warm ist dieser Pelz; er stammt sicher aus der Hölle.

„Sie werden sich erkälten," sagte der Mann mit dem Haken zu Zeneida.

„Ich werde rudern, um mich zu erwärmen," erwiderte sie, ergriff mit ihren nervigen Händen die Ruderstange und arbeitete damit, daß sich ihr Busen stürmisch hob und senkte. So machen es die Teufel, wenn sie mit ihrem Raube dahineilen. Die vielen Kinder führt er sicher auch in die Hölle.

Der Ponton glitt mit Windeseile durch die finstern Gassen.

Endlich kamen sie zu einem großen Garten, dessen Mauer die Wogen aufhielten. Bethsaba erkannte dieses bunte, vergoldete Eisengitter. Hier wurde der Hirsch erschossen, den sie im vergangenen Frühjahre jagten. Der Teufel führt sie in seine Höhle!

Vor der Schwelle des Schlosses landet der Kahn, denn das Wasser dringt bis zur Marmortreppe. Doch dieses Schloß ist ein sicherer Zufluchtsort. Es ist auf so hohem Grunde erbaut, daß die Pflanzen des Palmengartens selbst beim höchsten Wasserstande von der Flut nicht erreicht werden. Die Hausflur ist hell beleuchtet und ein Heer von Dienern in glänzender Livrée eilt mit Lampen den Ankommenden entgegen. Im Innern des Schlosses herrscht reges Leben. Von einem Ende des großen Tanzsalons bis zum andern stehen Betten, in der Mitte ist ein Tisch gedeckt mit dampfenden Samowaren; eine Gruppe Kinder liegt schon in den Betten, die anderen bekommen jetzt Thee und Suppe. Bethsaba findet hier viele bekannte Gesichter.

Es waren das die Mitglieder der Gesellschaft des grünen Buches, welche die Michaelsmesse benützten, ihre

Sitzung abzuhalten. Denn an diesem Tage ist die Aufmerksamkeit der Polizei durch das Fest gefesselt.

Kaum hatte die Berathung begonnen, als Puschkin mit der Schreckensnachricht hereinstürzte, daß die Newa die Stadt überschwemmte!

Die gemeinsame Gefahr machte sie Politik, Verfassungsentwürfe, Conspirationen vergessen: „Retten wir, was zu retten ist!“

In Zeneida's Garten war ein großer Fischteich, auf welchem die lustigen Gäste im Frühjahre förmliche Regatten zu arrangiren pflegten; im Winter lagen die Kähne und Pontons unter den Remisen. Diese wurden nun eilig hervorgezogen, die Verschwornen vertheilten sie unter sich, ergriffen Haken und Ruder und fuhren der Flut entgegen, nach allen Richtungen, um den Bedrängten Hilfe zn bringen. Die Losung war, aus den bedrohten Häusern vor Allem die Kinder zu befreien und jene Frauen, die bei ihren Kindern zu Hause geblieben waren.

Zeneida stellte ihnen ihr Schloß, ihre Küche und Garderobe zur Verfügung. Der Löwenantheil aber fiel ihr zu, und sie entzog sich ihm nicht. Sie selbst trug in ihren Armen die Königstochter die Treppe hinan in ein warmes Zimmer, welches mit weichen Stoffen austapeziert war. Bethsaba besaß nicht die Kraft zu widerstehen; sie ließ Alles mit sich geschehen. Gegen den Teufel ist ohnehin jeder Trotz vergeblich.

Zeneida schnitt und riß vor Allem die Kleider von Bethsaba herab, welche an ihren Körper gefroren waren: so macht es ja der Teufel mit seiner Beute! Aber eine sonderbare Sache fiel der Königstochter auf. Sie pflegte nämlich oft mit Korynthia zu baden, und da versäumte ihre Pathin nie, ihr zu sagen: „Wie schön bist Du!“ und ihre herrlichen Körperformen zu loben. Zeneida that dies nicht. Mit zusammengezogenen Augenbrauen blickte sie die Jungfrau an, als ob sie ihr zürnte, dann nahm sie einen groben Wollstoff und rieb damit alle Glieder des entkleideten Mädchens solange, bis der Starrkrampf aus ihren Mus-

keln wich und eine wohlthätige Wärme ihren ganzen Körper belebte. Dann wickelte sie Bethsaba in erwärmte Leintücher, legte sie in ein gutes, weiches Bett und deckte sie mit einer warmen Decke zu. — Ja, so geht der Teufel mit seinen armen Opfern um, bevor er sie der Erde entreißt!

Nun brachte sie ihr in einer Porzellanschale ein dampfendes Getränke, von welchem Bethsaba einen Schluck that, und ihr ganzer Körper ward wie von geschmolzenem Feuer durchglüht. Das ist gewiß der höllische Zaubertrank! Und als sie davon gekostet hatte, bekam sie Lust nach dem Reste und ruhte nicht eher, als bis sie die Schale bis zum letzten Tropfen geleert hatte. Jetzt beginnen sich ihre Augen zu schließen, und wie sehr sie gegen die sie übermannende Mattigkeit auch ankämpft, sie schläft ein. Im Traume entführt sie der Teufel in verschiedene feenhafte Gegenden, die zuerst eng begrenzt sind, aber sich immer weiter und weiter dehnen, bis sie sich in ein großes Paradies verwandeln, in welchem die Menschen nicht herumgehen, sondern herumfliegen. — Einmal sieht sie im Traume auch den Teufel, wie er ihre Stirne abtrocknet, von ihrem Körper die schweißgetränkten Hüllen abstreift, und ihr frische Wäsche anzieht. Morgens beim Erwachen merkte sie, daß sie in der That ein Kleid anhatte. Wenn das kein Traum war, so waren auch die anderen Traumbilder wahr! —

Bethsaba setzte sich im Bette auf und sah sich im Zimmer um. Ja, dies ist des Teufels Zimmer; da ist kein Heiligenbild zu sehen, lauter chinesische und japanesische Götzenbilder in großer Auswahl. Das sind zweifellos Beelzebub's und Asmodi's Bildsäulen.

Worüber sie aber noch mehr erstaunt, war, daß sie beim Erwachen alle ihre Kleider auf einem niederen Lehnstuhle neben ihrem Bett fand. Wie konnte das sein? Gestern hatte sie der Teufel in kleine Stückchen zerrissen und zerschnitten, und heute waren sie wieder ganz und trocken. Der Teufel gebietet gar vielen dienstthuenden Geistern, die es verstehen, dies Alles so rasch fertig zu

bringen! Sie zog furchtsam die Kleider an und versäumte nicht, bei jedem einzelnen Kleidungsstück ein „Christe eleyson! Kyrie eleyson!“ zu beten, um die Macht des Bösen zu zerstören.

Und als sie angekleidet war, untersuchte sie, wohin man aus diesem Zimmer gelangt?

Zwei bis drei Zimmer, durch welche sie ging, glichen gar nicht den Zimmern ihrer Pathin, die doch eine reiche Fürstin ist. Ein Zimmer war voll mit lebenden Vögeln, das andere mit ausgestopften Thieren.

Plötzlich hörte sie Kindergewimmer. Hier quält sicher der Teufel die geraubten kleinen Kinderchen.

Aus Neugierde ging sie weiter, den Kinderstimmen nach. So kam sie zu einer halboffenstehenden Tapetenthür. Durch diese guckte sie hinein. Und sie sah, wie Zeneida eine Gruppe der Kleinen wusch, kämmte und ankleidete. Die Kinder, welche gewaschen wurden, wimmerten. Die aber schon angekleidet waren, freuten sich ihrer schönen Kleider. Eine sonderbare Beschäftigung für einen Teufel!

Das war Zeneidens Badezimmer.

Bethsaba nahm sich die Freiheit, einzutreten. Ja, die Neugierde macht kühn!

„Ah, Sie sind schon angekleidet, kleine Fürstin?“ frug sie Zeneida.

„Was machen Sie mit den kleinen Kindern?“ frug neugierig Bethsaba.

„Wie Sie sehen: ich wasche und bekleide sie. Wer weiß wo ihre Mütter sind? Die Flut wächst noch immer; die ganze Stadt ist unter Wasser. So lange die Gefahr währt, müssen Diese gepflegt werden. — Wer sich schnell ankleidet,“ wandte sich Zeneida an die Kinder, „kann in den Speisesaal gehen und bekommt von der Mamsell gute Suppe zum Frühstücke.“

Bethsaba wollte den Teufel versuchen.

„Aber wer betet mit diesen Kleinen, bevor sie frühstücken?“

„Niemand, meine Theure! Denn sie sind beiweitem nicht so andächtig, als hungrig.“

„Aber es ist doch gut, zu beten," sprach die Königstochter.

„Zu was denn?"

„Jetzt eben dazu, daß Gott das Unglück von der Stadt abwende."

„Meine theure kleine Herzogin!" erwiderte Zeneida, „jener Sturm, der die Newa über unsere Stadt brachte, heißt Auster. Und wenn alle zwölfhundert Millionen Bewohner der Erde mit ihrem Mund auf einmal blasen möchten wäre das nicht genug, den Auster zurückzublasen!"

Das ist eine Bemerkung, wie sie eines Teufels würdig ist! Das Beten für ein gewöhnliches Blasen zu halten!

Bethsaba griff nun zum äußersten Mittel der Kühnheit. Sie versuchte den Namen „Gottes" vor dem Teufel auszusprechen. Sicher wird er dann unter Pech- und Schwefelrauch sein verlockendes Aeußere abstreifen und seine gehörnte, ziegenfüßige Urgestalt annehmen!

„Sie glauben also nicht, daß Gott die schreckliche Strafe über die Menschen schickte?"

„Nein, mein Kind!" sagte Zeneida; „denn wenn Gott diese Elementarplage auf die Erde geschickt hätte, so wäre die Flut nur in die Häuser der bösen und nicht auch in diejenigen der guten Menschen gedrungen."

Bethsaba dachte: Und du bist doch der Teufel! Denn sonst wagtest du nicht, so schreckliche Worte über deine Lippen zu bringen.

Sie ging noch weiter, sie wollte den Teufel fangen.

„Sie haben jetzt viel zu thun; könnte ich Ihnen nicht helfen? Wenn Sie es mir erlauben, könnte ich diese Kleinen auch waschen und kämmen; ich thue das gerne, denn es ist sehr unterhaltlich."

„In der That!" sagte Zeneida heiter, „warum denn nicht? So werden auch Sie Beschäftigung haben. Ich muß ohnehin dafür sorgen, daß so viele Menschen zu essen haben. Uebernehmen Sie daher die Sorge für diese Kleinen!"

Damit überließ sie Bethsaba ihren eigenen Sitz, befahl den vielen schmutzigen Kindern zu gehorchen, und entfernte sich freundlich lächelnd aus dem Badezimmer.

Bethsaba's erste Sorge war, alle Kinder niederknieen zu lassen. Dann kniete auch sie nieder und betete mit den Kindern das Vaterunser: „Doch erlöse uns vom Bösen, Amen!“

Nun ist ihr der Teufel einmal gründlich aufgesessen!

Dann begann sie die kleinen Waisen zu waschen und zu kämmen.

XXIII.

Die Geschichte vom Manne mit den grünen Augen.

Aber die kleinen Würmchen verhielten sich unter ihrer Pflege nicht so ruhig, als bei der andern Frau. Ein Blick Zeneidens genügte, das Jammern und Wimmern verstummen zu machen; Bethsaba aber war vor ihnen ein Kind, wie sie selber: sie fürchteten sich nicht im Mindesten vor ihr. Ein Kind begann und die Andern folgten im Chore: „Wo ist die Baba, wo ist der Tata?“ Und dann konnte sie ihnen immer von Neuem die Gesichter waschen, wenn sie dieselben mit Thränen beschmutzten.

Nun, Tata und Baba konnte sie ihnen nicht wieder geben; doch erinnerte sie sich, was ihre Ammen mit ihr thaten, als sie noch ein kleines Kind war und nach der Mama weinte. Sie erzählten ihr Märchen.

„Weinet nicht! Seid schön brav, dann werde ich euch die Geschichte vom „Mann mit den grünen Augen“ erzählen. Das ist eine schöne Geschichte; gebet Acht!“

Die Kleinen wurden auf dieses Versprechen ruhig; sie hockten sich neben Bethsaba, legten ihr Kinn auf des Mädchens Knie, klammerten sich an ihr Kleid und hörten zu.

„Vor langer, langer Zeit war einmal ein kleiner

Königssohn, wie Du, Struwelpeter da bei meinen Füßen bist. Der hatte einen guten Papa und eine gute Baba, die ihn sehr liebten. Doch eines Tages verreisten diese und wurden in große, lange Metalltruhen hinein gelegt, mit deren Deckel man sie einschloß. Dann brachte man sie auf große goldene und silberne Wagen, deren jeder mit sechs Pferden bespannt war, und mit Musikbegleitung, im Gefolge vieler Menschen, Soldaten und Kanonen wurden sie weggeführt.

Als der kleine Königssohn allein war, frug er seinen Großvezier: „Wohin ist mein Vater und meine Mutter gereist?"

Der Großvezier antwortete: „Ach, kleiner Königssohn! Sie sind gar weit gereist: in eine andere Welt."

„Und warum reisten sie in jene andere Welt?"

„Weil es dort viel besser ist, als in unserer Welt," erklärte ihm der Vezier.

Darauf frug der Königssohn: „Wenn jene Welt besser ist, warum haben sie mich nicht mit sich genommen?"

„Du mußt noch viel arbeiten, kämpfen und leiden auf dieser Welt, bevor Du würdig bist, in die andere Welt zu gelangen, wohin Dein Vater und Deine Mutter reisten."

Diese Aufmunterung gefiel dem kleinen Königssohn nicht, und er dachte: „Warte nur! Ich werde doch zu meinem Vater und meiner Mutter in die bessere Welt gehen! bleibet hier und plaget euch allein, so es euch beliebt."

Und er nahm seine kleine Flinte, und ging in den Wald hinaus, wie um Vögel zu jagen. Dort streifte er so lange in der Wildniß umher, bis ihn ein Platzregen erreichte. Um nicht naß zu werden, suchte und fand er einen hohlen Baum. Als er in dessen Höhlung hinein wollte, da sah er, daß dort schon ein anderer Mensch verborgen war. — Nun, Du Struwelpeter! Was hättest Du in diesem Falle gethan?

„Ich hätte laut aufgeschrien."

„Fürwahr, der kleine Königssohn hat das nicht ge-

than, sondern sprach beherzt zum Fremden: „Hörst Du, Mensch! Dieser Wald ist mein Wald, dieser Baum ist mein Baum, und ich erlaube Dir nicht, darin zu wohnen. Wenn Du mir aber sagst, wo die bessere Welt ist, in welche Papa und Mama reisten, so schenke ich Dir den Baum und den Wald, und Du kannst ihn bewohnen."

Darauf antwortete ihm der Fremde im hohlen Baume:

„Das ist nicht so, kleiner Königssohn! Ich wohnte hier, bevor noch dieser Wald entstund, und von hier verjagt mich Niemand. Und wo die bessere Welt ist? Das kann ich Dir erst sagen, wenn ich Dich liebe und Du mich liebst. Ich liebe Dich schon."

„Aber ich liebe Dich nicht!" sagte der kleine Königssohn.

„Und warum nicht?" frug der Waldmensch.

„Weil Du grüne Augen hast."

Die Augen des Fremden glühten, wie zwei Johanniskäfer.

„Nun so gehe mit Gott!" sprach der Fremde, woraus der Königssohn erkannte, daß das kein böser Geist ist, denn sonst hätte er nicht gewagt, von Gott zu sprechen.

„Ich gehe auch!" sprach der kleine Königssohn. „Ich werde die bessere Welt auch ohne Dich finden. Ich habe schon oft gehört, wo der Weg dahin ist."

Der kleine Prinz hatte schon öfter erzählen gehört, daß dort, zwischen den Felsen ein wilder, blutdürstiger Tiger wohnt, der schon so manchen Jäger und Ziegenhirten in die andere Welt entführte. Er wird auch ihn hinübertragen.

Er ging also, bis er die Felsenhöhle des Raubthieres erreichte. An den vielen zerstreuten Gebeinen, mit welchen die Erde bedeckt war, erkannte er sie. Der Tiger war zu Hause, man hörte ihn brüllen. — Nun, Du Struppiger! Hättest Du es gewagt, in die Höhle einzutreten?"

„Nicht einmal, wenn mein Ballen hineingefallen wäre."

„Siehst Du, der Königssohn war nicht so furchtsam;

er schrie in die Höhle hinein: „He, du Tiger, komm' hervor! Ich bin da, der Königssohn! Trag' mich rasch in die bessere Welt hinüber!"

Das Ungeheuer trat hervor, beleckte sich das blutige Maul, schlug mit seinem langen Schweife um sich herum und ging daran, den Prinzen mit einem Satze zu erfassen. — Weine nur nicht, Stumpfnäschen! Er hat ihn ja nicht erhascht!

Denn in diesem Augenblicke stürzte aus einer Felsenspalte eine Riesenschlange hervor, warf sich auf den Tiger, umklammerte mit ihrem schrecklichen Ringe Leib und Kehle des Ungeheuers und biß ihn in den Hals. Der Tiger schrie, brüllte, wälzte sich auf dem Boden; die beiden Thiere begannen einen Kampf auf Tod und Leben und fielen ineinander verschlungen in den tiefen Felsenriß hinab, von wo nur noch Klappern und unterdrücktes Geheul hörbar war. Sie hatten einander aufgefressen.

Der Prinz mußte in den Palast zurückkehren.

Unterwegs traf er einen Jäger, der auf der Schulter Bogen und Köcher trug.

„Ein curioser Jäger das, der noch jetzt mit dem Pfeile jagt," dachte der Prinz und sah ihm genau in die Augen. Es war der Mann mit den grünen Augen.

„Nicht wahr, Du kannst den Weg in die bessere Welt nicht finden, wenn Du mich nicht liebst?" sagte dieser und verschwand, als ob ihn die Erde verschlungen hätte.

„Warte nur," dachte der kleine Königssohn. „Ich habe einmal gehört, daß es ein großes Meer gibt, und daß viele Menschen, die auf selbem in Schiffen fuhren, den Weg in's Jenseits fanden. Vielleicht gelingt es auch mir, ihn zu finden."

Sogleich befahl er dem Großvezier, ein großes Schiff auf dem Schwarzen Meere auszurüsten; mit diesem fuhren sie in das Land der Feueranbeter, wo die Heimat der Mutter des Königssohns. Die Hinfahrt war glücklich, doch auf der Rückreise erhob sich ein furchtbares Unwetter. Es donnerte und blitzte, der Himmel verfinsterte und öffnete

sich, und als der Blitz ihn wieder erhellte, konnte man in dem offenen Himmel deutlich die glänzende Engelschaar sehen, als aber der Sturm die See spaltete, erblickte man auf dem Grunde die Meeresnymphen.

„Endlich!" dachte der Königssohn. „Sei es oben oder unten, jetzt werde ich den Weg in die bessere Welt finden."

Die Wogen hatten schon das Steuerruder zerbrochen und den Steuermann in's Meer geworfen; das Schiff näherte sich unaufhaltsam einem großen finstern Felsenufer; kein Zweifel, dort mußte es zerschellen.

In diesem Augenblicke bemerkte der Prinz Jemanden auf der Steuerbank, einen Fremden, der mit einem altmodischen Steuer das Schiff zu lenken begann.

„Sonderbarer Steuermann das, der mit solch' altem Steuer dieses große Schiff lenken will!"

Plötzlich legte sich der Sturm; Himmel und Meer schloßen sich wieder, das Schiff fuhr unbeschädigt an der drohenden Klippe vorbei und erreichte glücklich das heimatliche Gestade.

Der kleine Prinz sah sich nach dem sonderbaren Steuermann um, den Keiner kannte; dieser aber lachte: „Nicht wahr, Du findest die bessere Welt nicht, bevor Du mich nicht liebst?"

Der kleine Königssohn sah ihn an und erkannte in ihm den *Mann mit den grünen Augen*. Dieser aber verschwand, als hätte ihn das Meer verschlungen.

Jetzt aber begann der kleine Prinz ernstlich zu zürnen.

„Sollte es denn für mich gar keinen Weg in die andere Welt geben? Doch, doch! Ich hörte, daß schon viele Helden in der Schlacht den Weg in jene Welt gefunden haben!" Er befahl dem Großvezier, dem Tartarenkönig auf der Stelle Krieg zu erklären.

Und der Großvezier brach mit seiner Armee in das Land des Tartarenkönigs ein, dieser war aber ein gar mächtiger König. Er ließ die Armee des kleinen Prinzen immer tiefer in sein Land eindringen und umzingelte sie dann von allen Seiten.

Der Großvezier erschrak. „Wir sind verloren, kleiner Königssohn! Der Tartare kennt keine Gnade, er tödtet uns oder macht uns zu Sclaven. Sein Heer ist zahlreich, wie die Heuschrecken."

Der kleine Königssohn war darüber höchlich erfreut.

„Lasse sogleich die Schlacht beginnen, damit wir es je schneller überstehen."

Doch der Großvezier war so erschrocken, daß er sich als gemeinen Soldaten verkleidete und sich versteckte; er wagte nicht, das Heer anzuführen. Dadurch wurde auch das ganze Heer entmuthigt, so daß sie sich dem Feinde ergeben wollten. Plötzlich erschien an der Spitze der Armee ein unbekannter Reiter in einem Anzuge, wie ihn noch Keiner gesehen. Sein Säbel glich einer Flamme oder einer Schlange. Er begeisterte die Krieger und führte sie gegen die Tartaren. Doch kaum wurden die Trompeten zum Angriffe geblasen, als auch schon der Tartarenkönig mit seinem Stabe barfuß, in härenem Gewande, ohne Waffen, mit reichen Geschenken vor dem Königssohne demüthig erschien und um Frieden bat. „Denn," sagte er, „ich kann nicht kämpfen; meine Soldaten erkrankten und liegen auf der Erde, ihre Hände und Füße krampfhaft schüttelnd."

Der Prinz erkannte wieder den Mann mit den grünen Augen, — er war jener Feldherr. Dies betrübte ihn sehr. Er sah ein, daß er ohne ihn niemals jene Welt finden wird, in welcher sein Vater und seine Mutter sind. So entschloß er sich also, den Mann mit den grünen Augen in seiner Höhle aufzusuchen und ihm zu sagen, daß er ihn liebe. Er ging auch hin und rief ihn aus seiner Höhle heraus. Der Mann mit den grünen Augen hatte ein Gewand von Zunder, einen Hut von Schwamm mit grünschimmeliger Einfassung, sein Gesicht war gelb wie Wachs und seine Lippen blau wie Maulbeeren.

„Nun, theures Kind! liebst Du mich endlich?" frug er den kleinen Königssohn.

„Ja, ja, ich liebe Dich; zeige mir nur endlich den Weg in die bessere Welt!"

„Ich zeige ihn Dir, doch mußt Du zuvor aus meinem Korbe eine Pflaume essen und mich einmal küssen."

Er hatte nämlich in seiner Hand einen Korb, welcher mit Pflaumen gefüllt war, die ebenso wachsgelb waren, wie sein Gesicht. Der kleine Königssohn nahm eine von den Pflaumen und aß sie. „Nun nur noch einen Kuß!" Auch das that er. „Huh, wie kalt waren deine Lippen!" sagte er, in sich zusammen schauernd.

Durch diesen Kuß und durch die einzige Pflaume fand dann der Königssohn, was er so lange sehnsuchtsvoll suchte: den Weg in jene bessere Welt, wo Vater und Mutter ihn erwarteten. Er ist noch jetzt dort und läßt euch grüßen."

Während des Erzählens kämmte die Königstochter ein kleines hellblondes Mädchen, welches, Augen und Mündchen offen dasaß und jedes Wort der Fabel verschlang; nun sie zu Ende war, frug sie: „Aber, was ist denn eigentlich in der andern Welt?"

„Dort leben die Leute sehr gut: die Sonne scheint immer, und ewiger Frühling ist dort; man arbeitet nicht, jeden Tag ist Erzengel Michael-Fest; Alles, was dort lebt, freut sich und liebt einander. Keiner ist hungrig und Keiner ist durstig, und alle Menschen spielen mit den lieben Engelein."

„Hörst Du, Herzchen," lallte die kleine Blonde, „wenn man in der besseren Welt nicht essen und trinken darf, geht Papa und Baba nicht hin!"

Bethsaba mußte laut lachen und bedeckte das kleine Kind mit Küssen.

Worauf aus dem anderen Zimmer lautes Händeklatschen erschallte.

XXIV.

Sie sind es ja nicht ....

Die schöne Erzählerin war belauscht worden.

Als sich die Tapetenthür öffnete, sah sie drei bekannte Gesichter: Zeneida, Puschkin, ihren gestrigen Retter, und Jakuskin, den Steuermann des Kahnes. Die beiden Männer waren auch heute ganz mit Straßenkoth bedeckt; man sah es ihnen an, daß sie von der Arbeit kamen.

„Wir haben Sie belauscht!" sagte Zeneida. „Sie haben Ihr Publikum entzückt."

„Als ich den Kaukasus bereiste," sprach Jakuskin, „habe ich diese Fabel auch gehört. Der Mann mit den grünen Augen ist das allegorische Symbol des im Kaukasus grassirenden Fiebers. Die Bedeutung der Fabel ist die, daß, wer die Incubation dieses Fiebers erhielt, weder vom Schwerte verwundet — noch vom Raubthier zerrissen — noch vom Meere verschlungen werden kann: das grünäugige Schreckgespenst überläßt seine Erwählten keinem andern Tode!"

Bethsaba sah Puschkin vor sich, jene beiden Augen, in welchen umzukommen süß sein muß! Sie reichte ihm die Hand.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht gedankt, daß Sie mich errettet haben. Sie kamen gerade zur rechten Zeit. Ich hätte es nicht mehr lange auf dem Pferde ausgehalten."

„Aber wie konnte Ihnen die Fürstin dies gestatten?" frug Puschkin vorwurfsvoll.

„Ich selbst bat sie darum. Ich bedauerte sie, denn sie fürchtete sich und weinte sogar, was ich nicht mit ansehen kann. Wissen Sie nicht, ob sie glücklich nach Hause kam?"

„Sie ist ganz wohl; ich habe mich darnach erkundigt. Glauben Sie mir, daß ich eigens deshalb zu ihrem Palaste fuhr, weil ich wußte, daß Ihre erste Frage nach dem Befinden Ihrer Pathin sein wird. Nichts fehlt ihr. Noch in der Nacht ließ sie sich in einem Ponton nach Peterhof

bringen, wo sie in Sicherheit ist. An diesem Schlosse mußte sie vorüber; gewiß hat sie deshalb nicht um Sie heraufgeschickt, weil sie wußte, daß Sie hier gut aufgehoben sind."

Und Bethsaba nahm das Wort für keine Ironie; denn sie befand sich in der That wohl an dem Orte, wo man in Puschkin's Augen sehen konnte.

„Jetzt kann ich Ihnen aber für Ihre Rettung nichts geben, denn ich bin so arm."

„So, wie ich," entgegnete Puschkin.

Zeneida flüsterte Puschkin in's Ohr:

„Welch' unermeßlicher Reichthum müßte aus der Vereinigung eurer Armuth entstehen!"

Bethsaba kehrte zu ihrem Waschbecken zurück.

„Erlauben Sie mir, daß ich meine Kleinen weiter wasche. Die Pflicht geht vor Allem!"

„Gesegnet die Hände, die sich damit befassen!" sprach Puschkin, und jedes seiner Worte klang dem Ohre Bethsaba's wie Glückseligkeit.

„Nun weiß ich, daß ich ihn liebe," sagte sie für sich; „ich bin mit mir im Klaren darüber. Aber ob auch er mich liebt?"

„Wir müssen jetzt von Ihnen scheiden," sagte Puschkin; „ich wollte Ihnen blos Kunde vom Schlosse Ghedimin bringen. Wir gehen zurück. Die Flut steigt noch immer. Ganz Petersburg ist überschwemmt. Große Arbeit harrt unser. Doch im Laufe des Tages werden wir Sie noch öfter besuchen. Ihnen, theure Prinzessin, werde ich noch viele Geschenke bringen."

Geschenke?! Sagte nicht ihre Pathin, daß der russische Jüngling seiner Geliebten Geschenke bringt? Also doch!

„Geschenke?" frug sie mit naiver Freude und der Unschuldsröthe auf den lieblichen Wangen. „Was für Geschenke?"

„Eine Gruppe schmutziger Kinder in Lumpen, um sie zu waschen und anzukleiden."

Das Mädchen lachte und klatschte in die Hände.

„Ah, das ist gescheidt! Bringen Sie sie nur! Je mehr, desto besser! Diese Geschenke liebe ich!"

Die beiden als Matrosen gekleideten Männer eilten in ihren schmutzigen Stiefeln aus dem Boudoir.

„Du,“ sprach Zeneida zu Puschkin, ihn in den anstoßenden Saal begleitend, „dieses Mädchen hat Gott für Dich geschaffen.“

„Seit wann glaubst Du an Gott?“

„Geh, Du bist ein Narr! — Was weißt Du von Ghedimin?“

Puschkin zuckte mit den Achseln.

„Er ist zu Hause, befindet sich ganz wohl. Ich sah ihn durch seine Balconfenster, doch konnte ich ihn nicht sprechen, weil er das Fenster nicht öffnete. Er ist ein guter, wackerer Mensch, selbst tapfer, wenn er einmal drinnen ist; doch von selbst entschließt er sich zu nichts. Er liebt Dich gewiß sehr und ist um Deinetwegen recht besorgt, doch weiß er, daß Dein Palast genug hoch über der Flut liegt, und daß Du über zahlreiche gute Freunde verfügen kannst. Er ist gastfreundlich, freigebig und wird nachträglich ganz gewiß Hunderttausende für die Nothleidenden subscribiren, aber so weit geht er nicht, daß er sie in sein Haus aufnimmt, seine Säle beschmutzen ließe und ihnen eine Schale Suppe reichte, denn es fehlt ihm die Gattin, die ihn dazu ermuntern möchte. Er ist auch menschenfreundlich; doch fürchtet er sich, seinen Fuß zu befeuchten, denn er könnte Rheuma bekommen. Er ist eine große „Idee“, und er weiß es auch.“

„Du bist ein Verleumder. Ich bin davon überzeugt, daß er krank ist.“

„Sterbenskrank ist er sicher nicht, denn sonst hätte ihn die Herzogin nicht hier gelassen und wäre nicht allein nach Peterhof gegangen.“

„Eile nicht so sehr! — Was weißt Du vom Czaren?“

„Er fährt immer herum mit seinem Kahne. Jakuskin, komm her! Du bist dem Czaren begegnet; erzähle uns davon!“

„Ach was!“ sprach mißmuthig der Angeredete.

„Erzähle nur! Zeneida hört solche Dinge gerne.“

„Vor ihr habe ich kein Geheimniß. Sie kennt mich durch und durch uud weiß, daß ich vor keiner That zurückschrecke. Nachts bin ich mit meinem Kahne zweimal dem Pontone des Czaren begegnet. Nur Armesweite trennte uns von einander. Die Lampions seiner Leibgardisten beleuchteten seine Gestalt. Er selbst zog aus den Fenstern die wehklagenden Menschen heraus. Das sicherste Ziel für einen Pistolenlauf! In meiner Tasche befand sich die meinige scharf geladen. Ich nahm sie hervor, und um nicht in Versuchung zu kommen, steckte ich sie in's Wasser, damit sie nicht losgehen könne!"

„Siehst Du, Jakuskin!" sagte Zeneida.

„Folgere daraus gar nichts! Daß ich ihn in dem Augenblicke, wo er seinem Volke Gutes that, nicht tödten wollte, ist kein Beweis, daß ich meinen Plan aufgab. Ein Attentat, in einem solchen Augenblicke begangen, würde die Menschheit gegen den Thäter empören. Nein, nur keine Empfindelei! — Ich schonte seiner aus wohlberechnetem Egoismus. Ich will Dir noch mehr beichten, was ich selbst Puschkin noch nicht sagte. Zum zweitenmale — und nicht von ohngefähr — traf ich den Czaren bei der „Bärenkeule". Die „Bärenkeule" liegt in jenem Stadtviertel, welches jenseits der Unischkoffbrücke mit der Jelagnaja-Straße beginnt, von deren Existenz die Petersburger Hig-life keine Ahnung hat. Und doch endigt der schöne elegante Newsky-Prospect in diesem Labyrinthe des Elends und Schmutzes; doch so weit dringen die Equipagen der großen Herren niemals. Dort paart sich Europa's Schutt mit Asiens Unrath. Und bei einer großen Katastrophe schwimmt der Unrath oben auf. Unsere geehrten Freunde wurden ziemlich mal à propos von der Improvisation der Newa überrascht: sie hatten eine andere Vorstellung erwartet. Der Morast hatte sie aus ihren Löchern herausgeschwemmt; sie retteten sich auf den Boden. Und schreien können sie vortrefflich! Als der Czar sah, daß dort viele Menschen in Gefahr schweben, ließ er dorthin rudern. — Ich folgte ihm von der Ferne und sah, wie er jene Menschen einzeln aus den

Bodenlöchern hinunterhob, und wie unterwürfig sie jetzt waren. Ich mußte mir in die Faust beißen, um nicht hell aufzulachen. Die Gesellschaft der „Bärenkeule" führt der Czar in den Winterpalast, auch Herr Marat wird eine Schale „Kwaß"-Suppe von ihm bekommen und zähneklappernd sagen: „Danke!" Doch ein wahrhaftiger Lachkrampf erfaßte mich, als unser Freund Dobujoff als Napoleon Bonaparte maskirt aus der Spelunke hervorkroch. Der Czar rief: „Diantre! Est, que vous êtes retourné de Sainte Hélène?" worauf Napoleon gestand, daß er kein Wort französisch verstehe. Jetzt aber erfolgte die Katastrophe. Nicht durch Menschenhand, sondern durch ein Stück Holz. Vor der Bärenkeule war eine hohe Fichtenstange aufgestellt, auf deren Spitze ein Pechkranz war. Von diesem reichte ein salpeteriges Seil herab, welches angezündet hätte werden sollen; wahrscheinlich zum Signale. Die Eistafeln der Flut erschütterten den Stamm, er begann zu wanken und hätte in seinem Falle den Czaren und seine Begleiter zerschmettert; doch zum Glücke war dort ein Mann, der die drohende Gefahr beizeiten merkte und, mit starker Hand das herabhängende Seil erfassend, hastig daran riß, wodurch der Stamm neben dem Kahne niederschlug."

„Dieser Mann warst Du!" sagte Zeneida.

„Lassen wir das! das sehe ich schon, daß ein Edelmann kein gemeiner Meuchelmörder sein kann. Der ist in den Situationen wählerisch. Bei besserer Gelegenheit!"

„Nur noch Eines!" sprach Zeneida. „Berührte der Czar auch den Petrovsky-Garten?"

„Nein!"

„Gut! Ich will Euch nicht länger zurückhalten."

Die beiden Männer eilten zu ihren Fahrzeugen hinab; Zeneida aber ging zu Bethsaba zurück. Die Königstochter hatte bereits alle Muschikkinder angekleidet.

„Nun, Kinder!" sagte Zeneida zu ihnen, „nehmt euch bei den Händchen und gehet hübsch paarweise in den Wintergarten. Dort wird man euch Frühstück geben, dann

könnt ihr spielen." Wintergarten! Palmenwäldchen! Für Muschikskinder.

Dann wandte sie sich zu Bethsaba:

„Jetzt, meine theure kleine Prinzessin, bleiben Sie allein hier. Baden Sie sich in heißem Wasser, das wird Ihnen nach der gestrigen Erkältung wohl thun. Ich komme erst in einer Stunde zurück. Dort steht ein Glöckchen; wenn Sie etwas brauchen, läuten Sie damit!"

In Bethsaba's Kopfe summte es förmlich. Alles war ihr neu und ungewohnt.

Eine wollüstige Mattigkeit bemächtigte sich nach dem Bade ihrer Nerven und belebte zugleich ihre Phantasie. Schade nur, daß sie Niemanden hatte, dem sie ihre Gefühle und Gedanken mittheilen konnte, es wäre doch so gut gewesen!

Wenn zum Beispiele Sophie hier wäre!

Ja, wenn sie hier wäre, dann möchte sie sich auch nicht fürchten.

Zwei junge Mädchen beisammen sind das Sinnbild der Heldenmüthigkeit.

Und jetzt kam ihr in den Sinn, was wohl Sophie in dieser großen Gefahr macht? Gibt es Jemanden, der an ihre Rettung denkt? Verzweifelt sie nicht ob des unausgesetzten Sturmgeläutes und des sich immer und immer wieder erneuernden Kanonendonners? Weint sie nicht, wenn sie zum Fenster hinausblickt, und die riesige Eisflut sieht? . . . Bethsaba schauderte zusammen. Ihre erregte Einbildung führte die Freundin vor ihren Geist, wie sie vor dem großen Bilde kniet und mit erhobenen Händen um Befreiung fleht. Ob ihr Gebet wohl nützen wird? Oder ist es nur ein leichter Hauch gegen den Auster?!

Sie faltete ihre Hände, ihr zu helfen; vielleicht hat das Gebet zweier Mädchen größere Wirkung. Schade, daß in diesem Zimmer nicht ein Heiligenbild ist. Sie mußte ihre Augen schließen, damit so ein Götzenbild des Buddha nicht etwa glaube, daß sie ihr Gebet an dasselbe richte.

So fand sie die zurückkehrende Zeneida.

„Sie beten schon wieder, Prinzessin? Jetzt ist's Zeit zum Handeln!"

„Aber, was kann ich thun?"

„Vor Allem trinken Sie diese Weinsuppe, die ich Ihnen brachte. Ich möchte Sie gerne wieder im Vollbesitze Ihrer Kraft sehen, denn ich brauche Ihre Hilfe."

„Meine Hilfe?"

„Setzen Sie sich nur und frühstücken Sie. Unterdessen werde ich Sie in meinen Plan einweihen."

Bethsaba zitterte. Es fiel ihr der Drache in dem Märchen ein, der die gefangenen Kinder mit Mandeln und Rosinen bewirthete und erst dann tödtete. Kaum konnte sie die Suppe hinunterbringen.

„Sie werden wohl jenes einstöckige Haus kennen im Garten neben dem Ingenieur-Gebäude, in welchem ein einsames Mädchen mit einem weiblichen Dienstboten wohnt?"

Bethsaba verlor kein Wort.

„Den amtlichen Daten zufolge liegt jenes Haus um vier Arschin tiefer, als dieses Schloß. Folglich hat die Flut, da sie hier bis zur Treppe reicht, dort schon das ganze Parterre überschwemmt und reicht schon an die Fenster des Stockwerkes; wächst die Flut — und sie wird wachsen — nur noch um einen Arschin, so strömt das Wasser zum Fenster in die Stockwohnung hinein. Wenn nun die Ueberschwemmung — was leider gewiß ist — noch zwei bis drei Tage dauert, muß das arme, zarte Mädchen verzweifeln. Ihr einziger Beschützer kann sie nicht retten wegen seiner Stellung, Andere aber schickte er vergebens statt seiner, denn das Mädchen ist störrisch und mißtrauisch. Sie wird sich keinem Fremden anvertrauen, denn sie fürchtet, daß man auch sie vernichten will, wie die Fürstin Tarrakonoff. Es ist also nicht anders möglich, sie aus dem gefährdeten Hause zu retten, als wenn Sie mitkommen, denn Sie kennt und liebt sie. Auf Ihren Ruf wird sie vom Balcon in den Kahn hinabsteigen, dann bringen wir sie in dieses Haus: sie Beide werden im Schlafzimmer wohnen, so lange die Gefahr währt. Sie werden nicht allein sein in dieser Schre-

ckenszeit; und auch sie wird sich in Ihrer Gesellschaft wohl befinden. Wenn dann die Gefahr vorbei sein wird, führen wir sie wieder in ihre Wohnung zurück."

Während dieser Rede vergaß Bethsaba zu frühstücken. Ihre Augeu öffneten sich immer mehr, ihre Wangen rundeten und rötheten sich, sie lachte unter Thränen, und als Zeneida ihren Plan mitgetheilt hatte, sprang sie zu ihr hin, ergriff mit ihren Händen Zeneidens Schultern, sah ihr treuherzig in die Augen und sagte freudig:

„Ach, Sie sind ja gar nicht der Teufel!"

Zeneida mußte lachen.

„Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich der Teufel bin?"

„Meine Pathin. Aber ich sehe jetzt, daß es eine Lüge ist."

„Das ist nur so eine Redensart! Wenn man Jemandem zürnt, nennt man ihn Teufel."

„Wegen des geschossenen Hirschen zürnt Ihnen meine Pathin, nicht wahr?"

„Ja, deshalb."

„Aber sie hätte mich doch nicht damit erschrecken sollen, daß der Teufel so aussieht."

„Närrchen! Es gibt ja keinen Teufel. Die Menschen lieben es nur, ihre eigenen Schlechtigkeiten einem idealen Wesen anzudichten, welches an ihren Sünden gar kein Interesse hat."

„Aber Sie sind dennoch eine Fee! Denn Sie haben in meiner Seele gelesen, wie sehr ich mich sehnte und sorgte um Sophie. Gerade darum habe ich ja zu Gott gebetet, daß er meine arme, kleine Sophie errette und sie hierherbringe. Und da treten Sie ein und bringen mir, wie der Sendbote im Evangelium, die tröstende Antwort: Gehe selber hin und hole sie Dir! Wagen Sie noch zu behaupten, daß das Gebet nicht gut ist?"

„Dem, der glaubt, ist es gut," entgegnete Zeneida, und küßte die Stirne des Mädchens, worauf diese mit ihren beiden Armen die Dame liebend umarmte und sagte: „Dutzen wir uns!"

Und sie küßten sich.

Dann lief Bethsaba mit ausgelassener Freude zum Frühstückstische hin und trank in einem Zuge fast die ganze dampfende Weinsuppe. Etwas davon blieb auf dem Boden des Glases. „Das mußt Du trinken, das habe ich Dir übrig gelassen," sprach sie zu Zeneiden.

Hiemit ward der Bund geheiligt.

„Ich bin bereit; wir können schon gehen," sagte die Königstochter.

„Warte nur noch ein klein wenig; zuerst sollen die Herren weggehen. Wir werden durch die Gartenpforte hinausfahren und nehmen blos einen Steuermann und einen Hakenträger mit uns."

„Nicht wahr, wir werden rudern? Ich bin stark und verstehe es."

„Es wird unnöthig sein. Zwischen dem Treibeise kann man nur mit dem Haken vorwärtskommen, besonders der Flut entgegen."

„Und dennoch behaupte ich, Zenidchen, nicht wahr, Du wirst mich auch „Bethsi" nennen? daß Du eine Fee bist! Ich muß Dir nur gestehen, daß ich mich vor den guten Geistern nicht fürchte. O, in meiner Heimat sind deren viele; Tamara war ihre Königin. Denn wenn Du keine Fee wärest, wie könntest Du es sonst wissen, daß diese Ueberschwemmung noch zwei bis drei Tage dauern wird?"

„Das ist kein Zauber, meine liebe Bethsi, der Barometer dort an der Wand zeigt auf andauernden Sturm. Und dann lesen wir auch Alle in den Chroniken der Stadt, daß die Gefahr immer mehrere Tage andauert, wenn der Südwestwind die Newa zum Austritt bringt."

„Nun, das ist sehr einfach. Also keine Prophezeiung? Aber Du hast noch ein Anderes gesagt, — daß jener Herr, welcher Sophiens einziger Beschützer ist, nicht zu ihr hingehen wird können. Welcher Barometer hier hat Dir das gesagt?"

„Hm!" — Zeneida drückte die Lippen aneinander und dachte einen Moment lang nach — „weißt Du, wer jener hohe Herr ist?"

„Wie denn nicht? Wie oft hat er mich dort bei Sophie getroffen und sich auch Märchen von mir erzählen lassen! — Sophie aber hat mir Alles gesagt, Alles, auch solche Dinge, die Niemand weiß. Die werde ich Dir alle erzählen, denn wenn man sich liebt, muß man einander Alles sagen, was man weiß. Nicht wahr?"

„Gewiß! Also, meine Liebe: bisher konnte der große Herr nicht zu Sophie kommen, weil die Gefahr von der großen Newa ausging, und weil es sich für ihn gebührte, daß er an den am meisten gefährdeten Orten erscheine, um die Bemühungen zur Rettung durch seine Gegenwart anzueifern und ihnen Erfolg zu verschaffen. Wenn er anstatt dessen zuerst zu Sophie geeilt wäre, welche bei der kleinen Newa wohnt, was wäre da für Unruhe entstanden. — Nicht wahr, Du verstehst mich?"

„Sehr gut verstehe ich Dich!" sagte Bethsaba traurig.

„Heute aber lassen sie diesen hohen Herrn nicht mehr hinaus auf die überschwemmten Gassen."

„Wer?"

„Seine Räthe."

„Warum nicht?"

„Weil sie einer Verschwörung auf die Spur gekommen sind, die gegen sein Leben gerichtet ist."

„O, mein Gott!" seufzte Bethsaba auf und gelangte mit einem Male an den letzten Ring der Gedankenkette. — Verschwörnng gegen das Leben des Czaren, und Zeneida weiß davon! Von wem konnte sie das so schnell erfahren haben? — Von diesen beiden Männern! — Aber von welchem?

Furchtsam trat sie an Zeneida heran, und sich über ihre Schulter beugend flüsterte sie:

„Aber nicht wahr — nicht dieser — dieser Jüngere — hat Dir das gesagt?"

„Nein, nein," sagte Zeneida, die ganze Seele des Kindes durchblickend. „Für ihn fürchte nichts! Seine Hand und sein Herz sind hievon rein."

„Und Du bist dabei?“ frug das Mädchen mit der Fingerspitze Zeneida's Brust berührend.

Zeneida war überrascht von dem directen Verhör. Ist das kindliche Neugierde oder bedeutet es mehr?

Bethsaba bemerkte ihr Befremden.

„Denn siehst Du, zwischen Jenen, die einander lieben, darf es kein Geheimniß geben. Ich sage Dir auch, was ich weiß, und was ich noch Keinem gesagt habe, nicht einmal meiner Taufpathe, denn bei ihr glaube ich, daß ich sie mehr fürchte, als liebe. Aber Dich liebe ich so recht, recht; darum sage ich Dir auch, daß ich auch weiß, wie fürchterlich man sich gegen ihn verschworen hat. Er hat es Sophien selbst gesagt. In Petrowsko ließen ihn die empörten Bauern und Soldaten nicht weiter reisen, verspotteten ihn und drohten ihm, — er müsse zurückkehren. Diese Leute sind zerlumpt und hungern, da glaube ich's daß sie ihm böse sind. Aber was hast Du gegen ihn? Du bist reich, bist schön und gefeiert, warum bist Du also doch mit in der Verschwörung?“

In Zeneida blitzte eine Idee auf. Dieses Kind konnte in der Kette noch einen Ring bilden, der eben fehlt.

„Komm, laß' uns flüsternd sprechen, daß es selbst die Wände nicht hören können. Auch ich habe Dich lieb gewonnen und sage Dir Alles aufrichtig, was ich weiß. Auch ich bin mit in der Verschwörung, ich spiele eine große Rolle darin.“

„Was hast Du für einen Grund dazu?“

„Ich bin eine „Kalevaine.“

„Aber was ist das „Kalevaine“?“

„In der Suomalainensprache dasselbe, was Du bei den Grusen bist. Ein Mädchen, das, als es zur Welt kam noch eine Heimat hatte und sie jetzt nicht mehr hat, dessen Nation damals noch Suomalein war, während man sie heute die finnische, tschudische nennt. Du erinnerst Dich gewiß eben so wie ich an die Gegenden und Gestalten, die Dich bis zu Deinem sechsten Jahre umgaben, die Du nimmer wieder gesehen und doch nie vergessen kannst?“

„O das ist wahr!“

„Nicht wahr? Inmitten aller Herrlichkeit der Welt,

die Dich bei den glänzendsten Hoffesten umgibt, wird es Dir plötzlich wehe um's Herz, wenn Dir die dunklen Wälder mit dem wilden Wein verwachsen in den Sinn kommen, die Ritter, welche den brausenden Bergfluß auf raschen Pferden übersetzen, die weithinschauenden blauen Berge und der Ahnenpalast, wo vor dem Throne Deines Vaters die Mursen mit gesenktem Haupte erschienen?"

„O gewiß, gewiß!"

„Und auch jetzt denkst Du noch der Märchen, denen Du beim Murmeln der grusischen Bäche gelauscht hast?"

„So ist es — ganz so!"

„Nun siehst Du, eben so ergeht es mir mit jenen Erinnerungen, die wie das Brausen des Imatra ewig auf und nieder rauschen in meiner Seele. Eben so wenig kann ich die moosbedeckten Felsen, die ältesten Gipfel der Welt, die Fata morgana der finnischen Ebene, die rothbedachten Häuser, die Zimmergebälke, an denen die Brode an Stricken gereiht herabhängen, die Ursagen der Kalevala und die Freiheit des Volkes vergessen, von der mein Vater so viel gesprochen. Damals verstand ich nicht, was er mir sagte, aber jetzt erinnere ich mich daran — verstehe ihn!"

„Ich erinnere mich auch — aber ich verstehe es noch immer nicht."

„Dieser Czar nahm Dir wie mir das Vaterland, er nahm unserem Volke seine Freiheit! Und als wir dann verwaist, vaterlandslos geworden waren — durch ihn, da wurde er statt unseres Vaters unser Vater, für unser kleines Vaterland gab er uns ein großes, statt unseres stillen Heims die Herrlichkeit der Welt! Als Mensch war er unser Vater, als Czar unser Tyrann. Für das Eine kann ich ihm nicht undankbar sein, das Andere kann ich ihm nicht verzeihen. Und so stehe ich gebannt zwischen zwei Pflichten. Als meinen angenommenen Vater muß ich sein empfindliches Herz schützen, muß ihn hüten vor dem meuchlerischen Dolch, vor Schmerz und Kränkung; aus der Eisenhand des Tyrannen aber muß ich mein Vaterland, sein Volk und seine Freiheit reißen! — Hast Du mich verstanden?"

„Ich sehe Dich vor mir fliegen, aber ich kann Deinem Fluge nicht folgen, Dich nicht erreichen. Sprich: ist „er" auch in der Verschörung?"

Zeneida verstand, wen sie unter diesem „er" meinte.

„Nein! — Er darf es nicht! — Ich will nicht — daß er daran theilnehme."

„O dann erlaube auch mir, nicht dabei zu sein! Würdest Du gesagt haben, daß er dabei ist, so müßte auch ich es sein."

„So ist's! Ihr müßt Einer den Andern zurückhalten. Aber dennoch mußt Du mir in einem Theile der schweren Pflicht beistehen."

„Sprich, was ich thun soll, ich folge Dir!"

„Unsere erste Sorge ist, Sophie hieherzubringen, und Jenen, dessen Herz um sie bangt, zu benachrichtigen, daß ihm nicht bange um sie sein möge."

„Erlaubst Du, daß ich zuerst zu Sophien gehe?"

„Nur Du allein, sie würde auch sonst Niemanden hören."

Bethsaba aber hätte man keine größere Freude verursachen können, als daß sie zuerst aus dem Nachen auf den Balcon des verborgenen Häuschens im Petrowsker Garten treten durfte.

Die Flut reichte bereits an den Balcon und sie durfte zu dem verzweifelten Mädchen eilen mit den Worten: „Du bist befreit."

Dem armen Mädchen fehlte es bereits an allen Lebensmitteln, wie an allem Heizmateriale, denn Alles war durch das in die Keller und Speisekammer dringende Wasser unbrauchbar geworden. In Pelze gehüllt saß sie dort am Fenster und auf die Scheiben hauchend, staunte sie die großen Eistafeln an, die über die völlig niedergerissene Umzäunung hinweg heranschwammen. Manche durchschneiden mit ihren scharfen Kanten die großen Spieren wie mit einer Säge, die anderen bäumen sich auf in ihrer ganzen Länge vor dem Stamme, der ihnen im Wege steht, die nachfolgenden stauen sich an ihrem Rücken, bis plötzlich die starke Birke krachend unter ihnen zusammenbricht. — Wenn das

Eis den Park vernichtet hat, kommt die Reihe an das Haus. Auf dem Schreibtische war dar Zettelchen aus Strohpapier bereitet, daneben der Bleistift. Sophie wollte etwas schreiben.

In einem Käfige hatte sie eine Posttaube. Diese hatte ihr der Czar gebracht, damit sie ihn verständige, wenn sie sich einmal in großer Gefahr befinden sollte.

Sie wartete mit der Mittheilung bis zur äußersten Grenze der Gefahr, denn sie wußte, wie schwer es ihm fallen muß, ihr zu Hilfe zu kommen. Es läßt sich nun denken, wie groß ihre Freude war, als Bethsaba durch die Balconthür bei ihr eintrat.

Sophie ergriff sofort den Stift und schrieb mit bebenden Fingern auf's Strohpapier diese Worte nieder: „Ich bin gerettet, und in guter Hand; sei ohne Sorgen!"

Sie frug gar nicht, wohin man sie führt. Dem Rufe Bethsaba's folgte sie getrost. Sie band den Zettel unter die Flügel der Taube; die fliegende Post flog hoch in die Lüfte und verschwand dann in der Richtung des Winterpalastes.

XXV.

Gog und Magog.

Der Czar hatte sich diese Nacht gar nicht entkleidet. Er warf sich ermüdet auf das — blos mit einer Bärenhaut bedeckte — Ruhebett.

Schon vor Sonnenaufgang war er auf den Beinen, und ohne seine Kleider zu wechseln, trat er an's Fenster. Dieses war zugefroren; er mußte es daher aufmachen. Plötzlich schlug er es wieder zu. Ein schauderhafter Anblick das! In fieberhafter Erregung zog er seinen Mantel an und ging hinaus.

Im Vorzimmer erwartete ihn sein Leibarzt, Sir James Wylie. Er trat dem Eilenden entgegen.

„Euer Majestät dürfen heute nicht ausgehen!“

„Ich darf nicht? Wer befiehlt mir?“

„Ich verordne nur. Dies Recht hat der Arzt auch Fürsten gegenüber.“

„Aber ich bin nicht krank.“

„Dann werden Sie es. Ihre Gesundheit ist gefährdet.“

„Sie steht in Gottes Hand.“

Und er ging weiter.

Im Audienzsaale fand er Araktsejeff.

„Euer Majestät kann heute nicht ausgehen.“

„Also Du ordinirst auch schon, nicht nur der Arzt?“

„Das Leben Euer Majestät schwebt in Gefahr.“

„Nicht zum ersten Male. Er, der mich gestern schützte, wird mich auch heute nicht verlassen. Sei ein Christ und halte mich für kein Kind, das sich mit Märchen schrecken läßt. Bleibe auf Deinem Platze, ich gehe auf den meinen!“

Araktsejeff kannte den Czaren und wußte, daß Widerspruch ihn noch hartnäckiger macht. Er stellte sich daher ehrfurchtsvoll zur Seite, als der Czar an ihm vorüberschritt.

Der Czar passirte allein den langen Corridor, der mit den Bildern seiner Schlachten voll war. Am Ende des Ganges erwartete ihn ein kleiner Negergroom mit einem Briefchen, das er wortlos überreichte. Es war der Diener der Czarin; ein Geburtstagsgeschenk von ehemals.

Der Czar durchflog den Brief, dann ließ er den Kopf hängen. Er sprach kein Wort, ging auf sein Zimmer, legte seinen Mantel ab und blieb zu Hause.

Den Brief hatte die Czarin geschrieben, und er enthielt nur Folgendes: „Ich fürchte mich allein im Schlosse; bitte, verlassen Sie mich jetzt nicht!“

Das war ein Befehl! Diesem muß selbst der Herr der Welt gehorchen. Die Gattin fürchtet sich!

Jetzt ist er verurtheilt daheim zu bleiben, wie der eingekerkerte Sträfling!

Seit vierzehn Jahren hat die Gattin ihn um nichts gebeten. Heute thut sie es: wie könnte er ihr die Bitte abschlagen?

Nicht nur seine Herrscherpflichten mahnten ihn, dorthin zu gehen, wo die Elenden in Gefahr sind; sondern auch jener dunkle Drang nach Vorwärts, der seine Seele fortwährend anspornt, der ihn von einem Ende seines Reiches bis zum andern jagt, der ihn selbst bei Nacht nicht ruhen läßt, bis er aufsteht, sich in den Wagen setzt und von Straße zu Straße fährt. Das Bleiben auf einem Platze ist für ihn eine Folter. Erst diese Woche kehrte er von einer Reise heim, welche sich bis an die kirgisischen Steppen erstreckte. Und jetzt soll er zu Hause hocken? — Doch seine Frau bittet ihn darum.

Sie erbat sich ja nichts Großes von ihm. Sie bittet ihn ja nicht, zu ihr in's Zimmer zu kommen, ihr Gesellschaft zu leisten, sie zu trösten und zu ermuntern; sie bittet ihn nur, mit ihr unter einem Dache zu bleiben.

Jetzt hatte er Muße, von einem Ende seines Zimmers bis zum andern zu spazieren, und zu lauschen dem Glockengeläute, dem Sturmgebrülle und dem Klatschen der Wogen, deren Gischt bis an seine Fenster hinanspritzte.

Plötzlich schrie er: „Wo bist Du Sophie?"

Gut, daß ihn Niemand hörte; er war allein.

Sein Geist weilte in jenem, von den Wogen eingeschlossenen Häuschen; sein Blick durchlief die leeren Zimmer, in welchen Wind und Wetter ungehindert tobten, und als er sie nirgends entdeckte, rief er:

„Wo bist Du, Sophie?"

Diese Vision war noch peinlicher, als jenes wirkliche Schreckbild, welches die zürnende Natur draußen bot. Lieber sah er dies an. Er eilte auf den Balcon des Winterpalastes hinaus, riß dessen Glasthüren auf und starrte von dort hinab auf die gräßliche Verwüstung. Das war ein schauerlicher Anblick!

Breit wie ein Meerbusen wälzte der riesige Strom seine Wellen zurück in den Ladoga-See. Aus dem fernen Nebel lösen sich nacheinander die Visionen los, welche die rasend dahinstürzende Wasserfläche widerspiegelt.

Als Napoleon vom Kreml aus den Brand von Mos-

kau sah, wie der Sturm das Flammenmeer gegen die Stadt wälzte, rief er verzweifelt: „Aber, was ist denn dieser Wind?“ Jetzt frug Alexander auch, als er sah, wie der Sturm unaufhaltsam das Meer gegen seine Residenz peitschte: „Aber was ist denn dieser Wind?“

Umgestürzte Häuser mit zerstörten Dächern, an deren Stützen sich halbnackte Menschen klammern: und dort erhebt sich flehend ein kleines Händchen aus dem Mutterschooße. Ein Mann rudert mit einem Brette und findet kein rettendes Ufer.

Jeder Windstoß, jeder Wogenschlag bringt eine neue Erscheinung.

Jetzt kommt der Rest einer Menagerie. Der Strudel wirbelt die aneinandergeketteten Käfige im Kreise umher. Ein Königstiger durchbrach sein Gefängniß und stürmt jetzt brüllend von einem Käfige zum andern. Einige Männer klammern sich an die Gitter, wagen aber nicht das Dach zu erklettern aus Furcht vor dem Tiger. Alle werden sie dort umkommen. Menschen und Bestien kreischen und brüllen.

Die Wogen wälzen auch sie unerbittlich fort.

Nun folgt eine Brücke. Ein Fragment der stehenden Holzbrücke, zwischen Eisriesen eingezwängt. Zwischen den Balken steht, die Deichsel nach oben gerichtet, noch eine Kutsche, aus deren Innerem ein rosafarbiges Frauenkleid hervorblickt. Auch die Brücke und die Kutsche schwimmen weiter; krächzende Raben umschwärmen sie auf dem Eise und in der Luft.

Wer könnte all' diese Bilder verfolgen?

Der Strom stürmt dahin wie ein abgedrückter Pfeil, und die Woge spielt mit den Eisbarrieren; jetzt errichtet sie zusehends Pyramiden und reißt sie im nächsten Augenblicke nieder; Wirbel bezeichnen ihre Stelle. Der Granitquai ist längst zerbrochen, kein Ufer, kein Damm wehrt dem Flusse, welcher zum Meere anschwillt.

In der Nähe des Winterschlosses ist das Palais der Admiralität. Sein Dach ist von Erz. Der gräuliche Sturm riß ein Stück des Daches ab, rollte es mit einem donner-

ähnlichen Gepolter zusammen, wie einen Bogen Papier, ebnete es wieder, entführte es in die Lüfte, warf einzelne Tafeln wie Spielkarten umher, bis er endlich das ganze Dach zerriß und es auf den Hauptplatz niederschleuderte.

Jetzt kommen viele tausend Fässer mit Mehl, Zucker, Colonialwaaren beladen, welche die Flut aus den Entrepots des Börsengebäudes wegschwemmte. Die für den Winter aufgehäuften Nahrungsmittel einer ganzen Weltstadt — — ein Raub der Wellen! — — Wieder ein anderes Bild! In Schlachtenreihe aneinandergereiht wie eine Flotille nähern sich schwarze Kähne, die nicht zu dem Zwecke gemacht wurden, Reisende über dem Wasser, sondern unter der Erde zu expediren. Särge! Die Flut durchbrach die Mauer des Militärfriedhofes Smolenskaja, durchwühlte tausende von Grabhügeln, und bringt nun deren schweigsame Bewohner zurück in die Stadt, welche sich längst von ihnen verabschiedete. Die begrabenen Krieger kommen, um vor dem Czaren wieder einmal Revue zu passiren! Der Orcan schmettert die Trompete und die Woge rührt die Pauke! Auch die Grabkapelle ist da, und die Grabeskreuze ragen gespensterhaft aus den Eisbarrikaden hervor! . . . .

Und das furchtbare Cyclorama ist noch nicht zu Ende. Der Schrecken wächst noch immer! — In der Ferne zeigte sich ein dreimastiges Schreckbild! Das Gespenst einer Galeere! Im Kronstädter Hafen zerriß der Sturm die Ankerkette eines Kriegsschiffes, und jetzt kommt es mit voller Kraft in die Mitte der Stadt hineingebraust!

In diesem Augenblicke vergaß der Czar seine Würde, verhüllte sein Antlitz und weinte.

Er dachte gar nicht daran, ob ihn auch Jemand sehen könnte.

Und Viele sahen ihn.

Allen Jenen, welche der Czar in der Nacht aus den wankenden Häusern der Vorstädte gerettet hatte, Allen, die nicht wußten, wohin sich aus dem Gewühle des Volksfestes zu retten, ließ der Czar die westliche Wohnabtheilung des

Winterpalastes einräumen, und überließ den Vertretern des Elends die glänzenden Säle.

Solche Gäste hat der Winterpalast noch nicht beherbergt!

Die Neujahrsfeste vereinigen zwar hier vierzigtausend Gäste, doch diese fegen mit Seide den Boden und erhellen mit ihren Diamanten diese Marmorsäle.

Diesmal aber ist hier der Schauplatz für das Gepränge der Lumpen. Eine Weltausstellung von Armuth und Elend! Da war Alles, was die Schattenseite einer Weltstadt bildet und wovon die glänzenden Straßen keine Ahnung haben, ein Conglomerat der bittern Noth und der ruchlosesten Verworfenheit. Die sich am Tage aus ihren dumpfen Kellerlöchern gar nicht hervorwagen — haben sich im Winterpalaste ein Stelldichein gegeben. Der Czar schickte ihnen Speise und Trank. Und sie sangen die ganze Nacht das „Messerlied“, welches die Gesellschaft der „Bärenkeule“ sie gelehrt. —

Alexander hörte es und konnte sich an der frohen Laune seiner Gäste erfreuen.

Diese öffneten die Fenster, die Vordersten steckten ihre Köpfe hinaus und riefen den Uebrigen zu, was sie sahen.

Die Façade des Winterpalastes hatte zwei vorstehende Flügel. Die Geretteten waren in der westlichen Abtheilung einquartiert. Zwischen den beiden Flügeln erstreckt sich wie das Mittelstrichlein des Buchstaben E jene balkonförmige Halle, von welcher der Czar auf das Panorama der Zerstörung hinabschaute.

Als ihn seine Gäste erblickten, verstummten sie.

Es war eine imposante Gestalt, mit der kahl werdenden hohen Stirne, welche sich unbedeckt dem Sturme zuwendete. So lange er unbeweglich dastand, überging diese Unbeweglichkeit auch auf die Zuschauer.

Doch als sie ihn erschüttert weinen sahen, als sie merkten, daß auch der Czar ein Mensch sei: empörte sich plötzlich das Volk. Die Schwäche erweckt den Ingrimm!

Ein Mann, Marat's Bruder, benützte die Stimmung, sprang auf's Fenstergesims und schrie dem Czaren zu:

„Weine nur! Jetzt kannst Du Deine schöne Stadt beweinen! Diese Verwüstung hat uns der Rachegott als Strafe für Deine Sünden zugeschickt! Pest, Dürre, Hungersnoth — Alles kam um Deinetwillen! Denn Du bist taub für das Jammergeschrei unserer ruhmreichen Brüder, der Hellenen! Du gestattest, daß unsere Glaubensgenossen abgeschlachtet werden! Ihr unschuldig vergossenes Blut schreit um Rache zum Himmel! Du bist die Ursache dieser Zerstörung! Um Deinetwillen straft uns Gott!"

Der Lärm des Volkes drinnen unterdrückte die Schlußworte. Das Heulen übertönte den Sturm. Die aufwiegelnde Rede versetzte die ohnehin aufgeregten Unglücklichen in Wuth. Der Refrain des Messerliedes erschallte, und dazu als Begleitung ungestümes Gepolter.

Das Volk versuchte die schweren Thüren zu sprengen, welche die in die Wohnung des Czaren führenden Corridore abschloßen.

Der Czar war auf seinem Balcone durch zweifachen Schrecken festgebannt. Hinter ihm die heulende Volksmenge, welche seinen Tod verlangte, vor ihm die näherkommende Galeere. Es war eines der größeren Kriegsschiffe. Im Winter, wenn diese Schiffe zwischen dem Eise eingefroren sind, beherbergen sie keine Mannschaft auf ihnen. Die geringe Wachmannschaft des Schiffes hat sich wahrscheinlich gerettet, und nun kommt es ungehindert heran auf der endlosen Wasserfläche, und, wie es scheint, gerade auf den Winterpalast los.

Als der Lärm ertönte, öffneten sich plötzlich alle Fenster der Mittelwohnung, und dreifache Bajonnetreihen starrten daraus hervor. Bei einem Fenster stand Araktsejeff und rief mit seiner grausamen, kreischenden Stimme zu den Empörern hinüber:

„Verstumme sofort, Du Volk Gog's und Magog's! oder ich schleudere Dich in die Eisflut zurück, aus welcher Dich dein Herr rettete! Undankbares, wildes Volk!"

Das war Oel auf das Feuer.

„Hoho, Araktsejeff!" brüllte es aus tausend Kehlen. „Dort ist der böse Geist!"

„Komm doch!“ schrie Marat. „Sehen wir einmal, ob Deine tausend Bajonnete unsere zehntausend Messer besiegen werden? Beginne! oder wir fangen an!“

Die Galeere kam immer näher.

Als sie nur noch drei Faden weit vom Winterpalaste entfernt war, da bemerkte der Czar im Steuerhäuschen einen Mann, der das Rad drehte.

„Was machst Du, Mensch?“ rief er ihn zürnend von der Höhe an.

Jener wußte, was er that. Es war Borbotuseff, der übergegangene Marineofficier. Wie er auf das Schiff kam? das wußte Keiner. Er steuerte gerade auf den Winterpalast los, denn er wollte ihn zertrümmern, damit alle darin Befindlichen, auch er selbst, dort ihr Grab finden sollen. Auf dem Maste prangte eine rothe Fahne.

Die streitende Menge und die Gardisten sahen von alledem nichts, die Balconhalle entzog ihnen diesen Anblick.

Jetzt gleich muß es sich zeigen, ob das Holzhaus oder das Steinhaus stärker ist?

Doch der Strom des Wassers war stärker als der menschliche Wille und anstatt des Schiffschnabels führte er die Seite der Galeere gegen den Winterpalast. Das Schiff ging sehr tief; an dem aufgewühlten Gesimse des Granitdammes zerschellte sein Boden, so daß es auf die Seite fiel und (wie die Ritter im Turnierspiele mit vorgestreckter Lanze) mit seinen Mastbäumen auf seinen steinernen Widersacher losstürzte. Ein furchtbares Krachen und Prasseln erschallte, zwei Mastbäume zerbrachen an den Säulen, der dritte drang durch das Fenster, worauf der ganze massive Bau vom Fundamente bis zum Giebel erschüttert wurde; und dennoch blieb der Stein der Sieger. Die schwere Galeere zerbrach in der Mitte; die eine Hälfte des Wrackes mit dem Schiffsschnabel warf das Wasser auf den Alexanderplatz hinaus, während das Hintertheil mit dem Steuermann zurückfiel in den Strudel und von der Flut mitgerissen wurde.

Der Zusammenstoß glich einem Erdbeben!

Plötzlich verstummte Alles: Volk, Soldaten, auch Araktsejeff selber fiel auf die Knie. Nur jener eine Mensch auf dem Balcone blieb stehen.

Er sah etwas in der Luft.

Eine Taube!

Die Taube flog auf ihn zu, drehte sich einmal in der Luft und ließ sich auf seine Schulter hinab.

Es war Sophien's Posttaube.

Alexander fand unter dem Flügel der Taube das Briefchen: daraus entnahm er, daß Sophie gut aufgehoben ist. Dann faltete er seine Hände zum Dankgebet und erhob sie zum Himmel.

Die Taube aber ist der heilige wunderthätige Vogel des russischen Volkes!

So wie die Taube sich auf die Schulter des Czaren niederließ, verwandelte sich die Wuth des Volkes in abergläubische Andacht. Man sah darin die Erscheinung des heiligen Geistes. Wer nicht verdammt werden wollte, mußte sich bekehren. Es war ein himmlisches Wunder!

„**Bozse czarja chrani!**“ begann plötzlich ein alter Muschik den Lobhymnus und alle Anwesenden sangen ihn nach. Araktsejeff's Bajonnete waren überflüssig geworden. Marat's Nachfolger verließ das Rostrum und verschwand unter der Menge. Wer hätte ihn auch unter zehntausend Menschen herausgefunden? Und wenn auch, so hätte er geleugnet, daß er es war.

Die Flut dauerte noch zwei Tage und ließ dreitausend umgestürzte Häuser und eine unzählige Todtenmenge zurück. Das Volk glaubte fest an die Strafe des Himmels, weil der Czar den Hellenen in ihrem Befreiungskampfe nicht zu Hilfe kam.

XXVI.

Unter den Palmen.

Draußen zehn Grad Kälte, tobende Stürme, Ueberschwemmung, Verwüstung, Elend, Revolution, Schreckensbilder — die Palmen wußten von alledem nichts. Auf dem großen, hohen Hügel, mit seinem Glasdache, herrscht ewiger Frühling, und große milchglasbedeckte Lampen ersetzen das Sonnenlicht. Die tropische Pflanzenwelt läßt sich täuschen. Die aus dem fernen Osten hergebrachten Pflanzenfürsten vergessen, daß sie nicht in ihrer Heimatserde wurzeln und hier nur grünen, aber niemals blühen. Mit Röhren wird der Boden unter ihnen geheizt, und Baumwolldünger erwärmt ihre Wurzeln.

Und im künstlichen Palmenwäldchen spielen Kinder, welche vergaßen, daß ihr Vater und ihre Mutter ferne weilen: vielleicht bedauern sie dies gar nicht. Hier hungern sie nicht und bekommen keine Schläge. Sie tanzen im Kreise und singen.

Zwei schöne Fräulein überwachen sie; so wie in dem Märchen — die Schützlinge der Feenkönigin — Königstöchter, wie in den Fabeln.

Bethsaba konnte jetzt schon eine solche Fabel erzählen, die wirklich geschehen ist. Ihre wunderbare Rettung aus der schrecklichen Gefahr; — die Erscheinung des schmucken Helden im Augenblicke der höchsten Gefahr; dessen schöne Augen, sein kühner Blick, seine heroische Gestalt . . . .

Sophie wird ganz begierig, ihn zu sehen.

„Du wirst ihn schon sehen. Er muß ja kommen, denn er hat es mir versprochen. Doch zögert er lange mit dem Einlösen seines Versprechens.“

„Er darf nicht wissen, wer ich bin,“ sagte Sophie. „Das ist hier ein Geheimniß. Unsere Hausfrau wünscht es.“

„Wir werden Dich nur Sophie nennen.“

„Sonderbar, daß Jede von uns Dreien nur Einen Taufnamen hat, nicht so, wie es bei uns gebräuchlich ist;

weder bei Dir, noch bei mir, noch bei Zeneida wird der Taufname unserer Mutter mitgenannt. Ich kann mir's nicht erklären."

„Auch ich nicht."

„Jetzt kommt er!"

„Wie weißt Du das?"

„Ich kenne ihn an seinen Schritten."

Er kam in der That. Zeneida führte ihn herein.

Jetzt war er noch morastiger und durchnäßter als das letzte Mal. Sein Haar war nach allen Seiten zerzaust; sein Gesicht geröthet vom kalten Winde. So war er schön!

Bethsaba hatte Sophien schon erzählt, daß auch hier eine Verschwörung geplant wird; doch „er" ist nicht dabei!

Wenn aber doch? Sophie glaubt nur, was sie sieht.

„Komm', komm' Puschkin!" sprach Zeneida mit eigenthümlich-strahlendem Antlitze. „Erzähle noch einmal ausführlich, was Du mir schon mitgetheilt hast."

Puschkin erzählte nun die Ereignisse vor dem Winterpalaste, deren Augenzeuge er war, mit der Begeisterung des Poeten, den die Bilder der Katastrophe so erwärmten, wie die Pythia der Dreifuß.

Ihm war das andere Mädchen fremd. Hätte er es gekannt, so hätte er nicht mit solch' prophetischem Feuer jene Schreckensscene geschildert, als der Czar unbedeckten Hauptes unter dem stürmischen Himmel stand, von der Volkswuth und der heranstürmenden Galeere zugleich bedroht.

O wie zitternd lauschte das Mädchen seinen Reden! Wie heißhungrig verschlang Sophie ein jedes seiner Worte! Die Gesichtszüge des Jünglings geboten den ihrigen. Ihre Lippen schienen stumm nachzusagen, was er erzählte!

Wie schaudernd verhüllte sie ihr Gesicht, als das Schiff mit dem Palaste zusammenstieß! Auch sie fühlte das Getöse und erbebte.

Als Puschkin aber von der Taube erzählte, — von ihrer Taube, — wie sie sich auf die Schultern des Czaren (ihres Vaters) niederließ, mit welcher Freude der mächtige Mensch seine Hände zum Himmel erhob, und wie von den

Lippen des gährenden Volkes plötzlich der Lobhymnus erklang: da konnte sich das arme, kranke, nervöse Geschöpf nicht länger halten. Sie schrie auf vor Freude, warf sich an Bethsaba's Brust, lachte und weinte zugleich.

Puschkin schrieb diesen Erfolg seinem poetischen Vortrage zu und war nicht wenig stolz darauf.

„Aber jetzt ist keine Gefahr mehr?" stammelte Sophie und wagte ihre thränenden Augen zum Jünglinge zu erheben.

Dieser verstand die Frage nicht.

„Die Gefahr ist noch nicht geschwunden; der Sturm beginnt zwar schon nachzulassen, und mit seinem Aufhören wird auch die Newa in ihre Becken zurückkehren; aber bis dahin kann noch viel Unheil entstehen."

„Nicht darnach habe ich gefragt, sondern ob er in keiner Gefahr schwebt? Er, der Czar!?"

Puschkin staunte. Was interessirt dieses junge Mädchen, Bethsaba's Freundin, der Czar?

„Gefahr, die ihm Menschenhand zugedacht, kann ihn nicht erreichen. Araktsejeff hat alle Anordnungen zu seinem Schutze getroffen. Die Volksmasse, die er in dem Winterpalaste aufnahm, wird in's Admiralitätsgebäude überführt. Und in solcher Zeit schützen ihn selbst seine Feinde, wenn er überhaupt deren hat."

„Wie ist das möglich?" frug sie und wartete auf Puschkin's Antwort mit derselben Andacht, wie man einst den Aussprüchen des Orakels gelauscht hatte.

Puschkin fühlte, daß er diesem Mädchen aufrichtig antworten müsse.

„Weil das „Menschlichkeitsgefühl" stärker ist als der „Freiheitsdrang." Jenes schützt den Sclaven, wenn ihn der Czar, — und den Czaren, wenn ihn der Sclave verfolgt!"

Die beiden Mädchen athmeten mit einem tiefen Seufzer in die Luft, welche mit diesen inhaltsschweren Worten belastet war.

„Du rufst ja eine ganze Verwüstung in diesen Herzen hervor!" flüsterte Zeneida Puschkin in's Ohr. „Geh doch an Deine Arbeit!"

„Mir brachten Sie also nicht die versprochenen Geschenke?“ frug Bethsaba traurig.

„Ich habe nicht daran vergessen; aber seit früh Morgens bemühten wir uns, die entfesselte Galeere aufzuhalten und festzumachen. Es mußte aber Jemand auf dem Schiffe sein, der unsere hinübergeworfenen Seile immer abschnitt. Deshalb konnte ich nicht an die Rettung kleiner Kinder denken.“

„Wenn Sie wieder etwas versprechen, so vergessen Sie es nicht!“ sagte das Mädchen im gramvollen Tone des Vorwurfes.

Puschkin begriff sie nicht. Warum dieser Ton? Wie sollte er es auch begreifen. Er versprach, Abends wieder zu kommen und ihr dann gute Nachricht und noch etwas zu bringen.

Auch Zeneida sagte ihm nicht, wer das andere Mädchen sei.

Dann führte sie die beiden Mädchen in ihr eigenes Boudoir. Die Stunde näherte sich, in der viele Personen zu ihr kommen, welche die Mädchen nicht zu sehen brauchen.

Die Katastrophe bot der szojusz blagodenstoiga die günstigste Gelegenheit zur ungestörten Berathung. Dies war der Landestag des „grünen Buches.“

Die beiden Mädchen fanden auch unterdessen ihr „grünes Buch.“ Sie suchten so lange (und wie hätten sie es nicht thun sollen?) in Zeneidens Boudoir, bis sie Puschkin's Gedicht „an das Zigeunermädchen“ fanden. Dieses hatten sie bisher natürlich nicht gesehen. Denn nach den Begriffen der „guten“ Gesellschaft darf in Rußland das vornehme Mädchen bis zu fünfzehn Jahren Romane (in natura, u. z. nicht immer in den besten Exemplaren, zwar sehen, aber) nicht lesen. Und dann war dies Gedicht damals noch nicht im Drucke erschienen, nur geschrieben war es zu bekommen. Alexander Puschkin hatte eine eigene Klasse geschaffen, die früher nicht war: die Klasse der Abschreiber. In jeder Stadt lebten mehrere Menschen vom Copiren der Gedichte Puschkin's, und die Buchhändler

verkauften sie so trotz der Censur. (Noch jetzt gibt es in vielen Häusern nur geschriebene Ausgaben der Verse des russischen Petöfy.)

Die beiden Mädchen aber haschten jetzt heißhungrig nach der verbotenen Frucht.

Einmal las Bethsaba Sophien, das anderemal Sophie Bethsaben die Gedichte vor; das dritte Mal lasen sie Beide — im Duette.

Dann gaben sie Puschkin den Namen des Helden der Romanze, „Aleko.“

Wenn sie von ihm sprechen wollten, sagten sie nur „Aleko!“

Ja, ja, umgekehrt! Aleko hatte sich unter die Zigeuner verirrt, während Puschkin, der Zigeuner („Poët“ oder „Bohème“ wird für gleichbedeutend gehalten), sich unter die Prinzessinnen verirrt hat.

Diesen Abend kam in der That Herr Aleko und brachte fröhliche Nachrichten. Der Sturm hatte sich gelegt, das Wasser ist um eine Spanne gefallen, doch wird es noch lange dauern, bis es ganz abfällt, denn es erstreckt sich auf acht Werst die beiden Ufer entlang.

(„O, wenn es noch lange dauerte!“ klopfte für sich das Herz so manchen Mädchens.)

Er hatte auch Bethsaba etwas mitgebracht. Eine kleine Puppe, wie er es versprach; aber keine schmutzige Puppe in Lumpen, sondern eine schöne, bunte, süße Puppe vom — Zuckerbäcker; mehr waren nicht zu bekommen: alle übrigen waren zerronnen.

Puschkin erwartete, daß Bethsaba darüber lache; sie aber nahm die Sache sehr ernst. Sie empfing das Geschenk mit der größten Feierlichkeit, steckte es in ihren Busen, und man sah es ihr an, daß es ihr gar nicht leid thäte, wenn Sophie ihr — ein wenig neidisch wäre.

Puschkin erkannte sogleich, daß daraus eine Apprehension wird. Er suchte daher so lange in seinen Taschen, bis er etwas fand, was sich als Geschenk lohnt.

„Sehen Sie, schöne Sophie! (ihren andern Namen

wußte er nicht) Ihnen gebe ich auch etwas; Sie haben ein besonderes Interesse für den Czaren an den Tag gelegt. Hier ist ein Stück Kupferblech von jenem Schiffe, welches an der Ecke des Winterpalastes zerschellte."

Es wurde dankend angenommen. Die Platinabergwerke des Ural hatten ein so werthvolles Erz nie erzeugt.

„Du! das kann kein Verschwörer sein!" flüsterte Sophie Bethsaben in's Ohr.

„Sicherlich nicht!" flüsterte Bethsaba zurück.

„Der Sturm hat sich draußen schon ganz gelegt!" sagte Zeneida. „Die Glocken läuten nicht mehr. Diese Nacht wird ruhiger sein, als die vergangene. Gute Nacht, Puschkin! Wenn Du nicht eilst, so bleibt Dein Kahn auf dem Trockenen."

Den Mädchen würde es gar nicht leid gethan haben, wenn das Wasser nicht so rasch gefallen wäre.

Zeneida schickte Puschkin nach Hause und die Mädchen in's Bett. Sie ist für ihre Gesundheit verantwortlich.

Diese aber konnten noch lange nicht einschlafen. Sie hatten so viel über Aleko zu sprechen. Sie hätten die Romanze anders gemacht, als der Dichter. Das Zigeunermädchen hätte nicht treulos sein dürfen; war sie's aber, so hätte Aleko sie verachten — und sich eine treuere Geliebte suchen müssen. Nicht so? Das Zigeunermädchen hätte ihn auf den Knieen um Verzeihung bitten müssen; und er müßte ihr verzeihen, aber sie nicht von sich wegjagen. Mit einem Worte, sie verbesserten Aleko's Charakter so, wie sie ihn lieber gehabt hätten.

Zeneida, deren Bett sich im Nachbarzimmer befand, ermahnte sie öfter, doch schon einzuschlafen! Darauf wurden sie stille, doch schon im nächsten Augenblicke begannen sie wieder zu flüstern. Endlich verriethen tiefe Athemzüge, daß sie schliefen. Wenigstens die Eine: Sophie.

Bethsaba aber floh der Schlaf; vor Herzklopfen konnte sie noch um Mitternacht nicht schlafen, obwohl sie auch schon gebetet hatte.

Plötzlich schien ihr, als ob Jemand im anstoßenden

Zimmer aufstände und mit kaum vernehmlichen Schritten in's dritte Zimmer hinausginge.

Die Nacht war ruhig. Weder Wagen, noch Patrouille störten die Ruhe in den wasserbedeckten Straßen.

Vom fernen Gemache erklang ein Psalm, von einer sanften, betrübten Frauenstimme gesungen:

„In Elend, Kummer, Gram und Pein
Ist meine Zuflucht Gott allein . . .“
„O sage, Tröstung spendend, mir:
Ich werde immer helfen Dir . . .“

Wer singt hier zu solcher Stunde? Welcher Kummer erfüllt sie? In diesem Hause? Bethsaba zog sich die Decke über den Kopf, um ihr Zittern zu unterdrücken.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch drei Tage verbrachten die beiden Mädchen in Zeneidens schützendem Asyle. So lange dauerte es nämlich, bis Fürstin Ghedimin es wagte, aus Peterhof zurückzukehren, und bis der schlammbedeckte Boden und Keller der kleinen Wohnung des Petrowsky-Gartens gereinigt werden konnten. Zuerst mußte die alte Helena die kalten Zimmer gut durchheizen.

Die Mädchen verlebten hier elyseische Tage.

Als Zeneida ihnen mittheilte, daß sie nach Hause gehen können, seufzte Bethsaba:

„Bei meinem Hieherkommen glaubte ich in die Hölle einzutreten, und jetzt ist es mir, als wenn ich aus dem Paradiese hinausgestoßeu würde!“

Sie sahen Puschkin täglich, redeten mit ihm und ergötzten sich an seiner großen, edlen Seele, die wie ein offenes Buch vor ihnen dalag. Auch die irdische Glückseligkeit hat ihre Revelationen, welche überirdisches Glück erwecken, wenn sie aufhören, Geheimnisse zu sein.

Auch wenn sie allein waren, bildete nur Aleko ihren Gesprächsstoff. Bethsaba glaubte, daß sie Sophie um so viel mehr lieben müsse, als diese Aleko überschwänglich pries. Doch hatte sie der Freundin noch immer nichts von ihrer

Liebe gesagt. Früher dachte sie, daß es ein Leichtes sei, es mitzutheilen. Doch das Geheimniß der ersten Liebe ist gar widerspänstig. Es will nicht aus seiner Knospe.

Sie zögerte mit dem Geständniß. Sie hütete das Geheimniß, wie einen verborgenen Schatz. Ihm zu Liebe heuchelte sie. Sie lehrte wenigstens ihr Gefühl lügen, um die Freude nicht zu verrathen, welche sich bei seinem Anblick ihrer bemächtigte. Dem Glühen ihrer Wangen dichtete sie Kopfschmerzen an, wo doch der Kopf ganz unschuldig war.

Doch im Augenblicke des Scheidens muß das Geständniß gemacht werden; sie wird es der Freundin mit wenigen Worten zuflüstern und dann davonlaufen.

In jener Stunde, in welcher die Sänften anlangten (Wagen konnten noch nicht verkehren), konnten die beiden Mädchen sich kaum trennen. Immer und immer wieder hatten sie sich etwas zuzuflüstern. Sie weinten und lachten. Sie erzürnten einander, um sich versöhnen zu können. Sie führten Reden, welche nur die Freundin verstand. Sie versprachen sich bald wieder zu sehen. Sie küßten sich zum Abschiede und fingen gleich darauf vom Neuen zu plaudern an. — Zeneida betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit.

Endlich mußte doch geschieden sein. Bei dem letzten und allerletzten Kuße mußte die Bombe platzen: „Ich liebe Aleko — bis in den Tod!"

Dies flüsterte — Sophie in Bethsaba's Ohr und entfloh.

Zeneida sah auf dem Gesichte des davoneilenden Mädchens die Feuerrosen glühen und vom Antlitze der zurückgebliebenen Jungfrau die Lebensröthe entschwinden, als wenn die andere ihr diese geraubt hätte. Bethsaba stand da, erstarrt, blaß, gebeugten Hauptes und mit schlaff niederhängenden Armen.

Zeneida errieth sogleich das Geheimniß. Sie trat zu ihr hin; doch kaum ergriff sie des Mädchens Hände, als dieses vor ihr zusammenstürzte und bitterlich weinend ihr Gesicht in das Gewand Zeneideus verbarg.

„O, warum hast Du mich hiehergebracht?!"

Zeneida richtete sie auf.

„Stehe auf! Weine nicht! Er wird Dein sein!“

„Wie? Ich sollte ihn „Ihr“ entreißen?“

„Hm! . . . Wenn Du ihn nur ihr entrissest! . . Doch sei unbesorgt! Liebe ihn! Du allein verdienst seine Liebe!“

Das arme Mädchen schüttelte traurig ihren Kopf. Jetzt wußte sie schon, was „Liebe“ heißt! — aber auch, was „Eifersucht“ und „Resignation“ ist?

XXVII.

Panacea.

Große Elementarschläge haben oft eine versöhnende Rückwirkung auf die erregten Volksmassen.

Der „große Mensch“ : das Volk, und der „kleine Gott“ : der Herrscher, versöhnen sich angesichts der gemeinsamen Plage.

Der Novembersturm des Jahres 1824 war so ein allgemeines Unglück. Die Jahrbücher der Geschichte wissen von keinem ähnlichen zu erzählen. Derselbe Sturm, der Petersburg zerstörte, wüthete auch in ganz Asien und überschwemmte die kalifornischen Gestade. Die Seeleute sahen das sonst klare Wasser des Meeres vom Schlamme aufgerührt; von Indien bis Syrien vernichtete das Erdbeben viele blühende Städte; im griechischen Archipelagus brachen unterirdische Vulkane hervor; in Deutschland trockneten in vielen Provinzen zugleich die Brunnen aus. Die Erde selbst befand sich im hellen Aufruhre : da denken die Menschen nicht an Revolution.

Die politischen Geheimgesellschaften verwandelten sich in Wohlthätigkeits-Vereine. Der Parteihaß hörte auf. Die Armen gingen zu den Großen um Hilfe bitten, und die Großen hielten den Armen ihre Thüren geöffnet. Die Aufhetzungen der „Unversöhnlichen“ fanden keinen fruchtbaren

Boden. Fürst Ghedimin und Araktsejeff wetteiferten miteinander in der Linderung des Volkselends. Sie warfen mit den Hunderttausenden von Rubeln gleichmäßig umher. Der Eine vergaß, daß er das Volk befreien, — der Andere, daß er es unterdrücken wollte. Das Volk brauchte jetzt weder Schwert, noch Ketten: nichts als Brod!

Auch die Petersburger Damen beeilten sich, die Noth zu lindern, welche die Ueberschwemmung geschaffen. Fürstin Ghedimin schenkte dem Comité ihre Brillanten, aus deren Verkauf dreißigtausend Rubel erlöst wurden, während Zeneida im großen Börsenpalais ein Concert gab für die Verunglückten, zu welchem man die Sitze zu fabelhaften Preisen kaufte, und dessen Erträgniß vierzigtausend Rubel war. Fürst Ghedimin gab seiner Gattin statt der verschenkten — Brillanten von doppeltem Werthe; Zeneida aber bekam von der Petersburger Jugend einen Lorbeerkranz und von Puschkin eine Ode. So hatte also Korynthia auch diesmal das Spiel verloren, und ihre Gegnerin triumphirte.

Die Tage der Gefahr machten den Czaren immer verschlossener. *Seine Melancholie datirte übrigens von jenem Tage, als er die eine Hauptstadt seines Reiches, Moskau, verbrennen sah. Jetzt mußte er den Untergang seiner zweiten Hauptstadt mit ansehen!* Jene fiel dem Feuer, — diese dem Wasser zum Opfer. Wachend und träumend hatte er schauerliche Visionen.

Doch die traurigste Erscheinung war jenes blasse Kindergesicht, welches sich nicht beleben wollte.

Eines Tages sagte er zu Doctor Wylie:

„Vergeblich bemühst Du Dich, mich zu heilen. Meine Krankheit ist nicht in mir, sondern außer mir. Heile Sophie und ich werde genesen.“

Der Arzt schwieg.

„So sage mir aufrichtig: hast Du also gar keine Hoffnung?“

„Gar keine.“

„Hat eure ganze medicinische Wissenschaft keine Panacee, kein Heilmittel, welches ein uns theures Leben erhalten

könnte? — welches im Stande wäre, Tage auf Tage zu häufen, und dem vor der Thüre lauernden Tode ein Schnippchen schlagend, jenes Leben vom Frühlinge bis zum Herbste zu verlängern?"

„Wohl gibt es ein solches Mittel, Sire! Doch es wächst nicht unter den Heilgräsern Indiens. Bei solchen Krankheiten spielt das Gemüth die Hauptrolle. Trauer, Gram und Kummer beschleunigen die Katastrophe, während Heiterkeit, ein fröhlicher Gemüthszustand, Glück und süße Hoffnung sie hinausschieben. Die Lebenslust erneuert das Leben."

„Hm! doch woher soll ich ihr Freude, Hoffnung, Lebenslust geben, da ich sie selbst nicht habe?!" . . .

Einmal kam doch ein Tag, der dem Czaren Freude brachte.

Sein Statthalter im Ural meldete ihm die Auffindung neuer Gold- und Platina Bergwerke mit überreichen Minen. Von den gefundenen Platina-Stücken sandte er das größte. Ein wahrer Schatz!

Zu gleicher Zeit traf die Meldung vom Statthalter von Jekaterinograd ein, daß in der großen Wüste eine Käfergattung entdeckt wurde, welche sich von dem in jenen Gegenden wuchernden Knöterich (poligonum) nährt. Diese Pflanze bringt gar keinen Nutzen und ist nicht auszurotten. Dieser Käfer nun, in der Gelehrtensprache „coccus polonorum" genannt, ist identisch mit der Cochenille. Er gibt die schönste Purpur- und Rosenfarbe. Zur Probe sandte er dem Czaren ein Stück rosafarbigen Seidenstoff, welcher mit Purpur von dem einheimischen Käfer gefärbt war.

Das war ein noch größerer Schatz als Gold und Platina, und es wächst wie Unkraut, verursacht keine Mühe und wird das Volk in jenen unwirthlichen Steppen erhalten.

Doch die dritte Sendung war das Interessanteste. Der Gouverneur der Amurgegend schickte sie aus Sibirien: ein Fäßchen Wein, der in der Gegend von Amur gewachsen war! Das ist ein noch größerer Schatz als Gold und Brod: denn das bedeutet einen Triumph!

Einen Triumph gegenüber der ganzen Welt, die verkündet, daß Sibirien eine Hölle aus Eis wäre! — Sieh! dieser Wein widerlegt das! Er ist schäumender als Champagner, süßer als Tokayer. Man muß mindestens thun, als wäre es so. In Sibirien wächst Wein! Jeder Russe muß fortan diesen trinken. Der sibirische Wein muß die ausländischen Weine vom Tische der Magnaten verdrängen, er muß mit Burgund, dem Rheine und der Hegyalja wetteifern. Die Verbannung nach Sibirien wird von jetzt ab nicht mehr für Strafe gelten; wer fruchtbaren Boden sucht, wird sich freiwillig dort niederlassen. In Sibirien wächst Wein! Zweifelt Jemand an der Zukunft dieses Landes, wer wird mit ihm darüber streiten? Man gibt ihm ein Glas in die Hand und füllt es: „Trinke! das ist sibirischer Wein!“

Der Czar freute sich wie ein Kind!

Es gab also doch noch eine Freude für ihn.

Und er eilte auch sofort damit in das Petrowsker Gartenhäuschen. Das Platina, den Seidenstoff und das Weinfäßchen ließ er sich nachtragen. Wenn er sich freut, müsse sich auch Sophie freuen, glaubte er.

Das arme Mädchen war sehr blaß. Den ganzen langen Winter hindurch durfte sie nicht hinaus in die freie Luft. Diese war rasch tödtendes Gift für sie, die Zimmerluft langsam tödtendes Gift. Ein seltsames Land, wo der kranke Mensch seine Heimat nicht lieben kann. Er muß den Himmel hassen, der ihn tödtet, und die Erde, die ihn festhält. Wer leben will, der vergnügt sich während des langen Winters, und wer sich nicht vergnügen kann, der stirbt.

In jedem russischen Damenzimmer gibt es einen eigenthümlich eingerichteten Winkel, der „Altana“ genannt wird.

Ein Plätzchen mit einem kleinen Gitter umgeben, um das sich immergrüner Epheu schlingt, mit südländischen Pflanzen und Blumen umstellt, die während des langen neunmonatlichen Winters, bei dem Scheinsommer der Ofenwärme und des Lampenlichtes grünen und blühen und vergessen machen sollen, daß dieses ganze Land ein Gefängniß ist. Einen solch orangenblühenden duftigen Zimmer-

winkel ließ Alexander auch für Sophie einrichten, als er nach der Ueberschwemmung das Wohnhaus für sie herstellen ließ; seitdem der Hofgärtner die Altana errichtete, hatte er sie nicht besucht. Vielleicht erfreute sie sich daran.

O sie erfreute sich an gar nichts.

Der Czar fragte Sophien: „Was fehlt Dir, meine Theure?"

„Ein unaussprechliches Leiden."

Um sie aufzuheitern, zeigte er ihr dann die mitgebrachten Schätze, das Erz, die Seide, den Wein.

Das Antlitz des Mädchens heiterte sich nicht auf; es lächelte nicht; auf die erfreulichen Nachrichten hatte sie nur kurze Antworten: „Sehr schön! — sehr gut! — ich danke!"

„So sprich doch, was fehlt Dir? Das ist mehr als eine Krankheit, das ist Seelenleid! Sage mir, was Dich bedrückt! Wem willst Du's sagen, was Dich schmerzt, wenn nicht mir? Wer soll Vertrauen zu mir haben wenn Du's nicht einmal hast?"

Da umschlang das Mädchen den Kopf ihres Vaters mit seinen Armen und ihn an sich ziehend, flüsterte sie ihm in's Ohr:

„Ich liebe!"

Damit zog sie rasch die Arme fort und sie kreuzweise über das Gesicht legend, bedeckte sie ihre Augen.

Alexander fragte sie erstaunt:

„Wo fandest Du Jemand, den Du lieben kannst?"

„Die Wasserflut hat uns zusammengeführt," flüsterte das Mädchen.

„Und wer ist dieser Mann?"

„Wenn Du so zornig fragst, wage ich nicht es Dir zu sagen."

„O nein! Nicht der Zorn ist es, der mich aufbringt. Wen Du liebst, dem ist Alles verziehen."

„Wahrhaftig? Du verbietest mir nicht — Jemanden zu lieben?!"

„Er sei nur Deiner Liebe würdig. Sein Rang?"

„Officier der Leibgarde."

„Ich schenke ihm ein Regiment und mache ihn zum Fürsten, daß er Dich zur Frau nehmen kann!“

„Ich küsse Dich! Aber gib ihm nichts! Lasse ihn das bleiben, was er jetzt ist. Ich liebe ihn so, wie er ist, und möchte ihn so lieben. Er ist mehr als ein Fürst, mehr als ein General! Er steht höher als sie —“

„Wer also ist es?“

„Nun — Aleko?“

„Was für ein Aleko?“

„So, Du kennst diesen Namen nicht? So beug Dich nieder zu mir, ich sag ihn Dir in's Ohr.“

Und sie flüsterte ihm seinen Namen zu.

Der Czar umarmte das Mädchen.

„Willst Du, daß er Dich zur Frau nehme?“

Die Augen des Mädchens öffneten sich weit und erglänzten in heller Freude — das war ihre Antwort.

„Willst Du seine Frau werden?“

„Was könnte ich sonst wollen? Ein so armes Findelkind wie ich, freut sich, wenn es einmal sein Glück machen kann. Und wir werden sehr glücklich mit einander sein. Mich wird Aleko nicht wegen Untreue ermorden. Aber wie soll er das erfahren? Bis jetzt war es ihm nicht erlaubt, hieher zu kommen.“

„Von jetzt ab kann er kommen.“

„Aber wer wird ihm das sagen?“

„Ich selbst — ich bringe ihn her zu Dir.“

„Du bist ja ein so guter Vater, wie sie nur in Bethsaba's Märchen vorkommen.“

„Ich werde Alles selber vorbereiten. Ich werde den Brautschatz bestellen, den Hochzeitstermin festsetzen und zur Trauung den Solowetschker Patriarchen herbeordern.“

„Ja, ja, im Sommer, wenn sich die Rosen öffnen. Mein Kranz muß aus lebenden Rosen bestehen.“

„Von diesem Platinastücke lasse ich den Brautschmuck machen. Nicht wahr, jetzt freust Du Dich auch so wie ich?“

„O, noch viel mehr, als Du!“

„Und von dieser rosafarbenen Seide Dein Brautkleid!“

„Du hast meinen Wunsch errathen; das Brautkleid sei rosafarben. Weiß macht blaß, und ich bin ohnehin genug bleich."

„Diesen Wein aus der Amurgegend werden wir bei Deiner Hochzeit trinken."

„Auch ich werde davon kosten; wir werden einander zutrinken: „So viel Tropfen in diesem Becher, so viel Jahre währe uns're Liebe!" Nicht wahr, so lautet der Spruch?"

„Dann ziehet Ihr auf's Land auf sein Gut. Als ob ich es geahnt hätte! Ich gab ihm seinen confiscirten Grundbesitz zurück. Er wird sein Stammschloß herrichten lassen, dort werdet Ihr wohnen und ich werde Euch öfters besuchen."

Das Mädchen klatschte vor Freude iu die Hände und sein blasses Gesicht glühte. Doch plötzlich verdüsterte es sich wieder.

„Aber ist denn all' dies auch kein Scherz?"

„Scherz? Habe ich jemals gescherzt? Und mit Dir?"

„Daß Aleko um mich werben wird? Und Du mich ihm zum Weibe geben wirst? Daß der Solowetschker Patriarch uns trauen wird am schönsten Tage des schönen Rosenmondes Juni? Ist das Alles kein Traum?"

Alexander umarmte sie, statt zu antworten, und verschloß ihren Mund mit Küssen.

Ja, es ist Ernst, armes Mädchen. Das Spaßige an der Sache ist nur, daß — bis jene Rosen sich öffnen werden, — Du selbst schon — — — — — — — — —

Alexander berief noch am selben Tag Puschkin zu sich und machte kurzen Proceß mit ihm.

„Du hast ein Mädchen in Dich verliebt gemacht. Jetzt mußt Du es heirathen. Sie heißt Sophie Narischkin. Morgen Abend sechs Uhr verfüge Dich zu mir, dann kommst Du mit mir zu ihr, um ihre Hand anzuhalten. Dann besuchst Du sie täglich; bestrebe Dich, ihr keine Traurigkeit zu verursachen. Das Leben des Mädchens ist ein dünner Seidenfaden, und dieser liegt in Deiner Hand. Gib acht, daß Du sie nicht tödtest." — — — — — — —

Puschkin war in die schwierigste Situation gerathen.

Die Hand der Lieblingstochter des Czaren wurde ihm angeboten — ihm, dem Verschwörer, dem Verfassungskämpen, dem Todfeinde des tyrannischen Czaren. Er sollte um ein Mädchen werben, welches ihn liebt, und das auch er bedauert, bemitleidet, bewundert, aber nicht liebt. Das Leben dieses Mädchens wird nur durch die Hoffnung auf seinen Besitz erhalten: mit dem Erlöschen dieser Hoffnung erlischt auch ihr Lebensfunke. Ein Hauch aus seinem Munde: „ich liebe Dich nicht!" genügt, ein Mädchenleben zu vernichten. Und was seine Lage noch erschwert, ist jener Umstand, daß er bei Sophie auch jenes Mädchen finden wird, das er seine Braut nennt, Sophien's einzige Freundin, Bethsaba, die schon seine ganze Seele erfüllte. Zwei Herzen zugleich peinigen und betrügen.

Das ist die Strafe seiner Flatterhaftigkeit, daß sie sich diesmal gegen ihn selbst kehrt! Doch da gibt's nicht viel nachzudenken. Wir sind in Rußland, und wenn der Czar befiehlt, bleibt nichts übrig, als zu gehorchen.

Am nächsten Tage führte Alexander selbst Puschkin zu Sophie. Die Verlobung geschah in seiner Gegenwart. Puschkin konnte sich überzeugen, daß das ihm anvertraute Herz ein Schatz sei, dessen kein Bewohner der Erde würdig ist. Er erfuhr, daß es hocherhaben über die irdischen Genüsse — ideale Wonnen gibt, ohne die Begierde der Leidenschaft, zaubervolle Sympathien, welche den Besitz nicht bedingen: die gegenseitige Anziehungskraft der Geister ist stärker, als die Liebe. Es war ihm, als würde eine der Erde entschwebende Seele auch die seine gen Himmel entführen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach einigen Wochen sprach Sir James Wylie zum Czaren: „Die Gesundheit der Prinzessin Sophie bessert sich zusehends."

„Ich habe die Panacee gefunden!"

XXVIII.

Das Brautgeschenk.

So wie es Alexander vorhergesagt, war es auch. Seine Gesundheit stand im sympathischen Zusammenhange mit dem Wohlsein seiner Tochter: mit den Rosen auf ihren Wangen kehrte auch seine Lebenslust zurück. Er beschäftigte sich wieder mit Staatsangelegenheiten. In seinem Arbeitszimmer standen ganze Stöße unerledigter Acten, welche seine Räthe hinbrachten, oder die mit der „St.-Sophienpost" ankamen. Er nahm sie vor und die Actenberge erfreuten sich einer merklichen Abnahme. Die „St.-Sophienpost" war eine eigenthümliche Institution Alexander's. In Czarskoje-Zelo war ein Amt, wo Jedermann Briefe abgeben konnte, die direct an den Czaren gerichtet waren. Der Beamte verlangte für den Brief zehn Rubel, doch frug er nie nach dem Aufgeber, noch nach dem Inhalte desselben. Ob der Brief nun Klagen, Bitten, Beschuldigungen, Ministerschmähungen, Empfehlungen oder Verfassungsentwürfe enthielt: nach einer Stunde erhielt ihn der Czar, wenn er in Petersburg war, oder er wurde ihm nachgeschickt, wenn er sich auf der Reise befand.

Was aber am sichersten seine Gemüthsveränderung bezeugte: er hörte auf, bei Nacht durch die Gassen zu schwärmen und soupirte am ersten Festabend mit der Czarin. Er beschloß, ihr das freudige Ereigniß mitzutheilen. Elisabeth sei die Erste, die es von ihm vernimmt. Er hatte es noch Keinem gesagt. Der Patriarch selbst wurde blos verständigt, sich am 21. Juni auf der Petrowsker Insel im ehemaligen Wohnhause des Czaren Peter einzufinden, wo ihn ein junges Paar erwarten wird, um sich von ihm copuliren zu lassen.

Unterdessen wurden alle Gnadengesuche vom Czaren günstig erledigt. Den Exilirten gestattete er die Heimkehr, politische Gefangene entließ er aus ihren Gefängnissen.

Puschkin hatte sein Herz nicht vergeblich geopfert.

Seine Zärtlichkeit zauberte auf Sophiens Lippen das Lächeln des Glückes wieder, welches so täuschend der Gesundheit gleicht. Und dieses Lächeln zauberte über das ganze Land einen heiteren, wolkenlosen Himmel.

Wenn er pünktlich bei ihr erschien mit seinen Blumensträußen, und der ihm entgegeneilenden Jungfrau sein Compliment über ihr gutes Aussehen machte, sich neben sie setzte und ihr Neuigkeiten erzählte; wenn er sich ihre Träume erzählen ließ und sie deutete, mit ihr Karten spielte, sie gewinnen und sich auslachen ließ, ihr Romane und Gedichte vorlas, ihr die ersten Früchte der Treibhäuser brachte, sie mit Näschereien versorgte, sie — wenn auch noch so stümperhaft — zeichnete und malte, und ihr dazwischen so manchen (freudig überlassenen) Kuß raubte, um dann dafür bei den Haaren gezaust zu werden: — da machte Puschkin ein ganzes Land glücklich!

Das fühlten selbst die Unglücklichen am fernen Bajkal-See, die in den Bleibergwerken Steine hauen! Denn für jeden Kuß auf Sophiens Antlitz wurde eine Kette von ihren Händen gelöst.

Der Czar, der absichtlich spät zu ihr kam, wenn Puschkin sich schon entfernt hatte, fand sie immer im Glücke schwelgend. Wie viel wußte sie von Puschkin zu erzählen. Was ihr dieser wohl sagte?

Zuweilen politisirten sie auch. Das Mädchen brachte Puschkin zum Geständnisse dessen, was jene geheime Gesellschaften eigentlich wollen? Puschkin gestand ihr aufrichtig, wie es einem Bräutigame ziemt, daß sie eine parlamentarische Constitution haben möchten. Es sind unter ihnen Viele, die eben so gut reden könnten, wie die Mitglieder des englischen Hauses der Gemeinen, und die darnach dürsten, sich im Parlamente gründlich einmal auszusprechen. Die Regierenden müßten sich dann eine aus Tartaren-, Kirgisen-, Kalmuken-, Jakuten-, Baschkiren- und Tschuktscher Deputirten bestehende Majorität schaffen, welche die russischen Carbonari niederstimmen — und das Land beruhigen wird. Auch die Finanzen des Landes

möchte das Parlament controliren, und bemerkte es, daß ein Minister viel stiehlt, würde es ihm zurufen: „Fort von hier! Lasse auch einen Andern stehlen!“ Preßfreiheit ist nothwendig, damit die Journalisten, die jetzt mit vereinten Kehlen fluchen, zur Abwechslung auf einander losschlagen.

Das wollen sie erringen!

Den Czaren ergötzte dies ungemein; ganz anders, als wenn ihm Araktsejeff diese Dinge vortrug.

Schon fing man zu glauben an, daß die glücklichen Zeiten wiederkehrten, wo man (wie vor zehn Jahren) von constitutioneller Freiheit selbst angesichts des Czaren sprechen durfte und die Freimaurer in ihren Blättern ihre Logen anzeigten.

Sophiens Besserung täuschte sogar den Arzt. Die Krankheitssymptome verschwanden gänzlich. Es geschehen ja noch Zeichen und Wunder! Die Macht der Natur ist ja unerschöpflich! Man darf ernstlich an die Hochzeit denken. Alexander ließ den Brautschatz aus Paris bringen mit dem rosafarbigen Brautkleide und dem Platina-Diademe. Er hatte die Genugthuung, sich zu ergötzen an dem freudestrahlenden Antlitze Sophiens beim Anblicke dieser Herrlichkeiten.

Eines Tages sprach der Czar zu Puschkin:

„Mein Sohn! wenn Gott uns jenen glücklichen Tag erleben läßt, der auch in meinem Leben einen Wendepunkt zum Heile bilden wird — was soll ich Dir als Morgengabe geben?“

Puschkin fiel auf seine Kniee und sprach: „Vater! Gib an jenem Tage Deinen Völkern eine Verfassung!“

Der Czar schwieg. Das gab Puschkin den Muth fortzufahren:

„Majestät! Die ganze Welt gährt und bereitet sich zur Eruption vor wie der Vesuv. Dieser Ausbruch des Vulcans läßt sich mit einem Papierlappen verhüten, auf welchem das einzige Wort „Charta!“ steht. Nicht ich

allein, Dein ganzes Land, jeder Ehrenmann, jeder Patriot, jeder Anhänger des Thrones spricht und denkt so. Nicht plötzlich befreie uns, nicht nach fremdem Muster erbaue unser Land: — führe Dein treues Volk langsam, schrittweise der Freiheit entgegen, lasse die Verfassung den Sitten und Bedürfnissen unseres Volkes anpassen. Doch hebe auf die Leibeigenschaft! Entferne Araktsejeff, der sich wie ein böser Geist zwischen Dir und dem Volke einkeilt. Entreiße das Volksschulwesen der heiligen Synode und vertraue es wieder den Händen Galizyn's; berufe vor Deinen Schemel die Notabeln des Landes und befiehl ihnen, vom Herzen zu sprechen. Vernichte die Censur, gestatte, daß die verborgenen Gedanken das Tageslicht erblicken; verjage Deine treulosen Wirthschafter, die Dich und das Land ausplündern. Hebe auf die militärischen Colonien, welche wie eine Plage das Land bedrücken; berufe die alten Regimenter, gib ihnen Fahnen, vereinige sie zu einem Lager, stelle uns an ihre Spitze und sende uns zur Rettung unserer hellenischen Brüder, die im Meere ihres eignen Blutes ersticken. Du wirst sehen, was eine Nation im Stande ist, wenn sie im Besitze der Freiheit für die Unabhängigkeit anderer Nationen kämpft: sie wird sich über alle Völker erheben! O, gib uns Freiheit und wir geben Dir Ruhm!"

Der Czar hörte diese Rede bis zu Ende an, dann sprach er:

„Stehe auf! Ich verzeihe Dir, daß Du so kühn geredet." — — — — — — — — — — — — — —

Nach einigen Tagen reiste Araktsejeff in aller Stille auf sein Landgut Gruschino. Man flüsterte, daß er über sein — eigenes Verlangen einen längeren Urlaub erhielt. Seine Entfernung illustrirte noch deutlicher die Berufung des Fürsten Ghedimin auf seine Stelle. Er wurde jetzt unter den Vertrauten des Czaren Derjenige, der zu jeder Stunde ohne Anmeldung zum Czaren hineingehen darf.

Es geschah noch mehr. Magnizky, der verhaßteste Rathsherr in der Erleuchtungs-Abtheilung, erhielt ebenfalls

seinen Abschied, und statt der alten Censoren wurden jüngere ernannt.

Auch wußte Jedermann, daß der Botschafter bei der Pforte die Weisung erhielt, eine menschlichere Kriegführung gegen die griechischen Freiheitskämpfer energisch zu fordern. Zugleich wurde die Aufstellung eines Lagers in der Nähe von Bender beschlossen.

Endlich wurden — als leichtverständliches Anzeichen einer neuen Epoche — alle Garderegimenter aus den Militärcolonien heimberufen und in Petersburg concentrirt.

Dies erfüllte die Apostel der Freiheit mit neuer Hoffnung. Die geheime Gesellschaft des Nordens beschloß, den Czaren auf diesem Wege thatkräftigst zu unterstützen. Doch die Häupter der Gesellschaft des Nordens ließen sich nicht irre machen. Pestel ließ Ghedimin sagen: „Nichts als Comödie! Man will uns zum Narren halten, der ganze Lärm wird kaum drei Monate währen. Ich bleibe bei meinem Plane!“ Aber die „Bärenkeule“ verlor allmälig ihre Gäste, und Jakuskin benützte die Spitze seines Messers, um damit seine Zähne zu reinigen.

Puschkin widmete sich ganz dem Bräutigamstand und dem Versemachen. Er schrieb eine herrliche Romanze unter dem Titel: „Die Quelle von Baktschisseraj.“ Auch diese las er zuerst Sophien vor.

Bei der gemilderten Censur war auch der Druck nicht schwierig.

Als der Czar erfuhr, daß das Gedicht bei der Censur eingereicht wurde (ein solches „Ereigniß“ mußte natürlich dem Czaren referirt werden), sagte er zu Puschkin:

„Ich wünsche, daß Du Dein Gedicht Jemandem dedicirest.“

„Meiner Braut?“

„Nein, sondern der Fürstin Ghedimin.“

Puschkin verstand den Wink; er mußte sich auf irgend eine Art der Mutter Sophiens nähern, diese war die natürlichste. — Ferner sagte der Czar zu Puschkin:

„Wenn Du Dein Gedicht zur ihr bringst, sage ihr, daß Du am einundzwanzigsten Juni Deine Trauung mit Sophie Narischkin feiern wirst.“

Auch das war in der Ordnung. Puschkin brauchte keine besondere Erklärung. Der Bräutigam selber mußte Korynthia die Kunde von der Heirat Sophie Narischkins bringen und von ihr den zustimmenden Kuß erhalten. Das war sehr richtig. Das Freien und die Einwilligung geschieht in Form der Zueignung und Annahme des Gedichtes. Die Form ist zart und doch treffend. Beide sprechen anders und denken anders: Freien im poetischen Gewande!

Puschkin ging in jeder Beziehung correct vor, als er den Fürsten Ghedimin aufsuchte.

„Iwan Maximowitsch! Ich habe ein neues Gedicht, welches ich der Fürstin Maria Alexiewna Korynthia widmen möchte. Ich bitte Dich, lies es, und wenn Du es für würdig erachtest, den Namen der Fürstin zu führen, so sei mein Fürsprecher bei ihr.“

„Ich werde Deine Verse mit Vergnügen lesen. So viel aber kann ich Dir jetzt schon sagen, daß die Fürstin Deine Dedication für eine große Auszeichnung betrachten — und stolz sein wird, ihren Namen auf Deinem Werke gedruckt zu lesen.“

Puschkin erhielt noch am selben Tage des Fürsten Zuschrift, daß die Fürstin bereit ist, ihn morgen Nachmittags sieben Uhr in ihrem Sommerpalaste auf der Newa-Insel zu empfangen. (Früher pflegt man wegen der Hitze nicht auszugehen.)

Damals bewohnte die vornehme Petersburger Welt schon ihre Villen. Auch der reiche Bürger wohnt auf der Newa-Insel in seiner „Dotscha“. Der Czar geleitete Elisabeth und ihren Hof auf ihr Lieblingsschloß „Monplaisir“, in dessen Nähe auch Sophie Narischkin wohnt. Jetzt konnte sie der Czar nur selten besuchen, denn im Juni sind die Nächte in Petersburg nicht finster. Doch sie hatte ja ihren Bräutigam, der über sie wachte. Nur noch eine Woche trennte sie von der Hochzeit.

XXIX.

Frau Potiphar.

Zur bestimmten Stunde erschien Puschkin in der fürstlich Ghedimin'schen Villa; dort überlieferte ihn ein Kammerdiener dem anderen, bis er endlich in Korynthia's Boudoir gelangte.

Die Fürstin war immer schön; doch heute wollte sie es auch sein. Die damalige Mode erhöhte die weiblichen Reize sehr. Der blaßgelbe Seidenüberwurf paßte vortrefflich zum hochgethürmten, schneckenförmig herabwallenden blonden Haare, zu den fahlen Brüsseler Spitzen und dem Incarnate des Gesichtes und der Brust. Selbst die Schulterspangen waren mit gelben Diamanten ausgelegt, und eine — vorne zwischen die Spitzen coquett gesteckte — blaßgelbe Theerose verschloß das Feenthal.

Ihr ganzes Wesen verrieth eine ungewöhnliche Unruhe. Sie erröthete und lächelte, als Puschkin eintrat. Und Erröthen und Lächeln wiederholten sich auf ihrem Antlitze, so lange die Begrüßung dauerte und die üblichen Begrüßungsküsse ausgetauscht wurden. Dann hieß sie ihn auf einen Fauteuil setzen, während sie ihm gegenüber auf einem seidenen Divan Platz nahm.

Sie begann das Gespräch.

„Ich habe über Ihr schönes Gedicht so viel geweint, als wäre ich an der Baktschißerajer Thränenquelle gewesen.“

„Es freut mich, daß die Heldin meines Liedes sich Ihre Sympathie erwarb, Fürstin! Denn ich zeichnete in ihr meine Braut, Sophie Narischkin“ — — — —

O! wie sehr veränderte sich plötzlich jenes Antlitz!

Flammende Zornesröthe bedeckte es; ihre Augenbrauen verwandelten sich in Pfeilbögen und die Strahlen ihrer Augen in Pfeile.

„Sie wollen Sophie Narischkin heirathen?“ schrie sie leidenschaftlich. „Das ist unmöglich!“

„Es muß doch möglich sein, denn unsere Hochzeit ist schon für den 21. Juni bestimmt.“

„In einer Woche? Die Trauung ist also schon verkündet?“

„Nein! Wir werden unter kirchlicher Absolution getraut.“

Die Fürstin sprang von ihrem Sitze auf und keuchte: „Unmöglich! unmöglich!“

Puschkin blieb sitzen; er erschrak nicht so schnell vor einem Menschen, selbst vor einer Frau nicht. Er erwiderte sehr ruhig:

„Aber ich bitte Sie, Fürstin! was für eine Einwendung können Sie dagegen haben?“

Korynthia sah ein, daß sie sich von ihrer Leidenschaftlichkeit zu weit hinreißen ließ. Sie beherrschte sich, nahm wieder Platz und stellte sich, als wollte sie sich mit dem Fächer gegen die Hitze schützen.

„Der Ihnen diesen Rath gab, meinte es nicht freundschaftlich mit Ihnen!“ zischte sie tonlos.

„Es war der Czar!“

Korynthia schlug den Fächer zusammen, dann hielt sie ihn vor ihre Lippen. Nach kurzem Stillschweigen fuhr sie fort: „Sie wissen demnach, daß der Vater Sophie Narischkin's der Czar ist?“

„Ich ahne es.“

„Ahnen Sie auch, welche Zukunft Ihrer harrt, wenn Sie die Czarentochter heirathen? Sie werden verbannt sein aus jener Gesellschaft, in welcher Sie bisher lebten, und jene Kreise, denen Sie sich aufdringen, werden Sie verachten. So lange der Czar lebt, werden Sie ein Gefangener im glänzenden Käfige des Hofes sein. Ihres freien Willens beraubt, ein unglücklicher Mensch, den Gott dazu erschuf, daß er den Uebrigen voranleuchte, und der sich selbst zum Schatten eines Andern verdammte! Nach dem Tode des Czaren können Sie im Kaukasus oder am Amur Gouverneur werden.“

„Meine Fürstin! Ich werde weder Gefangener des

Hofes, noch Gouverneur von Kamtschatka werden. Meine Frau kommt mit mir auf mein kleines Gut Pleskow, dort werde ich Bauer und manchmal auch Poet sein."

„Sie lieben das Mädchen nicht, nur die Eitelkeit läßt Sie diesen Schritt thun."

Puschkin pflegte Hiebe nicht schuldig zu bleiben; selbst Frauen nicht.

„Fürstin, würden Sie das Mädchen kennen, dann wüßten Sie, daß es unmöglich ist, es nicht zu lieben!"

Die Fürstin biß sich ihre schönen Lippen blutig. Das war ein grausamer Hieb. Aber rasch darauf folgte noch ein zweiter.

„Das Mädchen erbte nur die Sanftmuth seines Vaters; nichts weiter —!"

Jetzt erhob sich die Fürstin. — Dies konnte sie nicht länger ertragen. Ihr Gesicht wurde todtenbleich, nur ihre Augen glühten unheimlich. Sie ging zu Puschkin, ergriff seine Hand und flüsterte:

„Hat Ihnen der Czar auch den Namen der Mutter Sophiens genannt?"

„Niemals!"

„Haben Sie ihn auch von Niemandem vernommen?"

„Von Niemanden, der ein Recht hätte, ihn zu entdecken."

„Kommen Sie! Setzen Sie sich zu mir!" stammelte die Fürstin, klammerte sich krampfhaft an Puschkin's Arm und zog ihn neben sich hin auf den Divan. „Hören Sie mich an! Ich will Ihnen beichten. Was ich außer dem Patriarchen keinem Menschen sagte, will ich Ihnen gestehen."

Und das Weib konnte vor Schluchzen kaum zu Worte kommen.

Dann zerriß sie das Spitzen-Sacktuch, welches sie mit ihren Thränen getränkt hatte.

„Selbst meinem Gatten wagte ich nie zu sagen, was ich Ihnen jetzt sage: Ich bin Sophie Narischkin's Mutter . . ."

Puschkin stellte sich natürlich höchlichst überrascht von dieser Entdeckung.

„Urtheilen Sie über mich!" sprach die Fürstin weiter und warf auch den dünnen Schleier von ihren rosigen Schultern (damit er um so besser urtheilen könne). „Ich war noch ein Kind, kaum sechzehn Jahre alt. Ich wuchs ohne Eltern heran. Ich sah einen Mann vor mir, den alle Welt vergötterte. Meine Tante, die mich erzog, war eitel und ehrgeizig und wußte diese Eigenschaften auch auf mich zu übertragen. Alle, die mich umgaben, sagten mir: „Liebe ihn, er ist um Deinetwillen unglücklich!" Sie erzählten mir alte Chroniken, in denen zu lesen war, daß Czaren ihre Gattinnen, die sie nicht liebten, in's Kloster steckten, und an ihre Stelle andere, geliebte Frauen zu sich auf den Czarenthron erhoben. Schmeichelei, Ehrgeiz, Unerfahrenheit, jugendliche Phantasie erhitzten meinen Kopf, und ich..... fiel! Ja, tief bin ich gefallen! So tief, daß ich darob mein ganzes Leben hindurch weine!.... Doch gab ich die Hoffnung noch nicht auf; noch immer glaubte ich, daß mein Verführer eines Tages kommen wird, um mich aus der Schmach zur Herrlichkeit zu erheben. Ich flehte zu ihm, ich wälzte mich im Staube zu seinen Füßen. Da erließ er jenen Ukas, daß auf den russischen Thron nur Töchter regierender Familien erhoben werden können: Das war die Antwort auf meine Träume! ...... Damals, in meiner größten Verzweiflung, kam ein Mann meines Standes und warb um meine Hand. Wohl liebte er mich nicht, doch gab er mir seinen Namen; auch ich liebte ihn nicht, doch seinen Namen trug ich mit Ehre und habe ihn makellos erhalten. Vor der Welt konnte ich mein Haupt stolz erheben. Und jetzt bricht plötzlich die gefürchtete Katastrophe herein, vor welcher ich sechzehn Jahre in meinen schlaflosen Nächten zitterte: Sophie Narischkin heirathet, und alle Welt wird fragen: Aber wer ist jene Sophie Narischkin? Wer war ihr Vater, wer ihre Mutter?"

„Darüber können Sie ruhig sein, Fürstin! Die Trauung geschieht ganz im Stillen durch den Solowetschker Patriarchen auf der Petrovsker Insel in der Schloßkapelle Peter's des Großen. Nach der Hochzeit wird Keiner das

junge Ehepaar mehr in Petersburg sehen, und man wird auch nicht mehr sprechen von demselben."

Dieser Trost war Gift für das Herz der Fürstin: Sie sollte Puschkin nicht mehr sehen?!

„Aber wozu diese fieberhafte Eile? Das Mädchen ist noch ein Kind, kaum sechzehn Jahre alt!"

„Fürstin!" erwiderte Puschkin traurig, „man rechnet die Zeit nicht nach Jahren, sondern nach den Leiden, die wir ertragen, und so angesehen lebt Sophie schon lange. Sechzehn Jahre lang eingesperrt, verbannt, von aller Welt verleugnet zu sein; sechzehn Jahre lang kein zärtliches, liebendes Wort zu hören und keine Freude zu kennen: das ist ein genügend großes „Alter"! Jetzt erhält dieser Liebestraum das arme Kind am Leben. Sophie ist eine Nachtwandlerin für diese Welt: erwecket sie und sie stirbt sofort!"

„Also nur aus edelmüthiger Selbstaufopferung knüpfen Sie Ihr Leben an das ihrige? Sie lieben sie nicht?"

„Ich bete sie an, halte fest an ihr."

„Gut. Erlauben Sie mir, darüber nachzudenken; die Nachricht hat mich so überrascht, daß ich Ihnen jetzt nichts darauf antworten kann. Die Zeit ist zu kurz; nur sieben Tage. Kann es nicht hinausgeschoben werden?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Der Czar begibt sich auf die Reise; vielleicht, auf eine — sehr lange Reise. Diese Tage wird er eine große Revue über die Gardetruppen abhalten und dann wahrscheinlich abreisen. Darüber wird Sie übrigens Fürst Ghedimin besser unterrichten können. Und er will, daß unsere Hochzeit vor seiner Abreise stattfinde."

„So gestatten Sie mir zum Mindesten, meine Antwort bis zum letzten Augenblicke zu verschieben. Ich habe Ihnen so Vieles zu sagen. Erlauben Sie mir, Ihnen am letzten Tage erst zu antworten. Kommen Sie zu mir am Zwanzigsten. Und auch dann erst in der letzten Stunde des Tages, wenn es nicht mehr so hell ist: damit Ihr Kommen nicht

auffalle. Um unbemerkt eintreten zu können (Sie werden wohl begreifen, warum ich den Besuch von Sophien's Bräutigam bei mir, am Tage vor der Hochzeit, nicht bekannt machen will), nehmen Sie dieses Schlüsselchen. Es öffnet die Thür der Veranda, welche gegen den Park liegt; von dort können Sie auf einer Schneckentreppe direct zu mir gelangen. Dann werden wir ungestört von verschiedenen Dingen sprechen, welche Sie wissen müssen."

Puschkin steckte das ihm anvertraute Schlüsselchen zu sich und nahm Abschied, indem er die Hand der Fürstin küßte. Korynthia gab ihm den Kuß auf die Lippen zurück und begleitete ihn bis an die Thüre ihres Gemaches.

Jener russische Gelehrte hatte also doch Recht in seiner Betrachtung über die „entarteten Katzen" — wenigstens in Bezug auf dieses eine Weib.

XXX.

Muttersegen.

In einer von duftenden Fichten beschatteten Villa verlebte die junge Braut ihre Tage. Endlich wohnt sie in keinem Kerker mehr; sie ist keine Gefangene. Denn die herbste Gefangenschaft und Sklaverei ist die Krankheit; sagt man doch dem Menschen auf Schritt und Tritt: „Laufe nicht! Singe nicht! Trinke kein Wasser! Nimm das Tuch nicht vom Halse herunter! Esse nicht von dieser Speise! Erkälte dich nicht! Erhitze dich nicht!"

Auch der Doktor ist ausgeblieben. Die Panacee hat Wunder gewirkt.

Der wunderschöne Rosenmonat war gekommen. Der Bräutigam ließ die Wege, auf welchen Sophie zu spazieren pflegte, mit Rosen bepflanzen, und das heitere Mädchen sammelte alle Morgen und Abend die Blumen, die ihre Knospen geöffnet in ihrem Körbchen: nicht das kleinste

Blättchen ließ sie auf die Erde fallen. Was wird daraus werden? Wenn die Blätter vertrocknen, wird sie ein Seidenkissen damit füllen; wie gut wird sich's darauf schlafen! . .

Soeben breitete sie auf der sonnigen Seite der Veranda die gesammelten Blätter aus, und sang dazu. Niemand verbietet ihr mehr zu singen; sie darf es; nur die alte Helenka zankt mit ihr, denn wer am Freitag singt, wird Sonntag weinen, sagt sie; doch für solche Reden pflegt Sophie die alte Magd gewöhnlich auszulachen. Wer wird auch heutzutage noch etwas auf abergläubische Ahnungen halten? Da seufzte die gute alte Helenka plötzlich ängstlich auf: „Jesus, Maria, St. Anna! Was will diese hier?" Und ohne ein Wort mehr zu sprechen, lief sie davon, um der Kommenden nicht zu begegnen.

Sophie blickte verwundert hinaus und sah auf dem Gartenwege eine Dame sich nähern. Sie war von strahlender Schönheit; ihre Toilette war lauter bunte Stickerei, auf ihrem Strohhute schwebt ein Paradiesvogel und ihre Schultern sind in einen Kachemirshawl gehüllt.

Beim Anblicke dieser verführerischen Schönheit fühlte Sophie, wie ein unheimliches Erbeben ihre Nerven durchzuckte; es war ihr, als hörte ihr Herz auf zu schlagen. Sie begann an Ahnungen zu glauben.

Sie kam allein und zu solch' früher Morgenstunde, in welcher Damen sonst noch nicht auszugehen pflegen. Ohne Säumen bestieg sie die Treppen der Veranda, wie Eine, die mit den Lokalitäten gut vertraut ist.

Als sie vor Sophie stand, erhob sie ihre Hand mit einer Geberde, die zum Handkusse auffordert. Leise sprach sie sodann:

„Ich bin die Fürstin Ghedimin!"

Das Herz der Jungfrau klopfte hörbar. Dennoch mußte sie diese mit dem Handschuh bekleidete Hand küssen.

„Sie haben mich noch niemals gesehen?" frug die Dame.

Das Mädchen konnte nur ein stummes „Nein!" mit dem Kopfe schütteln.

„So gehen wir in Ihre Stube. Ist Niemand bei Ihnen?"

„Niemand."

Die Dame ging voran, und als sie im Zimmer angelangt waren, nahm sie ihren hohen Hut herab. Ihre schönen, reichen, blonden Locken waren in hoher Frisur à la giraffe aufgesteckt.

„Nun küsse mich! Ich bin Deine Mutter!"

Sophie that, was ihr befohlen wurde.

Die Fürstin sah sich um. Ueberall lagen Stickereien, geputzte Kleider, die ganze bräutliche Ausstattung in reizender Unordnung umher.

„Ah, Dein Brautschmuck! Du willst also heirathen, kleines Mädchen? Hast Du denn aber gar nicht bedacht, daß zu einer so ernsten Sache auch der Segen der Mutter vonnöthen ist?"

Das Mädchen wagte zu antworten:

„Es wurde mir gesagt, daß ich meine Mutter weder besuchen, noch ihr schreiben darf."

„Aber Du hättest es mir durch Deine kleine Freundin Bethsaba mittheilen sollen, die Dich täglich besucht hat."

„Ich war der Meinung, daß sie es Ihnen gesagt hat."

„Die Kleine that es nicht. O, die heutigen Mädchen können schweigen! Nicht einmal erwähnt hat sie mir „jenen" Namen. Zufällig habe ich ihn erfahren. Gestern war Herr Puschkin bei mir, um mir sein neues Gedicht „die Quelle von Baktschisseraj" zu widmen."

„Wie? Ihnen hat er es gewidmet?"

„Hast Du vielleicht etwas dagegen einzuwenden?"

„Ich freue mich vielmehr, daß er es gethan hat!"

„Nur so nebenbei bemerkte er, daß er in einer Woche Sophie Narischkin zum Altar führt. Ich war überrascht. Ich glaubte, Du spielst noch mit kleinen Puppen. Doch wer brachte Dir diese große Puppe?"

„Mein Vater."

„Und Du glaubst nun, daß Du vernünftig genug bist, um heirathen zu können?"

„Ich weiß nicht, ob ich vernünftig bin; aber das weiß ich, daß ich meinen Bräutigam liebe!"

„Eine kategorische Antwort! Du bist so sicher, daß er Dich heirathen wird! Doch wo lerntest Du Puschkin kennen?"

„Während der Ueberschwemmung. O, damals schwebte ich in großer Gefahr! Wenn man mich nicht abgeholt hätte, so wäre ich umgekommen."

„Und wer hat Dich denn abgeholt?"

Sophie verwunderte sich ob dieser Frage.

„Sie wissen es nicht? Hat es denn Bethsaba nicht zu Hause erzählt?"

„Bethsaba? Nein, von Dir und Puschkin hat sie kein Wort gesprochen! O, über die schlaue Geheimnißkrämerin! Warte nur! Also Dich hat dieselbe Fee beherbergt, welche Bethsaba von meinem Wagen entführte? Jener Teufel im weiblichen Gewande? Und Bethsaba fand für gut, es mir zu verschweigen! Tage und Nächte verlebtest Du in der Sündenhöhle jener Höllenfürstin! Jetzt verstehe ich Alles! Dieser weibliche Satan hat all' das herbeigeführt."

„Mutter, fluche ihr nicht! Ihr verdanke ich mein Glück."

„Weißt Du denn, was das heißt: Glück?"

„Geliebt sein."

„Und weißt Du, was dessen Gegentheil ist?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Betrogen werden!"

„Wer sollte mich betrügen?"

„Wer sonst, als Jener, von welchem Du glaubst, daß er Dich liebe?"

„Mein Aleko?"

„Ja, Dein Aleko, der auch so vielen Anderen gehört! Einen größeren Flattergeist, einen gewissenloseren Weiberverführer hättest Du auf dieser Welt gar nicht finden können."

„Welche Ursache hätte er, mich zu täuschen?"

„Weil er hofft, durch Dich eine hohe Rangstufe zu erklimmen!"

„O nein! Er hat jeden Titel, Rang, Besitz zurückgewiesen. Er nimmt mich, so wie ich bin. Mein Schmuck und dieses Blechstück (ein Splitter des Schiffes, welches mit dem Winterpalaste zusammenstieß), das ich am Tage der großen Katastrophe von ihm erhielt, bilden mein ganzes Vermögen. Er will arm bleiben und sich einen Namen schaffen, der zu seiner Größe des Herzogstitels nicht bedarf!"

„Wie er Dich täuschen konnte! Seine Pläne reichen bis an den Thron! Er heirathet Dich, um sich bei einer Weltumwälzung als russischer „Prinz Egalité" aufzudrängen. Was Egalité! Als ein anderer Pugatscheff! Weißt Du denn nicht, daß er Einer der Verschwornen ist, die den Czaren vom Throne stürzen möchten?"

„Mein Vater führte ihn zu mir."

„Weil seine Rede Honig ist, mit welcher er den Czaren bethören — und seine Tochter einschläfern konnte."

„Mutter! Sie hassen ihn sehr!"

„Und mit Recht! Bedroht denn diese Ehe nicht meine ganze Existenz mit Vernichtung? Diese Heirath wird das Geheimniß Deiner Geburt, welche der Fluch meiner Jugend war, an's Tageslicht bringen."

„Mutter! Sie verfluchen meine Geburt?"

„Nicht nur heute, jeden Tag zweimal! Wenn ich erwache und wenn ich mich niederlege! Du warst mir ein Todesurtheil, dessen Tag nicht bestimmt ist! Nur mit Beben konnte ich Dein gedenken. Du warst meine Mitschuldige, ein lebender Zeuge meiner getödteten Ehre! Und jetzt soll sich mein Geschick erfüllen durch Dich. Du kündest aller Welt, daß Du lebst. Seht her! da bin ich!"

„Nein, Mutter! Ich verberge mich! Keiner soll mich sehen! Niemand weiß Etwas von mir . . . ."

Korynthia stellte sich, als ob Mitleid und Mutterliebe die Herrschaft über sie gewonnen hätten. Klagenden Tones sprach sie:

„Aber Du armes Kind! Weißt Du denn nicht, daß Du Dich lebendig begräbst? Daß Du ein Leben wählst schlimmer als in der Hölle? Du wirst die Gattin eines

Abenteurers, der so tief in Sünden steckt, so verkettet mit allen lasterhaften Gesellen ist, daß er ihnen selbst beim besten Willen nicht mehr entrinnen kann! Willst Du ihm nach Sibirien folgen?"

„Wenn ihn Unglück erreicht, theile ich es mit ihm."

„Und wenn das verrückte Wagstück, dessen Vorkämpfer er ist, gelingt, und seine Hand von Deines Vaters Blut geröthet sein wird?"

„Dann werde ich den Weg zu Gott finden, um für ihn Gnade zu erflehen."

„Verblendetes Geschöpf! Das Ideal, welches Du Dir schufest, gestattet Dir nicht die Wahrheit zu sehen. Glaubst Du etwa, ein Herz im Käfige halten zu können, das an den freien Flug gewöhnt ist, und das Du noch gar nicht gefangen hast? Denn Puschkin liebt Dich ja gar nicht! Nein! Er liebt Dich nicht! Sei überzeugt, daß er Dich nicht liebt!"

Sophie blickte staunend auf Korynthia. Der dem weiblichen Herzen eigene Instinct und eine nervöse Ahnung ließen sie die schreckliche Wirklichkeit erkennen. Sie ergriff Korynthia's Hand und sagte:

„Sie lieben ihn!"

„So ist es!" keuchte Korynthia mit rasender Leidenschaft.

Sophie griff sich an's Herz, erblaßte, ihre Augen schloßen sich, ihr Athem stockte, sie stürzte zur Erde.

Die Fürstin suchte die Magd auf. „Helen', geh hinein zu Deinem Fräulein, es ist unwohl!"

Sie hüllte sich fest in ihren Shawl (denn Morgens ist Nebel am Ufer), setzte den Hut auf und verließ die Villa.

Sie wußte, daß ihr Abschiedskuß dem armen, ohnmächtigen Mädchen nichts helfen würde: deshalb unterließ sie ihn.

XXXI.

Das Testament.

An diesem Tage war es Puschkin so schwer um's Herz, als wäre es mit allen Sünden dieser Welt und außerdem mit allen Staatsschulden der europäischen Länder belastet. Vielleicht war es eine jener Vorahnungen, für welche die Arbeiter mit den Nerven, die Dichter, so empfänglich sind? Er konnte sich über nichts freuen.

Er ging zu Zeneida, um ihr seine Heirath — officiell anzuzeigen. Sie wußte schon lange davon, denn sie hatte einen trefflichen Geheimpolizisten. Zeneida sagte mit kalter stoischer Ironie:

„Ich glaube noch immer nicht, daß die Czarentochter Dich heirathen wird."

„Das wird auch nicht geschehen: denn ich heirathe die Czarentochter!"

„Weiß es die Fürstin Ghedimin schon?"

„Ich habe es ihr angezeigt."

„Dann wird nichts daraus!"

„Es hängt nicht im Geringsten von ihr ab."

„Ich prophezeie es; ich wäre ja sonst nicht Pythonissa die Hexe? Weiß es auch schon Fürst Ghedimin?"

„Fürst Ghedimin?! Mille tonnerres! muß ich denn auch beim Fürsten um Sophiens Hand anhalten? Er ist ja hors d'oeuvre."

„Nicht des Freiens halber, Freund! sondern um durch den Fürsten Deinen Namen aus dem „Grünen Buche" löschen zu lassen. Du wirst wohl einsehen, daß der Eidam des Czaren die Listen des „Grünen Buches" nicht zieren — ich will sagen nicht schwärzen darf!"

„Du hast Recht, daran habe ich noch gar nicht gedacht."

Mit schwererem Herzen, als er gekommen war, entfernte sich Puschkin.

Zeneidens Villa lag auf der Krestofsker Insel. Von hier war es noch weit zur Villa Sophiens, die zwischen

den Gärten von Oranienbaum lag. Schon von weitem war ihr hellgrünes Dach unter den Fichten des Ufers sichtbar; auf dem Dache wehte von einer bunten Stange herab allabendlich eine weiße Flagge. Diese zog Sophie selber auf, zum Zeichen, daß sie ihn erwarte. Manchmal kam sie ihm bis zum Ufer entgegen und ihre weißbekleidete Gestalt winkte ihm schon von Ferne Grüße entgegen.

Jetzt aber sah er kein weißes Mädchen, keine weiße Flagge!

Ungeduldig eilte Puschkin vorwärts. Sonst pflegte von der Landungsbrücke der Kähne beim Anlangen der seinigen eine andere Gondel abzufahren, in welcher Bethsaba saß. Die Königstochter erwartete Puschkin niemals, nur von der Ferne begrüßten sie sich. Jetzt sah er die Gondel in den Farben der Familie Ghedimin angekettet, und die Ruderer lagen schlafend auf ihrem Bauche.

Puschkin wartete nicht, bis der Kahn landete, sondern sprang an's Ufer und lief der Villa zu.

Auf beiden Seiten des Weges blühten Sophien's Lieblingsrosen, doch die Erde war mit abgefallenen Blättern bedeckt.

„Was geschah denn," fragte Puschkin, „daß euer Schutzengel Abends eure Blüten nicht auflas?"

„Gehe nur hinein, Du wirst schon die Ursache erfahren," antworteten die Rosen.

Auf der Veranda fand er Niemanden. Er öffnete die bekannte Tapetenthür, welche in Sophiens innere Gemächer führte. Dort erfuhr er, warum die Rosenblätter nicht gesammelt wurden.

Sophie lag dort auf dem Bette, bleich wie eine Todte. Die gestrige Lebensröthe war von ihrem Antlitze verschwunden; es war fast durchsichtig. Ihre Züge waren nach dem überstandenen Schmerze wie verklärt. Am Bettende saß Bethsaba, deren Hand sie so hielt, daß ihre Finger mit denen Bethsaba's zum Gebete verschlungen waren. — Vorsichtig näherte sich ihr Puschkin, seinen Schrecken dämpfend.

(Kranken darf man niemals zeigen, daß man ob ihres Aussehens erschrocken ist.)

„Was ist das? Bist Du krank?"

„Nein, Aleko. — Ich bin im Sterben. — Erschrick nicht. — Es ist vorüber. — Ich habe es überstanden. — Auch Du wirst es überstehen."

„O, sprich nicht so!" stammelte Puschkin, indem er neben dem Bette niederkniete und des Mädchens bleiche Stirne mit Küssen bedeckte. „Es ist blos ein leichtes Unwohlsein. So wie sonst, wird es auch diesmal vorübergehen. Ich eile, Deinen Arzt aufzusuchen."

„Du gehst nirgends hin! Du bleibst, wenn ich es sage. Zwinge mich nicht, laut zu sprechen, sondern gehorche. Bedenke, wenn Du jetzt Wylie auflärmst mit der Nachricht, daß ich in den letzten Zügen liege, er würde es gleich dem Czaren sagen. Der Czar ist jetzt mit großen, länderbeglückenden Ideen beschäftigt, er rüstet zum Kriege. Viele Millionen Menschen erwarten von seinen Beschlüssen ihre Freiheit und eine bessere Zukunft. Doch dazu bedarf er seiner vollen Geisteskraft. Wie mein Vater mich liebt und an mir hängt, würde die Nachricht von meiner Erkrankung seine Seele völlig lähmen. Er würde die ersehnten Beschlüsse nicht fassen. Der Gedanke an die sterbende Tochter würde ihn kraft- und energielos machen. Was glaubst Du? So lange ich lebte, wußten kaum zehn Menschen, daß ich auf der Welt bin; und im Sterben sollen Millionen und Millionen meine Geburt und meinen Tod verfluchen? Deshalb, bitte, beunruhige jetzt den Czaren nicht mit meiner Krankheit!"

Puschkin erwiderte leidenschaftlich erregt:

„Was gilt mir jetzt Hellas und die russische Konstitution, da Du krank bist? Ich muß Dich retten!"

Das Motiv, welches Puschkin zu diesem erbitterten Ausrufe bewog, charakterisirt die damalige Zeit. Anderswo und in anderen Zeiten hätte unter solchen Umständen ein liebender Bräutigam gesagt: „Nun gut, ich gehe also nicht zum Leibarzt des Czaren, sondern zum ersten besten geschickten Doktor, der die Nachricht von Deiner Krankheit nicht aus-

sprengt, und lasse Dich durch ihn heilen.“ Doch zu jener Zeit ließ sich nur Derjenige von russischen Aerzten behandeln, der seinen Tod beschleunigen wollte. Lieber ließ man sich durch Quacksalber kuriren und gebrauchte Hausmittel gegen die Krankheit, als sich einem St. Petersburger Arzte anzuvertrauen. Das war die sicherste Verlobung mit dem Tode. In die Apotheke schickte man nur um Rattenpulver; ja unter Czar Alexander wurde den Russen geradezu verboten, Apotheker zu sein: nur Deutsche erhielten dazu die Erlaubniß. Der Russe mißtraute seinem Landsmann; er hielt ihn für fähig, dem Kranken — seinen Feinden zuliebe — Gift statt Arznei zu geben. Die vornehmen Kreise ließen sich durch die Leibärzte des Czaren und der Czarin behandeln; wenn Jene aber abwesend waren, durfte Keiner erkranken.

„Ich sagte Dir schon: reize mich nicht! Vergeblich brächtest Du alle Galenuse der Welt mit ihren Wundermitteln hieher; ich würde nichts einnehmen. Ich trinke keine Arznei mehr mit jenem bitteren Mandelgeschmacke: ich muß sterben! Verstehst Du, ich muß! Mein Tod ist nothwendig, unaufschiebbar. Nicht, weil ich krank bin; sondern, weil ich zum Tode verurtheilt bin. Und es ist recht so!“

Puschkin konnte dieses Räthsel nicht lösen und blickte fragend auf Bethsaba, worauf diese sich entfernen wollte. Sophie hielt sie zurück. „Bleibe hier! Ich brauche Euch Beide. Puschkin! sei ein Mann, ein starker Mann. Bist Du denn ein Kind, daß Du so bebest? Erfülle meine Bitte. Ich will Testament machen. Bringe den Schreibtisch zu meinem Bette her. Zünde zwei Lichter an und stelle dazwischen das Crucifix. Doch zuerst schließet die Fensterläden; machet Nacht! — O, über diese schrecklichen Petersburger Sommernächte mit ihren ineinanderschmelzenden Dämmerungen! Man kann die Nacht kaum erwarten! Der Tag will nicht aufhören! Dies drückt mich so schwer. So, jetzt bin ich schon ruhiger, da es finster ist. — Nun, setze Dich nieder und schreibe. Oder willst Du lieber die Schreibmappe auf mein Bett legen und knieend schreiben? Auch

gut! — Und Du Bethsaba! kniee neben ihm! ... Merke gut auf und schreibe: „Dem heiligen Gott meine Seele, der Erde meine Asche entbietend, ordne ich, Sophie Narischkin, an, daß mein gesammtes weltliches Gut nach meinem Tode meiner einzigen Freundin, der Grusischen Prinzessin Bethsaba Dilarianoff gehöre. Mir lasset nur jenes kleine Stück Kupferblech, das ich immer auf der Brust trug, und leget unter mein Haupt jenes kleine grüne Kissen, in welchem ich die Rosenblätter sammelte, um darauf süß zu ruhen. — Nun siehst Du nicht die Buchstaben? Du schreibst ja über's Papier hinaus? Puschkin! bist Du denn ein Kind? — Schreibe weiter! — Meiner einzigen kleinen Freundin vermache ich meinen theuersten Schatz auf dieser Welt: meinen Aleko Puschkin!"

Bei diesen Worten wollte Bethsaba von ihrem Platze emporschnellen, doch Sophie erlaubte es nicht. Sie hielt mit einem Arme ihren Hals umschlungen, mit dem andern den Puschkin's und drückte ihre Wangen aneinander.

„Darf ich denn in meinem Testamente nicht frei verfügen über meinen Schatz? Glaubst Du denn, ich wisse nicht, wie sehr Du ihn liebst? So lange ich Dir nicht meine Liebe zu ihm gestand, hast Du ihn immer vor mir verherrlicht; doch seit damals erwähntest Du nicht einmal mehr seinen Namen. Glaubst Du, ich wußte nicht, warum Du Dich immer so eilig entferntest, wenn er zu mir kam? Früher warst Du roth, lebensfroh, tändelnd; jetzt bist Du blaß, traurig, farblos. Glaubst Du, ich weiß nicht, was Dich schmerzt? Du liebst ihn, so wie ich. Verheimliche es nicht länger! Lüge nicht! Mache kein Geheimniß daraus vor der Sterbenden, die schon morgen eine Seele sein wird und Alles weiß, was in Deiner Seele vorgeht. Warte nicht, daß ich als Gespenst allnächtlich Deine Träume beunruhige, um auf meine Frage die Antwort zu fordern, welche Du mir im Leben verweigertest. Gestehe, daß Du Aleko liebst!"

Bei diesen Worten fühlte Bethsaba eine heftige Herzbeklemmung, und plötzlich fiel sie mit geöffneten Lippen und verdrehten Augen bewußtlos rücklings zu Boden.

„Hebe sie auf und lege sie zu mir in's Bett," sprach Sophie ruhig. „So, jetzt kannst Du unter zwei todten Bräuten wählen. Nur, daß die Eine wiedererwachen wird, denn sie ist nicht getödtet. Jetzt weißt Du, daß sie Dich liebt. Lasse sie ohnmächtig. Besser, daß sie nicht hört, was ich Dir jetzt sagen werde. Du aber schließe jedes meiner Worte in Dein Herz und befolge es; denn Du weißt ja, daß aus den Mädchen, welche als Bräute sterben, Villi werden, deren Zorn zu erregen nicht gut ist. — Höre mich an! Du darfst Bethsaba nicht mehr verlassen. — Ich weiß, warum ich es sage. — Wenn Du sie nach Hause läßt, sieht sie Gottes freie Welt nimmermehr, man sperrt sie auf ewig in's Katharinenkloster."

Jetzt begann Puschkin zu ahnen, was hier geschah.

Beim Nennen des Moskauer Katharinenklosters fielen ihm alle jene skandalösen Abenteuer ein, deren sich in den Kasernen die Gardeofficiere bei ihren Orgien rühmten, und welche selbst die Skandale der Pariser Visitandinen übertrafen; das Kloster hatte einen Ruf, wie sich eines ähnlichen nur noch das berüchtigte Montmartre-Nonnenkloster zu erfreuen hatte. Die jungen Lieutenants trugen die Rosenkränze der Katharinen-Nonnen gleich Armringen; und erst in diesem Jahre ereignete sich ein Schreckensfall, welchen die Behörden vertuschten. Der letzte junge Sprosse einer vornehmen Familie verschwand plötzlich aus der Moskauer Gesellschaft, und nach vierwöchentlichem vergeblichen Suchen fand man seinen zerstückelten Leichnam in einem Brunnen des Katharinenklosters. — Und dahin will Bethsaba ihre Pathin schicken, wo das unglückliche Mädchen nicht nur dieser Welt — sondern auch der Glückseligkeit des künftigen Lebens verlustig würde! Jene Frau wäre auch dessen fähig!

„Also: keine Unschlüssigkeit, keine Sentimentalität," sagte Sophie. „An meinem Todestage mußt Du Dich mit Bethsaba vermälen, denn sonst ist sie verloren. Zwar wird alle Welt empört rufen: „O, über den Schuft! der zur selben Stunde, wo er den Sarg seiner Braut schloß, sein

Herz einer Anderen öffnen konnte!“ Doch Du wirst ja mein Testament besitzen, welches ich Dir in die Feder dictirt und mit zitternden Fingern unterschrieben habe; lege es auf's Herz und Du wirst es damit beruhigen. Wenn Dich aber Dein Gewissen freispricht, was kümmert Dich das Urtheil der Welt? . . . Sei kühn! Der Solowetsch-ker Patriarch wartet auf der Petrowsker Insel im alten Schlosse des Czaren Peter. Er hat den Auftrag, ein junges Mädchen mit einem Gardeofficier ohne kirchliches Aufgebot zu trauen. Er kennt weder das Brautpaar noch dessen Namen. Zwei Zeugen werden nöthig sein; auch daran habe ich gedacht: der Eine kann Zeneida sein, der Zweite Helena's Gatte, der alte Jhnasko: Beide unsere guten Freunde. Während nun die eine Gondel in aller Stille unter den Psalmen der Kantoren mein bekränztes Ruhebett in die schöne Weidengruft am diesseitigen Newaufer führt, werdet Ihr in der andern Gondel auf's andere Ufer der Newa in Euere bereitstehende Troika eilen. Und nun, Gott mit Dir!“

Puschkin lief wie wahnsinnig im Zimmer herum, sich mit seinen eiskalten Händen das wirr herabhängende Haar zerzausend.

Unterdessen bemühte sich Sophie, ihre ohnmächtige Freundin zu sich zu bringen. Sie schnürte ihr Mieder auf und bespritzte ihr Antlitz mit Wasser. Die Sterbenskranke dachte noch daran, Anderen zu helfen.

Endlich erwachte Bethsaba; doch kaum öffnete sie die Augen, als sie ihr Gesicht in den Kissen verbarg.

„Ich habe mit Aleko schon Alles geordnet,“ sagte die Sterbende in leisem, zufriedenem Tone. „Halte Dich nur an das, was er Dir sagen wird. Ich hinterlasse Dir mein Brautkleid, das rosafarbene, und auch das Platina-Diadem: Du wirst schon wissen, wann Du es aufstecken mußt. Doch, Puschkin, wie kannst Du nur so unbeholfen sein? Warum schreibst Du nicht Alles in's Testament ein? Vergiß ja nicht das Rosa-Brautkleid und den Platina-Kopfschmuck. Auch die alte Helen vermache ich euch; sie war immer meine treue,

gute Amme. Ihr dürfet ihr blind vertrauen. — Aleko, gib jetzt Bethsaben Feder und Papier. Sie muß der Fürstin schreiben, daß sie sie nicht erwarten soll, da sie nicht kommt. Schreib, kleines Mädchen: „Gnädige Frau, meine gute Pathin! Sophie ist krank und bedarf meiner Pflege dringend: ich bleibe hier, bis sich Gott ihrer erbarmen wird. Ihre Pathe Bethsaba.“ Nun lieber Aleko schicke dieses Briefchen an die hohe Dame, damit sie beruhigt sei. Wenn Du fertig bist, gib mir das Testament, laß' es mich unterschreiben.“

Sophie las es noch einmal durch:

„Wie viel Kleckse darauf sind!“ . . . flüsterte sie, und ein todtenbleiches Lächeln erheiterte ihre Züge. Jene Kleckse waren nämlich Thränen Puschkin's. Sie scherzte darüber und wollte, daß auch Aleko und Bethsaba über ihren Scherz lächeln.

Dann unterschrieb sie mit schönen, großen Buchstaben ihren Namen. Die Feder spritzte sie nicht aus, sondern gab sie Puschkin zurück, nachdem sie sie mit den gestickten Krausen ihres Schlafrockes abgetrocknet hatte.

Hierauf schlang sie ihre beiden Arme um seinen Nacken und zog ihn zu sich.

„Heute gehörst Du noch mir! Laß' mich noch einmal in diese Augen blicken, die mir so lange ein süßes Heim waren. Das war ein paradiesisches Leben! Ich danke Dir, daß Du mich so lange glücklich sein ließest, ich danke Dir für die Treue und die zärtliche Liebe, mit der Du mich beglücktest!“

Und sie küßte ihn unzählige Male.

Dann ließ sie ihre Arme fallen und drängte ihn von sich.

Es war zum letzten Male. — „Aleko! Bethsaba! — Jetzt umarmet Euch! Ich will sehen, wie Ihr Euch umarmet! Auf der Stelle, so lange ich noch lebe und es sehen kann! Wenn Ihr mich liebt, wenn Ihr wollt, daß ich Euch für aufrichtig halte, wenn mein Segen Euch etwas gilt, so umarmet Euch!“

Und über die Sterbende hinüber legte Einer den Arm um die Schulter des Andern.

„So! das war gut. Jetzt küsset Euch noch! Auf die Lippen! Nicht so; Ihr habt Euch ja kaum berührt. Das war ein kalter Kuß. Einen echten!"

Und ihre beiden Hände auf ihre Köpfe legend, näherte sie dieselben einander, so daß sich ihre Lippen zu einem Kusse vereinigten, und die Hände auf ihren Häuptern Segen über sie ergoßen.

Dann erhob sie ihr verklärtes Antlitz zum Himmel, hob die Arme über ihr Haupt empor, und ihre beiden Hände faltend, hauchte sie kaum hörbar: „Mutter ..... ich habe Dich vor einer Sünde bewahrt!"

XXXII.

Nicht nur die Kugel trifft das Herz.

Der Czar hielt eine außerordentliche Revue auf dem Marsfelde ab.

Die gewöhnlichen Musterungen fanden am 21. Mai, dem Tage des Schutzpatron Nikolaus, und am 20. September statt.

Diesmal aber galt es eine außerordentliche Revue blos über die Garderegimenter. Diese unterscheiden sich von den anderen Truppen. Jedes Regiment hat eine andere Uniform. Die Reiter der Leibgarde tragen weiße Uniformen mit goldglänzendem Brustschilde. Die Kürassiere der Leibgarde lichtblaue Röcke mit weißem versilberten Küraß. Die Uniform des Regimentes Jerusalem ist karmoisinroth, mit vergoldetem Schild. Jede Charge, vom Officier bis herab zum Korporal, ist Ritter des St. Johannis-Ordens, selbst die gemeinen Soldaten sind alle vom Adel.

Und jedes Regiment hat seine Vergangenheit, seine Geschichte, deren es sich laut rühmt, die gleich einer Tra-

dition auf die Nachfolger übergeht und seinen Namen nicht verlöschen läßt.

Das Regiment St. Johannes von Jerusalem wurde in zwei Schlachten so in Stücke gehauen, daß von einem Bataillon nicht mehr als achtzehn Mann übrig blieben.

Das Regiment Preobrazsenski hält viel darauf, daß Czar Ivan durch ihn seines Thrones entsetzt wurde und daß es Elisabeth an seine Stelle setzte. Jeder, der in diesem Regimente war, bekam einen Adelsbrief.

Das Regiment Ismailoffski trägt die Trophäen sieben entscheidender Schlachten auf seinen Fahnen. Bei Borodino blieb die Hälfte der Truppen auf dem Schlachtfelde und kein einziger kam ohne Wunde nach Hause.

Diese Regimenter bilden die Aristokratie der Leibgarde. Auch die übrigen Leibgardisten charakterisirt die bunte Abwechslung. Hußaren in Uniformen von den verschiedensten Farben, Kürassiere, berittene Grenadiere, Pontoniere, Kosaken, die Schaaren der Asiaten mit ihren phantastischen Waffen, die Kirgisen, Kalmucken mit ihren schlanken Speeren, den pfeilbeschwerten Köcher auf dem Rücken, Tscherkessen in ihren schuppigen Panzern, mit ihren spitzen Helmen, und dann die lange Reihe der Kanonen, die Wägen mit Kriegsmaterial, sämmtlich grün gefärbt, die Brückenzüge, die auf Räder gestellte Flottille — und all' das auf einem unermeßlichen Platz aufgestellt in Quadraten, in geometrischen Reihen, die sich auf Kommando in Bewegung setzen, voranstürmen, gleich einer Wand stehen bleiben — wie eine Maschine.

Kann sich der nicht mit einem gewissen Rechte für einen Gott halten, auf dessen Wink dies Alles steht und sich bewegt? Und nur eines zweiten Winkes bedarf es, und sie stürmen voran und färben den Boden mit ihrem Blut.

Wenn die Leibgarde sich über Petersburg hinausbewegt, bedeutet dies den Marschbeginn des Kriegsheeres! Jeder, dem es gilt, sammle seine Kräfte! —

In der Mitte des Marsplatzes sind die prächtigen Zelte aufgeschlagen für den Czar, für die auswärtigen

Botschafter und für die Mitglieder der Regierung — der Czar selbst aber reitet sein eigenes Pferd an der Spitze seines Gefolges und läßt die aufgestellten Truppen Revue passiren. Wie er so an den einzelnen Regimentern vorüberreitet, rufen ihm diese ganze Begrüßungsverse entgegen, im Takt wie der Chor eines Riesentheaters, die Flinte, den Säbel, die Lanze steif in ihren Händen haltend. Das Antlitz des Czaren glänzt, wie der sonnige Tag selbst. Jeder sieht wieder den Leipziger Helden in ihm. Die Begeisterung des Heeres hat sich auch ihm mitgetheilt.

Und unter den Reihen dieser auf das Kommandowort präsentirenden Regimenter sind alle Jene, die sich gegen ihn verschworen haben. In der Säbeltasche der Officiere kann man den Katechismus des freien Menschen finden.

Aber das einzige Wort „Vorwärts“ genügt, um den Sinn Aller zu ändern. Die verschworenen Regimenter werden dem Feinde entgegenstürzen und rufen: „Es lebe der Czar!“ Wenn er ihnen das Schlachtfeld zeigt, vergessen sie all ihre Beschwerden und Plagen, vergessen daß sie ihn tödten wollten und stürmen in die Schlacht, um für ihn zu sterben.

So ist das russische Volk. Der Trieb nach Freiheit verstummt, wenn es den Krieg gilt.

Und der arme Soldat, der sein Blut auf fremder Erde vergießt, glaubt, daß davon die Wiesen seiner Heimat grünen werden. Die Popen haben ihm eingebläut: wer im fremden Lande von Feindeswaffen hingestreckt wird, der wird wieder auferstehen im Heimatslande, wo er Eltern, Weib und Kind gleich wiederfindet, und wer ein Leibeigener war, wird als Freier auferstehen.

Nach der Truppenrevue übernimmt der Czar selbst das Kommando. Ein glänzendes Manöver beginnt, ganz nach seinem eigenen Plan. Es sollte nach der Kriegswissenschaft der damaligen Epoche ein Meisterwerk des Systems der geschlossenen Attaque werden. Die Kouriere eilen mit Ordres von Bataillon zu Bataillon. Auf ihren raschen Pferden

stürmen sie in allen Richtungen des weiten Marsfeldes einher. Der Czar selbst ertheilt Befehle und überwacht mit dem Fernrohr deren Ausführung. Plötzlich sprengt ein Adjutant an ihn heran und bleibt vor ihm stehen.

„Sire!"

„Was bringst Du? Sag es kurz!"

Die Kanonen des Feindes donnerten gegen die angreifende Kolonne.

„Sire!" sagte der Officier — „Herzogin Sophie Narischkin hat in dieser Stunde ihre edle Seele der Ewigkeit übergeben."

Der Czar griff nach dem Herzen. Dort war er getroffen!

Und doch waren nicht einmal Kugeln in den Kanonen.

Der Säbel in der Rechten entsank seiner Hand — mit der Linken bedeckte er das Antlitz.

„Die Strafe für meine Irrthümer," stammelte er schwankenden Tones.

Und vorbei war es mit dem glänzenden Helden — vorbei mit dem Halbgott. An seiner Stelle saß eine gebrochene Gestalt, ein Mensch, den das Schicksal tief zur Erde gebeugt.

Mögt ihr das Hurrah noch so schmetternd erschallen lassen, — mögt ihr den Erdboden mit dem Strampfen eurer schlachtenmuthigen Pferde erschüttern! — dem Führer wurde die Seele genommen mit dem Worte: „Sophie ist gestorben!"

Miloradovics, der Chef des Generalstabs, verlangt Weisungen für die Fortsetzung des Kriegsspiels von dem kaiserlichen Kommandanten.

„Ruft sie zurück!" sagte der Czar. „Schickt die Truppen in ihre Kasernen. — es ist Alles vorüber."

Damit wendete er sein Pferd und ritt zurück nach dem Zelte, das Haupt tief gesenkt. Die ihn zurückkehren sahen, vermochten sein erbleichtes Gesicht kaum wieder zu erkennen.

Die Korpskommandanten konnten dann die Truppen nur mit Mühe auseinanderlösen und auf ihre Plätze zurück-

führen. Es entstand ein Murren, als wäre eine Schlacht verloren worden.

Der Czar erwartete nicht einmal den Rückmarsch der Truppen, die sonst mit ihren Pfeifen und Trommeln, mit ihren Chorgesängen an ihm vorüber zogen. Er überließ das ganze Lager dem Großfürsten, warf sich in seine Troika und ließ sich nach Hause, in den Winterpalast fahren.

Er eilte hinauf in seinen Arbeitssalon. Da lagen auf dem Tische vor ihm ausgebreitet wichtige, bedeutsame Dokumente, welterschütternde, epochemachende, Völker umgestaltende große Entschlüsse. Nur der Unterschrift harrten sie noch.

Der Czar ließ seinen Blick traurig auf ihnen ruhen. Er las daraus, aber nicht das, was mit Buchstaben darauf geschrieben war, er las nur den Palimpsest, mit dem das Fatum die wohlausgedachten Pläne der Menschen durchkreuzt.

Und nun faßte er all die Schriften — das mühsame Werk vieler Nächte in ein Bündel zusammen, warf sie in den Kamin und ließ sie in Flammen aufgehen. Das Alles sollte die Mitgift Sophie Narischkin's sein. —

Sie wurde zur Asche.

Dann setzte er sich an den Tisch und schrieb einen Brief.

Er enthielt nur zwei Worte.

„Komm zurück.“

Auf das Kouvert des Briefes kam folgende Adresse:
„An Araktsejeff.“

XXXIII.

Die Stunde des Rendezvous.

Sie sind wunderbar, diese Sommernächte im hohen Norden. Der Fremde gewöhnt sich noch schwerer an sie, als an die grausam kalten langen Winternächte. Die Abendröthe hält fast bis Mitternacht an und nach Mitternacht beginnt bereits das Morgengrauen. Es dauert ewig lange bis am lichten Himmel die ersten Sterne erscheinen; unter ihnen die glänzenden Planeten Venus und Jupiter, die am gelben Firmamente brennen, wie Diamanten an der Oberfläche eines Goldmeeres. Der Vollmond beschreibt glanzlos seinen kurzen Bogen, ein überflüssiger Beleuchtungskörper, und am Masinkafest harrt man ungeduldig der halben Stunde, zu der es wirklich Nacht wird, um auf den vierzig Inseln der Newa die bereit gehaltenen Feuerwerksspiele abzubrennen (denn am hellen Tage kann man ja doch keine Raketen steigen lassen). In den Straßen von St. Petersburg zündet man in den Nächten dieses Monats nicht einmal die Lampen an.

Auch in den Gemächern der Villa Korynthia's ist am Abend des 20. Junius kein Lampenlicht nöthig. Der Himmel verbreitet noch um elf Uhr Nachts Licht genug — und ein wenig Halbdunkel schadet dem, wovon heute hier gesprochen werden soll — gerade nicht.

Korynthia trat aufgeregten Gemüths — wer weiß zum wie vielten Male an diesem Abende — hinaus auf die Veranda. Sie läßt den Blick über den Spiegel des Riesenstromes da unten schweifen. Auch der erglänzt jetzt goldig und gleichwie die russischen Heiligenbilder auf goldenem Grunde gemalt sind, so malt sich auf diesem goldenen Spiegel die Ansicht der Weltstadt mit ihren Palastreihen, der Isaaktempel mit der Säulenhalle seines Domes, das reichverzierte Börsengebäude, die Brücke der heiligen Dreieinigkeit, die zerstreuten Inseln, aus deren dunkelgrünem Laub die nach allen möglichen architektonischen Launen der

Welt erbauten Landhäuser hervorleuchten mit ihren blauen, grünen, rothen, vergoldeten und chinesisch geformten Dächern, und zwischen diesen Inseln wimmelt es von Kähnen, Gondeln, Barken, Sandolinen aller Arten. Manche werden von zwölf Ruderern vorwärts getrieben, in anderen sitzt ein einsamer Träumer — die eine gleitet mit Blitzesschnelle hin, die andere überläßt sich dem Spiele der Wellen — die Schiffer singen Volkslieder dazu.

Im Lichte der Dämmerung erscheinen die Gestalten wie schwarze Silhouetten. Korynthia fragt sich, welche Gondel ihn wohl bringen mag — den sie erwartet — welche ist die Silhouette seiner Gestalt?

Am längsten dauert der Wartenden die letzte halbe Stunde.

Korynthia kehrt von dem Balkon in ihr Zimmer zurück und besieht sich nochmals im Spiegel. Du bist schön, sehr schön, sagt ihr der Spiegel. Dieser weiße Anzug gibt dir ein ganz kindliches Aussehen und läßt die runden Marmorarme ganz bis zur Schulter sehen. Das reiche blonde Haar ist nicht aufgesteckt, sondern wallt in zwei dichten Flechten herab. Keinerlei Schmuck, Armband oder Ohrgehänge, dient zur Erhöhung des Reizes, der siegesgewisse Fechter betritt ohne Panzer und Helm den Kampfplatz. Selbst der Ehering fehlt an dem Finger. Sehr schön bist du, sagt ihr der Spiegel.

Und neben dem Spiegel ist, in einen großen Goldrahmen gefaßt, ein Bild. Das Bild eines jungen Mädchens in mythischen Schäferkleidern. So fein und zart wie ein Traumbild. Es ist ein Geschenk des Czars, das Korynthia vor einigen Jahren von ihm erhalten. Vielleicht ahnte sie schon damals, daß es kein Phantasiegebilde, sondern das Porträt eines lebenden Wesens ist. Ja, sie errieth vielleicht auch, wen es vorstellt. Seit einigen Tagen weiß sie es mit Bestimmtheit. Sie war mit ihr zusammengetroffen. Es ist das Porträt Sophie Narischkin's.

Freilich hätte sie das längst erfahren können von Bethsaba, die Porträt und Original oft genug gesehen, wenn

sie das Mädchen gefragt hätte. Aber die grusische Königstochter, war ihr auch die Lüge fremd, konnte doch recht gut schweigen, und hatte so viel armenisches Blut in den Adern, um nicht zu antworten, wenn sie nicht gefragt wurde.

Das Bild im Spiegel und das im Rahmen standen also nebeneinander. Und beim Vergleiche blieb das lebende Bild Sieger.

Du blasses Kind mit deinen träumerischen Augen, deinen Lippen, die sich wie zur Klage öffnen, deinem zarten, nebelhaften Körper, wie willst du wetteifern mit dieser Göttergestalt eines Weibes? Was vermagst du, melancholische Traumgestalt einer anderen Welt, gegen dieses irdische Weib, dessen Schönheit Gluten erweckt und löscht, tödtet und belebt. Hast du einen Aleko, so wählt er das Zigeunermädchen, und das bist nicht du.

Ist er doch selbst ein Zigeuner; vagabundirend, abenteuernd, ein Poet.

Korynthia blickte seitwärts auf ihre eigene Schulter, auf das rosige Grübchen ihrer Schulter und — sie mußte lachen.

Die Zeit verstrich langsam. Sie öffnete die Fenster des Zimmers, welche nach dem Park gehen. Das Concert der Nachtigallen erschallte aus den Büschen. Ein Schmetterling — das Nachtpfauenauge — fliegt zum offenen Fenster herein, auch der umflattert nur sie, er hält sie für die Blume, nicht jenes Porträt dort. — Dann kam ein anderer Nachtfalter, der sich von den anderen Schmetterlingen dadurch unterscheidet, daß er Töne von sich gibt. Ein unangenehm klagendes und pfeifendes Gesumme. Sein Name ist „Sphinx Atropos." Warum hat man ihm den Namen der Parze gegeben, die den Lebensfaden entzweischneidet? Weil sein Rücken und Kopf das vollständige Abbild eines Todtenkopfes bilden. Hsch! weg von hier verscheuchte die Dame den abscheulichen Falter. Der aber fand seinen Platz, er flog hinüber auf das Porträt und sitzt dort in einem Winkel des Rahmens.

Endlich fängt es doch ein wenig zu dunkeln an. Einige ungeduldige Feuerwerker lassen die Raketen aus den Lust-

gärten der Inseln aufsteigen, auf der Krestovsker Insel zündet man schon die bengalischen Feuer an.

Nun freilich! Heute ist der Namenstag Zeneiden's. Ihr zu Liebe haben die Hofkalender neben dem heiligen Method einen Platz für ihren Namen ausfindig gemacht. Heute gibt es ein großartiges Fest bei ihr. Und vielleicht noch was Anderes. Eine Sitzung der Szojus Blagodensztoiga. Unter allen möglichen Titeln und Vorwänden hält dieser Verein seine Versammlung bei der Sängerin.

Als Herzog Ghedimin sein Haus verließ, sagte er seiner Frau, er wäre zum Czaren berufen und müsse die ganze Nacht dort zubringen in Berathung wichtiger Staatsgeschäfte. Es ist also unzweifelhaft, daß er die ganze Nacht bei Zeneiden in ihrer Villa zubringt, und Korynthia hat nicht zu fürchten, daß sie gestört wird: Wie Du mir, so ich Dir. —

Er könnte wahrlich auch schon kommen, der so ungeduldig Erwartete.

Denn sobald das Feuerwerk auf den Inseln beginnt, findet es seine Bewunderer an den Dienstboten und Wächtern, die noch wach sind. Auf die geschlängelten Wege des Parkes achtet Niemand. Das große Lasar-artige Uhrwerk schlägt schon eilf, alle Viertelstunden läuten vier Glocken das Karillon. Als der letzte Glockenschlag verklungen war, schien es ihr, als knarrte der Sand des Gartens unter nahenden Schritten. Wer konnte es anders sein? Des Edelmannes Schritte lassen sich leicht von denen des Muschik unterscheiden.

So ist es.

Der Nahende blieb vor der Thür der Gartenveranda stehen und öffnete diese mit dem Schlüssel. Dann kündeten auf der inneren Schneckentreppe hinaufeilende Tritte seine Ankunft an.

Korynthia berechnete die Situation, in welcher sie sich überraschen lassen wollte: halb an's Fenster gelehnt, das Gesicht auf die flache Hand gestützt, eine träumerische Gestalt, die so sehr versunken ist in das Concert der Nachtigallen, daß sie nicht bemerkt, wie sich ihr Jemand naht,

sich über sie neigt, und auf ihre reizende Schulter einen zarten Kuß haucht.

Die Dame that, als ob sie aufgeschreckt worden wäre. Und mit lächelndem Zorne wandte sie sich gegen den Kußdieb: „Ah, so spät!“

Aber als sie ihn erblickte, schrak sie in der That zusammen; es war kein Kußdieb, er nahm blos das Seinige, wozu er berechtigt war. Es war der Gatte: Fürst Ghedimin.

Korynthia frug stotternd: „So früh kamen Sie nach Hause?“

„Soeben sagten Sie, daß ich spät gekommen wäre.“

„Ich sprach halb im Traume; ich wußte nicht, was ich rede. — Wo sind Sie hereingekommen?“

„Bei der Gartenveranda. Sie wissen ja, daß ich den kleinen Schlüssel bei mir trage.“

Jetzt fiel Korynthia ein, daß auch er in diesem Augenblicke kommen kann, dem sie das Paar dieses Schlüssels gegeben — jener Andere!

„Haben Sie die Thüre zugesperrt?“

„Nein! denn in fünf Minuten entferne ich mich wieder.“

„Aber ich bitte: schließen Sie die Thüre, und lassen Sie den Schlüssel von Innen im Schlosse stecken. Sie wissen, daß ich mich vor Dieben fürchte.“

„Gut, ich gehe zurück und werde zusperren.“

Während seiner kurzen Abwesenheit hüllte sich Korynthia in einen großen Shawl; sie brauchte ihm nicht vorzulügen, daß sie friere: sie bebte in der That vor Kälte.

Der Fürst kam zurück.

„Ich muß Ihnen in Eile mittheilen, daß ich vom Czaren komme.“

„Also nicht von der Soirée des Fräuleins Zeneida?“

„Nein, meine Theure! ich komme vom Czaren und der Czarin.“

„Ich muß es glauben.“

„Sie werden es gewiß glauben, wenn ich Ihnen erzähle, was ich gesehen habe.“

„Fangen Sie an.“

Korynthia blieb bei dem Fenster, um jenen Andern, wenn sie ihn kommen hört, durch lautes Dazwischenreden kundzuthun, daß sie nicht allein sei.

„Seine Majestät hat mich seit zwei Tagen wiederholt zu sich befohlen, mit mir verschiedene Staatsangelegenheiten zu erledigen; doch jedesmal wär er entweder in sein Zimmer eingeschlossen und ließ mich nicht vor, oder wenn er mich nach Czarskoje-Zelo bestellte, kam er selbst nicht hin, sondern ging in die Eremitage. Heute Abend wurde ich nach Monplaisir berufen. Alle Zimmer des Palastes durchschritt ich die Kreuz und die Quere, bis ich ihn endlich auf der oberen Veranda fand — in der Gesellschaft der Czarin. Dreimal, viermal grüßte ich den Czaren; doch er nahm gar keine Notiz von mir. Die Czarin winkte mir, zu bleiben und zu warten. — Der Czar stand dort, an die marmorne Brustwehr gelehnt, unbeweglich wie eine Statue und sein starrer Blick schweifte über den Spiegel der Newa. Die Czarin prüfte eben so gespannt, fast furchtsam, den Blick ihres Gatten. — Hunderte von Kähnen glitten auf dem Wasserspiegel dahin, im Zickzack, sich kreuzend, wie die Wasserspinnen. — Plötzlich wird eine größere Barke sichtbar, welche von acht Ruderern im langsamen Tempo stromabwärts gefahren wird. Die Barke war mittelst auf Stangen befestigter Lampions beleuchtet, und in der Mitte stand ein Sarg, mit hellblauem Atlas überzogen. Im geöffneten Sarge lag eine weibliche Gestalt, in weißem Sterbekleide, einen Myrthenkranz auf dem Haupte: — ein junges Mädchen. Daneben standen die Kantoren und sangen ihren Todtenpsalm, der bis zum Czaren hinaufklang:

„O, fürcht' den Morgen, Erdensohn!
Staub wirst Du, wenn der Tod Dich ruft.
Heut' lachend, morgen weinend schon
Verstummest Du in stiller Gruft.“

Es war dies ein Leichenkonduct auf der Newa. Der Trauerbarke folgte keinerlei Fahrzeug. Als sie den Mon-

plaisir passirte, konnte man auf dem Deckel, der neben dem Sarge lag, deutlich lesen den mit goldenen Nägeln ausgeschlagenen Namen: SOPHIE NARISCHKIN. — — Jetzt wird es gut sein den Shawl zusammenzuziehen, Madame! Nicht wahr, es ist kalt?" — —

Der Fürst hatte keine Ahnung von der Wirkung seiner Worte. Er sah auch jetzt noch, was sich seinem Gedächtniß eingeprägt, und nicht das, was vor ihm stand.

Er fuhr also fort:

„Die menschliche Sprache hat kein Wort zur Bezeichnung des Schmerzes, welcher in diesem Augenblicke auf dem Antlitze des Czaren ausgeprägt war. Seine Augen glühten, seine Lippen bebten, seine Augenbrauen zuckten. Er preßte seine Fäuste zusammen, und während seine Augen dem dahin gleitenden Sarge folgten, begann in denselben ein gigantischer Kampf gegen die Gottheit. Ich sah schon viel Leid in meinem Leben, doch so habe ich noch keinen Menschen bemitleidet, als diesen Einen! Er durfte sich nicht verrathen, denn die Czarin stand ihm zur Seite. — Auch sie prüfte sein Gesicht mit großer Aufmerksamkeit. Plötzlich stürzte sie hin zu ihm, ergriff seine Hand und rief: „Warum weinen Sie nicht? Warum halten Sie Ihre Thränen zurück? Es ist ja Ihre Tochter, die man dort zu Grabe geleitet!" Und um seinen Thränenquell zu öffnen, warf sie sich an die Brust des Czaren und begann selbst zu weinen. Und darauf stürzte der große, allmächtige Mensch, vor dem Millionen erzittern, zu Staub zermalmt, der verlassenen, verachteten Gattin zu Füßen, umarmte ihre Kniee, begann zu schluchzen, und küßte das Kleid jener Frau, die ihm seine Thränen wiedergab. Ach, es war eine Scene, wie sie meinem Gedächtniße nie entschwinden wird. Die getrennten Gatten wurden durch die Flut dieser schrecklichen Thränen wieder vereinigt, sie hatten sich wiedergefunden, sie nannten sich „Engel" und „einzig" und neigten sich vom Balkone hinaus, dem sich entfernenden Sarge ein Lebewohl zuwinkend! Thränen füllen meine Augen, wenn ich daran denke."

Der Fürst that wohl daran, zu weinen. Eines von Beiden mußte ja über das Geschehene weinen.

„Dann drückte der Czar die Hand auf sein Herz, und preßte diese Worte hervor: „Und Niemand begleitet diesen Sarg!“ In der That, ein bitteres Wort! Folgt ja selbst der Leiche des Bettlers ein anderer Bettler, der ihn betrauert. Und sie hat Niemanden! Da kam mir ein Gedanke. Ich eilte zu meiner Gondel und dann zu Ihnen. Ich bin des Czaren erster Rathgeber, und Sie sind ja eine Fürstin Narischkin. Wie, wenn wir nun auf leichtbeschwingter Gondel die Trauerbarke Sophie Narischkin's einholen — und sie als Trauergefolge bis zur Familiengruft begleiten möchten? Was glauben Sie?“

Doch diese „Andere“ hatte nicht das Herz, des edeln Mannes Rechte zu ergreifen, ihren Thränen freien Lauf zu gewähren, und zu ihm zu sagen: „Gehen wir, Sophie Narischkin ist ja auch meine Todte!“ Nein! dieses Weib besaß mehr Seelenstärke, als der Czar. Ihr weiblicher Stolz besiegte den thierischen Trieb (denn das ist ja das Muttergefühl) und konnte kalt und ruhig entgegnen:

„Wohin denken Sie? Womit könnten wir unser unberufenes Geleite vor der Welt rechtfertigen? Dann ist es auch schon zu spät; bis ich mich in Trauer kleide, fährt die Barke so weit, daß wir sie nicht mehr einholen können. Und dann, — was kümmert mich Sophie Narischkin?“

Dies Wort konnte sie aussprechen! In dieser fürchterlichen Stunde aussprechen! O, wie Recht hatte jener moskowitische Gelehrte: eine entartete Katze! Denn die echte Katze beweint ihr Junges.

„Was geht mich Sophie Narischkin an?“

Fürst Ghedimin zuckte die Achsel. Er nahm sein Sacktuch hervor und schneuzte sich. Es ist doch wirklich nicht der Mühe werth, über den Schmerz eines Andern die eigene Nase roth werden zu lassen!

„Nun, da es Sie nicht kümmert, reden wir nichts mehr davon. Doch noch eine andere Sache hat mich hergeführt, die Sie vielleicht doch ein wenig kümmert. Als ich

in die Gondel stieg, übergab mir mein Steuermann einen Brief mit der Aufschrift: „Sehr dringend.“ Der Brief war von Alexander Sergiewitsch Puschkin.“

„Puschkin?“ frug in höchster Aufregung die Dame.

„Ja, von Puschkin. Und da der Inhalt des Briefes so wunderlich ist, daß ich ihn mit meinem Verstande nicht zu begreifen vermag, eilte ich zu Ihnen, Sie zu bitten, mir dies Räthsel zu lösen.“

Korynthia fühlte, wie sich der Boden unter ihren Füßen hob.

„Puschkin?“ stammelte sie. „Was könnte ich von Puschkin's Räthseln wissen?“

„Hören Sie nur, ich werde Ihnen den Brief vorlesen.“

Und um besser zu sehen, trat jetzt der Fürst an das geöffnete Fenster, während sich Korynthia in den Hintergrund des Zimmers zurückzog, um im Halbdunkel ihren erregten Blick desto besser verbergen zu können.

„Lieber Iwan Maximowitsch!“ begann der Fürst zu lesen. „Ich sehe mich genöthigt, Dir reumüthigen Herzens ein Geständniß zu thun. Ich mißbrauchte das edle Vertrauen, mit welchem Du mir das Heiligthum Deines Hauses geöffnet hast. Nicht als Entschuldigung, sondern als Ursache erwähne ich meiner Leidenschaft, welche stärker war, als die Achtung, welche ich Dir schuldete. Ich habe das theuerste, sorgfältigst gehütete Kleinod Deines Hauses gestohlen!“

(„Ist dieser Mensch wahnsinnig?“ dachte Korynthia.)

„Wenn Du für diese Beleidigung Revanche nehmen willst, so bin ich zu jeder gewünschten Genugthuung bereit. Du findest mich in meiner Landwohnung zu Petkow. — Dein ergebener Puschkin.“

Die Dame staunte.

Sie ahnte noch nicht die ganze Größe des Verrathes.

„Nun? also?“ — Der Fürst erwartet die Erklärung.

Der beste Panzer ist die Kaltblütigkeit, und die beste Waffe das Leugnen.

Korynthia schüttelte ihr Haupt und sagte:

„Aber was geht mich Herr Puschkin an? Wie komme ich zu seinen Räthseln?“

„Selbstverständlich kümmern Sie die Räthsel unseres Freundes Alexander Puschkin nicht, ich wünschte es auch nicht. Doch war diesem Briefe ein anderer beigeschlossen, auf dessen Außenseite, wie es scheint, mit Frauenschrift Ihre Adresse geschrieben ist: „Der Fürstin Korynthia Alexiewna Maria Ghedimin.“ Wahrscheinlich bildet dieser Brief die Lösung des Räthsels. Deshalb bitte ich, ihn zu erbrechen und mir seinen Inhalt mitzutheilen, wenn Sie es nicht für nöthig erachten, ihn mir zu verheimlichen.“

Jetzt war die Reihe an der Fürstin, zum Fenster zu treten, um zu sehen. So wie sie den Brief in die Hand nahm, rief sie überrascht: „Das ist Bethsaba's Schrift!“

„Sie kennen ihre Schrift? Ich habe sie nie gesehen.“

Korynthia riß den Brief auf, und während sie ihn durchlief, bedeckte Flammenröthe ihr Antlitz. Als sie damit fertig war, zerdrückte sie den Brief in ihrer Hand, und schrie hysterisch auflachend:

„Hahaha! er hat Bethsaba entführt und sich mit ihr trauen lassen!“

Iwan Maximowitsch betrachtete die Sache als einen gelungenen Scherz; er hatte Aergeres gefürchtet. Jetzt freute er sich, daß „blos“ Bethsaba entführt wurde, die schon dem Katharinenkloster versprochen war. Das Auflachen seiner Frau führte ihn noch mehr irre, und er glaubte, mit einstimmen zu müssen. Hatte er aber soeben mit seinem Weinen nur einen halben Erfolg errungen, so erlitt er mit dem Lachen eine vollständige Schlappe. Die Fürstin schleuderte den zusammengedrückten Brief an seinen Kopf, und stürzte sich mit einem Furienantlitze und mit zusammengepreßten Zähnen wie eine Mänade auf ihn.

„Das war Euer Werk, Elende! Das habt Ihr zusammen ausgedacht!“

„Wer?“ frug der Fürst staunend.

„Du! — Und Deine Geliebte, — jene Hexe aus Endor! Ihr habt das Netz gesponnen, in welchem Ihr

dieses Mädchen für Puschkin finget. Ihr habt diesen in Gift getauchten Dolch geschliffen!“

„Madame! ich begreife nicht, warum Sie das Verhältniß Puschkin's zu Bethsaba Dilarianoff so sehr in Wuth versetzt?“

Korynthia sah ein, daß sie sich durch ihre Leidenschaftlichkeit fast zum Selbstverrathe hinreißen ließ. Ruhig sprach sie nun:

„Sie begreifen es nicht? Hier ist nicht von Liebeshändeln die Rede, sondern vom Verrathe! Was kümmert es mich, wenn eine kaukasische Prinzessin mit meinem letzten Reitknechte durchgeht? Auch der wär für sie zu gut! Aber wissen Sie, warum Puschkin dieses Mädchen heirathet? Um die Geheimnisse des Czaren zu erfahren, welche er seiner Tochter mittheilte, die diese ihrer Freundin Bethsaba wieder sagte; jetzt werden diese Geheimnisse durch Puschkin zur Kenntniß der Feinde des Czaren gelangen! Dadurch vernichten Sie sich selbst, wenn Sie des Czaren Anhänger sind; — oder den Czaren, wenn Sie gegen ihn verschworen sind. Und das habet Ihr zwei gethan!“

Fürst Ghedimin stand wie versteinert da. Das Weib triumphirte. Ihre Worte trugen so sehr den Stempel der Wahrheit, daß an eine Vertheidigung gar nicht zu denken war.

„Ja, Ihr waret Alle einverstanden!“ fuhr die Frau wüthend fort. „Ihr benütztet die Krankheit eines armen Mädchens, um mir das andere Mädchen zu entlocken. Um mich zu Hause zu halten, und zu verhindern, das meiner Obhut anvertraute Kind zu beaufsichtigen, schicktet Ihr Puschkin mit einem Gedichte zu mir, und anstatt sich die Antwort zu holen — entführte der Feige von der Bahre einer Todten hinweg ein thörichtes, unvernünftiges Mädchen. Pfui über solche Menschen! So viel Betrug, Wortbruch, Verrath! Ihr seid einander werth: Komödianten und Komödiantinnen! — Hinaus aus meinem Zimmer! Dort ist Ihr Platz — bei den Orgien der Phryne!“

Wenn Frauen schmähen, bleibt dem Mann der Ver-

stand stehen. Es lähmt die Denkkraft. Fürst Ghedimin war ein kluger und guter Mann, und an dieser Sünde (die gar keine Sünde ist) so unschuldig wie ein Kind. Dennoch kam er sich nach diesen Worten wie ein überführter Missethäter vor, der die größte, nie zu sühnende Frevelthat mit der kältesten Berechnung vollführte; so daß er glücklich war, als er sein Haus verlassen und zu seiner Gondel zurückkehren konnte.

Wir können aber mit Sicherheit behaupten, daß er nicht wußte, wer Sophie Narischkin's Mutter war.

Doch Korynthia glaubte ihm nicht. Sie hielt diesen ganzen Auftritt für eine vorsätzliche, wohlberechnete Qual. Das Erscheinen des Gatten in der Stunde des Stelldicheins, als er auf ihr vor Liebesschmachten glühendes Herz zuerst die Eistropfen der Begräbnißscene und dann das Gift der Treulosigkeit des angebeteten Jünglings träufelte! Und das flüchtige Gift tödtet innen und außen.

Als Ghedimin sich entfernte, faltete Korynthia ihre beiden Hände über ihrem Haupte zusammen, warf sich mit dem Gesichte zur Erde und schluchzte schmerzhaft.

Dann, als sie Niemand aufhob, kniete sie nieder, während ihre Zöpfe gleich Schlangen auf ihre Brust herabfielen. Und ihre Hand mit den zum Schwure geöffneten drei Fingern gen Himmel erhebend, keuchte sie mit grausamer Wuth:

„O, wenn ich Dir diese bittere Stunde nur jemals vergelten könnte!“

Ihre Lippen öffneten sich, und man konnte das Knirschen ihrer aufeinander gepreßten Zähne hören.

Sie dachte etwas. Ihre Augen sprühten darob Funken.

Sie stand auf. Ihren herrlichen, weißen Arm entblößte sie bis zur Schulter.

Dann drückte sie die runde dicke Muskel in der Mitte des Oberarmes zwischen ihre Zähne und biß hinein, daß das Blut daraus hervorquoll.

Und dieses Blut zog sie mit ihrem Munde auf.

Der russische Volksaberglaube meint, wer der Erfül-

lung seines Fluches sicher sein will, muß, nachdem er ihn ausgesprochen, von seinem eigenen Blute trinken. —

Der Todtenkopfschmetterling in der Ecke des Rahmens klagte wie eine verdammte Seele. —

XXXIV.

Das zerstückte Herz.

Zeneida beging heute drei Trauerfeste. — Das erste ist das Begräbniß Sophiens, das zweite die Trauung Puschkin's, das dritte — ihr eigenes Namensfest.

Der letzte Wunsch Sophiens war, daß die Trauung dem Begräbnisse vorangehe.

Ihre Seele, die sich zum Himmel erhebt, will die Glückseligkeit Zweier, die sie so sehr liebt, noch sehen und hören.

Nach russischer Gepflogenheit wird der Sarg erst am Grabe mit dem Deckel geschlossen, entblößten Antlitzes wird der Wanderer in das Jenseits bis zur Gruft gebracht.

„Mach' Deine Ceremonie kurz!“ sagte Zeneida zu dem Popen.

Der Patriarch von Solowetschk, dessen Füße russischen Verstand genug hatten, um für den heutigen Tag an unüberwindlichem Rheuma zu leiden, hatte an seiner Statt einen Popen geschickt. Möge man diesem den Bart abschneiden, wenn die Sache schief geht, und nicht ihm. Denn wenn ein Pope ein flüchtig gewordenes Brautpaar unvorsichtigerweise traut, ist die Heirath zwar giltig, aber der Bart des Popen wird abgeschnitten, und ihn selbst steckt man unter die Soldaten.

Während der Trauung ließ man, wie's Brauch in Rußland ist, zwei Tauben frei über die Köpfe des Braut=

paares hinwegfliegen. Die zwei Tauben flatterten eine Zeit lang um die Veranda, dann aber ließen sie sich auf dem Katafalk zu Haupten der Todten nieder, da, wo das umflorte Crucifix stand, die eine auf die rechte Seite des Kreuzes, die andere auf seine linke Seite, dort über dem Haupte des „Märtyrers der Liebe" küßten sie sich während der ganzen Ceremonie.

Die schöne Todte war zufrieden mit der Trauung. Alles war so geschehen, wie sie es angeordnet, Bethsaba trug das rosafarbene Kleid und ihr Haupt zierte das Platinadiadem.

„Das wäre vorüber," sagte Zeneida. „Nun folgt das Weitere — rasch! rasch!"

Bethsaba mußte den rosafarbenen Rock ablegen und den schwarzen anziehen zur Einweihungsceremonie für die Todte. Zeneida half ihr beim Ankleiden, Puschkin blieb draußen.

Bethsaba weinte fort und fort, ob sie das rothe oder schwarze Kleid ansah.

Zeneida aber verrieth heute keinerlei Hang zur Sentimentalität. Ihre Stumpfheit ging bis zum Cynismus.

„Aber nicht wahr?" sagte Bethsaba, ihr Schluchzen unterdrückend, „in jener Welt werden wir Sophien wiedersehen?"

„Ja! ja!" brummte Zeneida. — „Und welcher von Euch wird dann Puschkin dort gehören?"

Darin liegt's.

Bethsaba erstaunte. Ihre großen Augen blieben auf Zeneiden haften.

„Und wenn er Keiner von Euch gehört?" sprach Zeneida, ihre starken Augenbrauen zusammenziehend. „Oder glaubst Du, es werde auch im Jenseits ein großes Rußland geben, das ein kleines Finnland unter seinen Füßen hält, damit es dann auch im Jenseits einen Narren gibt, der, um einem Andern das Paradies zu öffnen, selbst zur Hölle geht?"

Dieser Ausbruch enthüllte Zeneidens Geheimniß vor Bethsaba.

Starr vor Staunen stammelte sie:

„Du hast ihn auch geliebt?"

„Frage nicht darnach! Freue Dich, daß er Dein ist und wünsche Dich nicht in's Jenseits hinüber mit ihm. Bestrebe Dich, ihn für Dich zu behalten in dieser Welt."

„Auch Du hast ihn geliebt?" wiederholte Bethsaba traurig.

„Da Du es errathen, ziehe Nutzen daraus!" sagte scheinbar affectirt Zeneida. „Jetzt weißt Du mindestens, vor wem Du ihn zu hüten hast. Sei bedacht darauf, daß er nicht in meine Nähe kommt. Jetzt hast Du doch erkannt, wer ich bin. Ich habe meine Freude daran, Gatten zu verführen, Gattinnen Thränen zu verursachen. Deine Pathe hatte Recht. Ich bin der Teufel. Bring Deinen Aleko ja nicht nach Petersburg zurück!"

Bethsaba warf sich an Zeneidens Brust und umarmte ihre Schultern.

— „Es ist nicht wahr! nicht wahr! nicht wahr! Mich betrügst Du nicht. Sage mir, warum Du mir Puschkin's Herz gegeben hast, wenn Du es selbst für Dich hättest behalten können? Es muß was Großes sein, das Dich dazu bewogen hat. Entdecke es mir, er ist jetzt schon mein Gatte. Ich muß Alles über ihn wissen. Selbst das — daß er mich vielleicht nicht liebt."

Zeneida blickte jetzt bereits mit sanftem Lächeln herab auf die Braut (in diesem Trauergewande) und dann zog sie das junge Mädchen mit einer Umarmung an ihr Herz.

„Also Du hältst mich nicht für so schlecht, um Deinen Mann vor mir hüten zu müßen? Nun dann, ich will Dir sagen, vor wem Du ihn hüten mußt! Es gibt eine wunderschöne Frau, reizvoller als Alle, die Du jemals gesehen hast, verführerisch, betäubend und unersättlich. Ihr Name ist „Eleutheria". Sie entführt den Bräutigam seiner Braut, neben der er am Altare steht, sie entführt den Familienvater aus dem Kreise seiner Lieben, und wen sie einmal angelockt, den hält sie fest bis zum letzten Blutstropfen seines Herzens; jeder Gedanke, den er denkt, gehört

ihr. Diese schreckliche Frau ist Deine Nebenbuhlerin. Hüte Deinen Gatten, daß er sich nicht an sie erinnere, denn er ist verliebt in sie."

„Eleutheria, das heißt soviel als Freiheit?"

„Sie badet im Männerblute — davon ist sie so schön. Als Geschenk nimmt sie nur Hekatomben an, und von den Herzen und Menschen wählt sie nur jene, die Demant- und Goldeswerth haben. Eine Frau, der ein solcher Demant zu eigen geworden, hüte ihn wohl. Kein Lüstling, kein Trunkenbold oder Spieler folgt dem Lockrufe so leicht, wie der, den Eleutheria einmal zu ihrem Sklaven gemacht. Sie ruft: „*Mein Dienst braucht Männerköpfe*", und Tausende und aber Tausende ihrer Anbeter antworten ihr: „Hier ist der Meinige, nimm ihn!" Hab acht, daß Puschkin nicht unter ihnen sei!"

Bethsaba ließ die Arme, die Zeneidens Gestalt umfangen hielten, über deren ganzen Körper gleiten, bis sie ihre Kniee umarmten.

„O Du unerreichbar Heilige, die sein Herz zurückgewiesen, um sein Haupt zu hüten! Sprich, rathe mir, wie ich es anfangen soll, das zu thun, was Du mir empfohlen? Es ist so schwer! Wie soll es geschehen, daß es gut geschehe?"

Zeneida hob die kleine Braut zu sich empor und dann begann sie ihr flüsternd zu rathen, wie es erfahrene Frauen mit jungen Frauen zu thun pflegen.

„Sei ihm in Allem zu Willen! Widersprich ihm nicht! Wenn er des Tages über siebenmal seine Ansicht ändert, ändere die Deinige mit ihm. Errathe, was er denkt, und komme seinem Wunsche zuvor. Kennst Du nur einen seiner Gedanken, so kannst Du all die anderen verfolgen. Wenn er schlecht gelaunt ist, quäle ihn nicht mit Fragen nach der Ursache! in solchen Stimmungen wird das liebste Antlitz unangenehm. Erwidere seine Liebe mit Deiner ganzen Seele und verheimliche Dein Glück nicht, aber schmeichle ihm nicht, denn dadurch wirst Du ihm zuwider. Sei bestrebt, daß er sich wohl fühle in seinem

Heim. Dein Haus und seine Umgebung sei reinlich und ruhig, Du selbst zeige Dich stets heiter und herzlich, das Kreischen Deiner Stimme lasse ihn nicht einmal gegenüber Deinem Diener hören. Wen er gerne bei sich sieht, den empfange auch Du freundlich; halte ihn nicht zurück von seinen männlichen Zerstreuungen. Frage ihn nicht aus, wohin er gehe, woher er komme! Und besonders verrathe keine Eifersucht! — Welches Weib vermöchte sie einem Mann gegenüber zu unterdrücken, nicht zu fühlen, aber darum muß das Herz, der Advokat Wache halten, der ihn rein wäscht durch seine Vertheidigung, auch wenn ihn Augen und Ohren anklagen. Begegne ihm nie mit verweinten Augen. Auf das aber, was Du selbst thust, habe wohl Acht. Es ist nicht nöthig, daß Du die Wilde gegen fremde Männer spielst und Dich fortwährend zu Deinem Gatten rettest, das kann ihn nur lächerlich machen und ihm Unannehmlichkeiten verursachen, aber gestatte, sei es als Spiel oder weibliche Eitelkeit, auch Niemandem Vorzüge, die Deines Gatten Eifersucht erwecken könnten. — Wenn Dich etwas drückt, so sag es ihm sanft und sogleich; verhalte es nicht, bis es anwächst, bis er die Betrübniß auf Deinem Gesichte liest, und sei leicht versöhnlich. In alledem aber bleibe Dir gleich, ununterbrochen, ewig, denn eine schlimme Stunde, ein verhängnißvoller Augenblick genügt, um ihm seine verlassene Geliebte, um ihm Eleutheria in's Gedächtniß und ihn wieder in ihre Arme zu rufen."

Die Braut horchte diesen Worten wie der heiligen Schrift.

„Ich werde Dir behilflich sein, ihn daheim und von der Rückkehr nach Petersburg zurückzuhalten. Ich werde Dir Briefe schreiben; darin wird stehen, der Czar sei aufgebracht darüber, daß Jener, den er seiner Tochter als Bräutigam bestimmt, sich am Tage des Begräbnisses einer Andern vermälen konnte. Wohl wird das nicht wahr sein, denn ich werde dem Czaren Sophiens Testament mittheilen, und er wird sich damit beruhigen, aber Puschkin muß den-

noch zum Scheine glauben, daß er in Ungnade gefallen sei; er darf ohne besondere Erlaubniß nicht nach Petersburg zurückkehren, und wir werden seinen Namen aus dem Grünen Buche löschen, daß er auch von uns keine Einladung erhalte. Er mag in Deinen Armen begraben liegen, bis der Tag der Auferstehung naht, oder — was ich eher glaube — der Tag unseres Begräbnisses. Wenn Alles vorüber ist, dann mögt Ihr zurückkehren in die Welt. Bis dahin müssen wir ihn in dem Glauben erhalten, daß es für ihn, von oben verbannt, von unten verleugnet, keine andere Welt gibt, als seine Liebe und seinen Olymp. Und sind das nicht zwei Welten — zwei Himmel?"

Puschkin trat ein.

„Seid Ihr noch nicht fertig?"

„Laß uns zufrieden! ich bin eben daran, Deine Frau zu verderben. Ich rathe ihr, wie sie Dich am besten im Joch hält. Das darfst Du nicht hören."

„Nützt Dir nichts! in der ersten Stunde sagt sie mir Alles wieder."

Die Kantoren im Sterbezimmer begannen bereits ihren Gesang.

Das war eine längere Ceremonie, aber auch diese fand ihr Ende. Der Geistliche nahm die beiden Leuchter, und indem er sie über's Kreuz hielt, sprach er das segnende Wort „mio vszem", dann machte er mit dem Weihrauchgefäße dreimal die Runde um den Sarg und gab das Pergament mit dem Sündenverzeichniß, auf dessen Ende die Absolution hingeschrieben war, dem todten Kinde in die Hände, als einen Paß in's Jenseits. Darauf wurden die Kerzen um den Katafalk verlöscht.

Die zwei Tauben auf dem Crucifixe küßten sich noch immer. —

Sie trugen den Sarg hinaus auf die mit Trauertüchern überzogene Barke. Sämmtliche Blumen des Gartens gaben ihm das Geleite, er war überdeckt mit Kränzen. Die blauen, grünen und rothen Lampen leuchteten grell in der Dämmerung. Die Kantoren sangen ihre Psalmen weiter

und leise Ruderschläge gaben den Takt dazu. Lange schauten die Zurückgebliebenen noch der fortsegelnden Barke nach, bis sie die nächste grüne Insel ihren Augen verbarg.

„Diese wäre abgereist!" sagte Zeneida; sie weinte nicht. „Jetzt ist die Reihe an Euch. Nur schnell! ohne Abschied; das ist so langweilig. Geht, nehmt Euch! Ich habe auch noch Gäste, lustige Gesellschaft. — Ich eile. — Ein Kuß genügt, Bethsaba, die anderen gib Deinem Aleko. Nimm rasch mit Dir, was Dein ist!"

„Leider nicht ganz!" seufzte Puschkin, der den Fehler hatte, das, was er dachte, nicht verschweigen zu können. „Ein Theil hat „Jene" mitgenommen, die dort hingeht auf der Gondel, ein zweites Theil nimmst Du mit, diesem armen Kinde bleibt nur der Rest."

„Das ist nicht wahr!" sagte Zeneida mit stolz glänzendem Antlitze. „Die dem Himmel zu eigen ist, hat Dieser ihr Theil an Dir überlassen; Jene aber, die hier geblieben, hat ihr in diesem Augenblicke das übergeben, was sie hätte besitzen können. Bethsaba weiß das Alles gut. Du bist ihr Eigen, ganz und gar. Gott mit Dir!"

Und sie reichte ihm die Hand. Die Verbündeten der neuen Epoche küßten sich nicht — zum Gruße.

Und als Puschkin ihr die Hand drückte, flog ein Freudenstrahl über das Gesicht Zeneiden's. Die Freimaurer haben ein Zeichen, womit sie einander beim Händedruck antworten. Puschkin hatte das Zeichen diesmal nicht gegeben.

Er hatte seine frühere Geliebte schon vergessen.

Der neuen, der er eheliche Treue geschworen, gehörte er ganz und gar.

So hatte auch „sie" es gewollt; und mit dem weißen Tuche winkte sie lächelnd der dahin gleitenden Gondel, die am jenseitigen Ufer von der Troika erwartet wurde. Nur als sie jene nicht mehr sehen konnte, verhüllte sie das Gesicht mit dem weißen Tuche, und außer diesem Tuche weiß auch Niemand, ob sie geweint hat, oder nicht.

Sie nahm es erst von den Augen, als sie der Führer ihrer eigenen Gondel anredete:

„Gnädigste! die Raketen auf der Krestowski-Insel fliegen schon auf.“

„So? richtig! Es erwartet mich ja noch ein drittes Begräbniß!“

Damit flüchtete sie in ihre Gondel und unter den Vorhängen des Zeltes verborgen, sang sie leise:

„Da wir saßen an den Wassern Babels,
Sagten uns die Fremden, die Barbaren,
Singet uns Gesänge doch von Zion.
— — — — — — — — — — — —
Wenn ich dein je vergessen möchte,
Vergesse meiner, meine Rechte.“

XXXV.

Asche und Funken.

Zeneida eilte der Trauerbarke voran, zurück auf die Krestowsker Insel.

Ihre Gäste unterhielten sich auch ohne sie. Sie waren daran gewöhnt.

Die Verschwörer waren heute vollzählig beisammen.

Sogar Pestel aus dem fernen Nikolajewsk war gekommen.

Heute sollten sich die Parteien messen, es galt die Entscheidung, wessen Plan angenommen werden sollte, — deren Plan, die das Wort der Freiheit durch den Czar ausgeführt wissen wollten, oder der Plan der Anderen, die gegen den Czaren, über ihn hinweg, lebend oder todt, das Werk vollenden wollen.

Als das Feuerwerk begann, zogen sich jene, die man Bojaren nannte, von dem flimmernden Schauspiel zurück — in das Roulettezimmer.

Es waren dreiundzwanzig Mann und Zeneida.

Nur Fürst Ghedimin wurde noch erwartet, der von dem Czaren kommen sollte.

Auch der kam.

Er hielt ein langes mit fünf Siegeln verschlossenes Couvert in den Händen.

Hochgespannt erwartete man den Inhalt des Couverts. — Der Fürst löste die Siegel mit einer Scheere los — eröffnete das Couvert, und heraus fielen — die Aschenreste einiger verbrannter Papierblätter, wie sie sich im Kamine vorgefunden. Die sehnsüchtig erwarteten Diplome — als Asche.

„Ich hab' es vorausgesagt!“ rief Pestel mit triumphirendem Antlitz. „Das Ganze war eine Komödie. Kaum drei Monate hat sie gedauert. Aus ist's mit den schönen Worten! — Jetzt gilt's häßliche Thaten!“

Es blieb nichts Anderes übrig, als abzustimmen, — ob die That vollbracht werden sollte.

Sie stimmten offen und nach Namen.

Ihrer zwölf mit Ja, ihrer zwölf mit Nein.

„Es ist noch eine Stimme, die den Ausschlag gibt,“ sagte Pestel. „Hier ist das „Votum Minervae!“ Hier ist Zeneida! Ihre Stimme möge entscheiden.“

Zeneida sah die Todtenbläße, die sich über das Gesicht Ghedimin's verbreitete.

Gesammelten ruhigen Tones stimmte sie:

„Ja!“

Nun waren es dreizehn Stimmen gegen zwölf, die forderten: es erfolge die That.

Aber wann?

Das war die andere Frage.

Pestel sagte: Sogleich! Rylejeff beantragte: im September bei der Gelegenheit der Truppenconcentrirungen.

„Noch heute!“ brüllte Jakuskin. „Nicht morgen!“

Auf Das hin mußte wieder abgestimmt werden.

„Sogleich oder im September?“

Wieder ergaben sich zwölf Stimmen gegen zwölf.

Wieder erbaten sie sich von Zeneida das Votum Minervae.

Von ihrem Hauche hing es ab, daß die Welt noch in dieser Stunde in ihren Grundlagen erschüttert werde.

„Im September,“ sagte sie, und Ghedimin athmete tief auf.

Pestel zog verdrossen die Achsel.

„Da wäre es doch besser, es bis zum Mai hinauszuschieben, bis die große Truppenconcentrirung in Kiew erfolgt, dort im Süden sind wir ganz allein die Herren.“

„Schande über uns!“ brüllte Jakuskin. „Wir sind ihrer Zwölf und wagen die That nicht. Jeder von den Zwölf ein Brutus. Mehr als eine Armada! — Wenn ich allein bleibe, vollbringe ich es selbst.“

Das Schlußtableau des Feuerwerks wurde draußen unter dem Händeklatschen der Zuschauer abgebrannt. Die Sterne der Feuergarben fielen wie ein Funkenregen vom Himmel. „Also den 20. September!“ flüsterten sich die Verschwörer unter Händedrücken zu. Laut erscholl das Gelächter der heiteren Gäste, man ließ die Dame des Hauses hoch leben.

Auf dem glatten Spiegel der Newa unter dem Funkenregen glitt leise die Trauerbarke weiter, die Todte lag lächelnden Antlitzes darin, und in das Händeklatschen ertönte der Trauerpsalm:

O fürcht' den Morgen, Erdensohn!
Staub wirst Du, wenn der Tod Dich ruft.
Heut lachend, morgen weinend schon,
Verstummest Du in stiller Gruft.

Dann aber verhallte Lärm und Sang. Die Funken verlöschten, die Asche zerstob. Der Morgen begann zu dämmern. Niemand mehr ist auf der Newa zu sehen. Alles ging schlafen, den grauen Tag verschlafen. Der Vormittag in Petersburg ist zu nichts Anderem gut.

Selbst der Morgen hat hier so was eigenthümlich Fremdes. Der Himmel wird weiß, und wie er sich in der

ruhigen Newa wiederspiegelt, erscheint er wie eine glänzende Silberplatte, die langen Wolkenstriche am Himmel aber sind schwarz wie die Nacht, und auch die Bäume, die sich am milchweißen Spiegel der Newa abzeichnen, sind alle schwarz. Das Trauergepränge des Todes am Himmel und auf Erden!

XXXVI.

Daimona.

Die Herrin von Grusino, welche Araktsejeff eben so beherrschte, wie dieser das ganze Reich, war weder schön noch jung. Ihr Gesicht konnte auch in ihrer Jugend nicht schön gewesen sein, und ihr Wuchs näherte sich männlicher Form. — Wohl gibt es auch unschöne Frauen, die angenehm sein können, die wissen, daß sie nicht schön sind und deshalb Alles aufbieten, um den mit diesen häßlichen Zügen harmonirenden eigenthümlichen Zauber hervorzubringen. Daimona aber wollte sich zwingen, schön zu sein. Ihre Gesichtsfarbe war sehr braun; sie schminkte sie sehr weiß und sehr roth, doch am Halse setzte sie die Reparatur nicht fort, wodurch ihr Gesicht das Aussehen einer Maske erhielt. Da sie keine Augenbrauen besaß, aber auch diese haben wollte, und obendrein ein schlechtes Augenmaß hatte, stand bald die eine, bald die andere Augenbraue höher als nothwendig. Ihre Zähne waren schwarz vom Färben des Gesichtes, von übertriebenem Zuckergenusse und vom Rauchen. Und dabei wählte sie immer die lächerlichsten, bizarren Farben und Moden zu ihrem Anzuge, der mit Bändern und Juwelen überladen war. Wenn sie redete, war ihre Stimme ein rauher, männlicher Bariton, den bei Gemüthsaufregungen schluchzende Aufschreie begleiteten. Und diese Stimme, die man den ganzen Tag hören konnte, war für Jedermann ein Gegenstand des Schreckens. Denn, wenn sie ihren Mund aufthat, geschah es nur, um zu zanken und

zu schmähen. Im Gespräche mit der Dienerschaft bediente sie sich höchst eigenthümlicher Interpunctionen: der „Beistrich“ (Komma) war der Stock, der „Doppelpunkt“ (Kolon) die Ohrfeige rechts und links und der Schlußpunkt (Punktum) die Knute.

Und dies Weib war die Glückseligkeit, die Fee, das Idol des allmächtigen Günstlings! Das ganze Land kannte den Zauber, womit sie den vertrauten Staatsmann gefesselt hielt. Darum mußte Jeder der in Petersburg etwas erreichen wollte, über Grusino seinen Weg nehmen. Denn ein gutes Wort Daimona's wog ganze Wagen Empfehlungsschreiben und Säcke voll Verdienste auf. Und dieses gute Wort wurde niemals umsonst gewährt. Daimona verstand die Sache. Sie hatte einen gut zusammengestellten Tarif für die zu erlangenden Gunstbezeugungen. Was ist für ein Staatsamt zu zahlen? Was für einen Lieferungs-Contract? Was kostet ein Orden? Was ist das Lösegeld für einen unliebsamen Ausflug nach Sibirien mit oder ohne Knutenbegleitung? Zu Fuße oder zu Schlitten? Das Alles konnte sie accurat auswendig hersagen.

Die vornehmsten Herren und Damen hielten es nicht unter ihrer Würde, jedesmal, wenn sie es für nöthig erachteten, mit freundlichem, unterthänigem Angesichte vor der Herrin von Grusino zu erscheinen, die weder zur rechten noch zur linken Hand dem Günstlinge angetraut war, sondern eines davongejagten und nach Sibirien verbannten Matrosen Ehefrau und ausgediente Marketenderin des Regimentes Ismailowsk, dessen Grenadiere ihr den Ehrennamen „schielende Daina“ gaben.

Und doch hatte sie den weisen Mann, vor dem das ganze Reich zitterte, vollständig erobert.

Araktsejeff fühlte sich nur dann wohl, wenn er die „eiserne Maske“ von St. Petersburg ablegen und sich selbst wiederfinden konnte in den Armen der Herrin von Grusino.

Am Hofe mußte er, um seinen Einfluß zu erhalten, kaltblüthig, unterthänig jede Beleidigung und Erniedrigung

ertragen, mußte glatt und schmeichelnd, in seinem Benehmen feiner als alle Diplomaten sein, während sein Inneres mit rachsüchtiger Leidenschaft, unbändigem Stolze und rauhem Widerwillen gegen Alles erfüllt war, was ihm widersprach. Das allein war schon eine Pönitenz für ihn, daß er immer französisch sprechen mußte, denn am Hofe, in der Gesellschaft war dies das ausschließliche Idiom, und wer russisch sprach, setzte sich der Gefahr aus, für einen Verschwörer, oder gar für das „Mitglied einer gelehrten Gesellschaft" gehalten zu werden. Und wie sehr haßte er den Franzosen! Seine Sprache, seine Tracht, seine Manier, seine Musik, seine Getränke, seine Diplomaten, sein Drama und seine Philosophie! Dann mußte er sorgfältig achten auf jedes Wort, das aus seinem Munde hervorging und auf jeden Becher, dessen Inhalt in seinen Mund hineinging! Auf den Becher nicht nur, um nicht vergiftet zu werden, sondern auch, um nicht zu viel zu trinken! Denn er wußte, daß sein wirkliches Naturell hervorbricht, wenn er viel Wein trinkt. Zum Ueberflusse mußte er auch noch den Asketen heucheln; denn Frauenreiz war eine feine Falle, in welcher ihn seine Feinde fangen wollten. Er lebte wie ein Einsiedler, obgleich er die Begierden eines Sardanapal hatte. Wenn er dann zuweilen auf kurze Zeit der höfischen Atmosphäre entfliehen, sich in sein Heim, in seine eleusische Höhle flüchten, und, die affektirte französische Sprache, Tracht und Maske abstreifend, das verleugnete urrussische Kleid anziehen durfte und wieder reden konnte den echt nowgorodischen Dialekt, in welchem der einstige republikanische Bauer den Czaren und den Bauer gleichmäßig schalt; wenn er im Fluchen wetteifern durfte mit seiner völlig ebenbürtigen Lebensgefährtin, mit der er sich Morgens schlug, Mittags küßte und versöhnte, um Nachmittags mit ihr zusammen die Bauern, Knechte und Staroste zu prügeln und am Abend sich mit ihr zu berauschen; — da fühlte er sich glücklich. Daimona that es ihm in der Ausschweifung in jeder Art gleich. Wenn er erregt war, regte sie ihn noch mehr auf; mußte er seine Galle ausgießen, so suchte sie für ihn einen

lebenden menschlichen Gegenstand, und unterstützte ihn mit weiblicher Raffinerie in der Grausamkeit. Wenn der Herr nach Grusino kam, da gab es ein Rennen und Laufen, Wehklagen, Jammern und Prügeln, dann Essen und Trinken, Schwelgen, Tanz und Musik, Jagen getheerter und gefederter Weiber durch die Gassen, Treibjagd, Hundehetze, verbrannte Hütten, ertränkte Mädchen, Narrenpossen, Saturnalien, und mindestens einmal eine Swacha (Mädchenmarkt). Denn die Sultanin bereitete ihrem Padischah auch ein Beiramfest.

Fürst Alexej Andreowitsch fand in der unschönen Daimona sein eigentliches „Ich", und dies machte sie ihm werther als alle Schönheiten der Welt. — — — — —

Eines Tages erschien der wackere Zsabakoff mit unzähligen Bücklingen vor der mächtigen Daimona. Diesmal aber nicht in dem zerrissenen Gewande, in welchem er sich bei Puschkin einschlich, sondern als anständiger Herr gekleidet. Er hatte mehrere Kostüme für seine verschiedenen Rollen.

Herr Zsabakoff kam zu Daimona, weil er erfahren hatte, daß der Czar ein Heer gegen die Türken entsendet. Davon wußte noch Niemand etwas, selbst Araktsejeff nicht. Aber ein Mensch wußte es doch: der Kammerdiener des Czaren, dieselbe gute Seele, die eines Abends dem jungen Herrn Jevgen den Wladimir-Orden des Czaren geliehen hatte. Der gute Kammerdiener thut gar vieles „aus Freundschaft".

So z. B. blickte er Herren Zsabakoff zu Liebe während des Aufräumens in die Schriften des Czaren, welche dieser auf dem Tische liegen ließ. Was er aus diesen erfuhr, und selbst die Minister noch nicht wußten, das schlug er nicht auf die Trommel, sondern verkaufte es ohne Trommelschlag. Darüber braucht man sich nicht zu wundern; so viel Hütten, so viel Sitten. Damals geschah es auch, daß die Universitäts-Professoren — erga modicam remunerationem — am Tage vor dem Rigorosum den Censuranden die Fragen mittheilten, welche sie andern Tages anläßlich des Examens an sie richten werden.

Aber in dieser ganzen Sache interessirte Herrn Zsabakoff nicht, ob die Freiheitshelden von Hellas sich so lange in Missolungi halten können, bis das russische Heer ihnen zu Hilfe kommen wird: sondern nur der Plan des Czaren, laut welchem jeder Soldat außer der bisherigen Ausrüstung auch noch eine Feldflasche, die im Feldzuge so nothwendig ist, erhalten soll. Also zweimalhundertfünfzigtausend Feldflaschen von Blech. Wer diese Lieferung erhält, ist ein reicher Mann geworden. — Doch der ehrliche Kammerdiener sagte dieses Geheimniß nicht nur seinem Freunde Zsabakoff, sondern noch vielen ähnlichen Freunden, die wahrscheinlich die vielen Feldflaschen schon über Hals und Kopf anfertigen lassen, denn im Verlauf von zwei Wochen müssen sie fertig sein. Und gewiß wird nicht Jener die Lieferung erhalten, der die Feldflaschen am billigsten macht, sondern der, welcher den Wagen der General-Intendantur am besten zu schmieren versteht. Herr Zsabakoff kam nun zur mächtigen Dame, sie zu bitten, daß auf ihre Verwendung der allmächtige Herr General-Intendant den Czaren überrede, statt der ungesunden blechernen Feldflaschen — hölzerne machen zu lassen. Dadurch entfielen alle seine Blechflaschen-Konkurrenten. Herr Zsabakoff bliebe allein auf dem Kampfplatz und könnte verlangen, so viel er will. Seiner Bitte den gehörigen Nachdruck zu verleihen, brachte er ein kleines Geschenk, welches die reizende Dame vortrefflich kleiden wird: eine antike Brillanten-Ferronnière, in deren Mitte ein wunderschöner Solitair von seltenem Feuer prangt.

„Das ist natürlich nur die Angabe," sagte die Maitresse. „Du weißt ja, daß man mir bei einem so großen Geschäfte auch Antheil am Gewinne zu geben pflegt."

„Sie nahmen mir das Wort aus dem Munde, gnädige Frau! Ich spreche aufrichtig. Ich bin ein wahrheitsliebender Mensch. Ich wandle immer die geraden Wege. Wozu soll ich es auch läugnen? Laut meinem Preisofferte gewinne ich an jeder Flasche eine halbe Griva, davon werde ich Euer Gnaden zwei Kopeken überlassen."

„Weißt Du was, bestimme einen solchen Preis, daß Du an jedem Stücke eine ganze Griva gewinnst, und gib mir vier Kopeken davon."

Herr Zsabakoff meinte, das wäre noch besser.

Doch Daimona war nicht besonders delikat ihren Gästen gegenüber. Einer ihrer Leibeigenen war ein sachverständiger Juwelier.

Den rief sie, und hieß ihn in Gegenwart Zsabakoff's den Schmuck schätzen. Das war so ihre Gewohnheit. Sie hielt den Leibeigenen zu diesem Zwecke. Der Sachverständige schätzte ihn auf tausendfünfhundert Rubel; doch wenn der mittlere Solitair nicht gelb, sondern rein weiß wäre, würde er zweitausend werth sein.

„Ihr verstehet das nicht!" schrie Zsabakoff. „Der gelbe Diamant gehört zu den Raritäten. Man nennt ihn „Fantaisie." Und dann ist er antik, wie ihn die Herrschaften zumeist lieben."

„Wohl war; und doch wäre ein weißer Solitair um fünfhundert Rubel mehr werth."

„Siehst Du," sprach Daimona. „Nächstens vergiß nicht, ihn gegen einen schöneren und theureren umzutauschen. Und dann sehe ich ihn lieber in Gold, statt in Silber eingefaßt."

Zsabakoff versprach Alles und entfernte sich mit Füße- und Händeküssen, als ob er etwas bekommen hätte.

Einige Wochen später kam Zsabakoff wieder — noch freundlicher und unterthäniger, als das erste Mal.

„Ein Mann, ein Wort!" begann er. „Statt der abgenützten alten bringe ich eine funkelnagelneue Ferronnière. Bitte diesen Stein zu betrachten. Welches Feuer! wie rein! ein echter Golkondaer Brillant! er blendet das Auge wie das Sonnenlicht!"

Er pries so lange den prächtigen neuen Schmuck, bis ihm Daimona den alten dafür zurückgab.

„Diesen kannst Du prüfen lassen! Ich weiß, daß ihn der Goldschmied auf dreitausend Rubel schätzt. So viel kostet er auch. Doch mißgönne ich ihn Dir nicht. Nur bitte ich

Dich, mit Extrapost, durch einen Courier, sogleich dem gnädigen Herrn zu schreiben, daß sich jetzt die Sache entscheide. Es ist ja auch in Deinem Interesse: von jēder Feldflasche vier Kopeken. Ich laufe, ich eile!"

Herr Zsabakoff empfahl die Flaschen nochmals ihrer Gnade und stürzte hinaus, warf sich in seinen Wagen, vor welchen drei Pferde gespannt waren, und jagte wie besessen davon. Diesmal wartete er nicht, bis Daimona den Juwelier holen ließ.

Daimona hatte nichts Eiligeres zu thun, als Araktsejeff wegen der Feldflaschen zu schreiben. Dies ging jedoch bei ihr sehr langsam, denn die Feder gehorchte ihrer Hand nicht. Erst nach Beendigung des Briefes übergab sie den Schmuck dem Goldschmied.

Dieser betrachtete argwöhnisch die Ferronnière, bat um Erlaubniß, sie in seiner Werkstätte prüfen zu dürfen, und sagte dann, daß sie unter Brüdern ihre — drei Rubel werth ist: die Brillanten sind Straßburger falsche Steine und die Einfassung kein Gold, sondern blos Similor.

Daimona war im ersten Augenblick überrascht; sie konnte den Menschen nur für verrückt halten, der sie betrügen will, wo es sich für ihn um zweimalhunderttausend Feldflaschen handelt. Aber dann ergrimmte sie. Das ist doch ein plumper Betrug und eine unerhörte Beleidigung. Einen Dreirubel-Weiberschmuck mit falschen Steinen pflegt man nur Marketenderinnen zu schenken!

„Schinko, Du!" schrie Daimona kreischend, worauf sogleich ihr Factotum erschien, ein musculöser, stattlicher Mann mit dem unverkennbaren Typus der Zigeunerrace. „Besteige rasch ein Pferd, nimm drei Reiter mit Dir, verfolge den Menschen, der soeben mit drei Pferden davonfuhr! Fanget ihn, bindet ihn, bringet ihn zurück. Kommet nicht zurück ohne ihn!"

Im nächsten Augenblicke saß der Zigeuner zu Pferde und galoppirte dahin ohne Sattel. Die drei Reiter konnten ihm kaum folgen.

Daimona war überzeugt, daß ihr Schinko Zsabakoff bald erreichen wird.

Doch kaum währte es eine halbe Stunde, als die drei Reiter mit Schinko auf demselben Wege zurückkamen und hinter ihnen eine Troika, in welcher ein einzelner Mensch saß. Aber sie brachten ihn nicht als Gefangenen, nicht gebunden, sondern umgekehrt : er trieb sie vor sich her. Obgleich er allein war, steckte er seinen Kopf aus dem Wagen heraus und drohte mit seinem Stocke den Fliehenden, so daß diese so rasch, als die Pferde konnten, dahinjagten, mit erschreckten Gesichtern rückwärts blickend.

„Was bedeutet das?" schrie Daimona, auf der Hausflur wüthend auf und ab rennend. „Du Schinko! Ihr Hundsohren! Ihr seid also davongelaufen? Ihr lasset Euch von einem Menschen verfolgen?"

Ja, wenn dies so „ein" Mensch ist! Vor dem Schlosse angelangt, stieß er die Lederdecke der Troika zurück, sprang von seinem Sitze auf und brüllte mit voller Kehle den Fliehenden nach: „Elende! wartet nur! ich werde Euch lehren, am hellen Tage auf der Landstraße Reisende zu behelligen! Jeder von Euch bekommt hundert Knutenhiebe! Ich werde Euch auf den Brunnenschwengel hinaufziehen lassen. Bojiriken! Vontschiken! Räuber!"

Das ist „Er"! — der Herr Araktsejeff selbst.

Hierauf wurde Daimona noch wüthender. Sie lief die Treppe hinab in den Hof, und blieb dort vor dem Kommenden kreischend stehen.

„Warum jagst Du meine Leute zurück? Sie verfolgten einen Dieb, der mich bestohlen hat! Er brachte einen falschen Schmuck und entriß mir den echten. Ich will ihn zurückschleppen lassen — den Ränber!"

Doch der Herr hörte sie gar nicht an. Wenn er die Elenden schimpft, kann er auf nichts Anderes achten. Sein Gesicht war geröthet, als er abstieg und mit der einen Hand einen großen Knotenstock, mit der andern eine Feldflasche am Riemen ergriff.

Daimona glaubte, daß der Herr schon auf der Höhe

der Ereignisse stehe; deshalb ergriff sie ihn am Kragen seines Staubmantels und setzte ihr Gespräch fort:

„Es war ja Zsabakoff! Weißt Du, Zsabakoff! Du hast ihm doch die Flaschen noch nicht gegeben?"

„Flaschen?" frug verwundert der Herr. „Ich habe nur diese einzige Feldflasche, und auch davon kann ich Dir nichts anbieten, denn sie ist leer."

„O, daß der Sturm Dich zerreiße! Die zweimalhunderttausend Feldflaschen meine ich, welche die Armee im türkischen Kriege erhalten soll."

Jetzt staunte er noch mehr.

„Zweimalhunderttausend Feldflaschen? Krieg? Athme doch ein wenig? Was hast Du heute getrunken?"

Die Frau wüthete und fluchte; sie vermengte Wochen, Monate, vier Kopeken für eine Feldflasche, den Karbunkel zu zweitausend Rubel, Missolunge und Omer Vrione Pascha und tobte so lange, bis auch der Herr in Wuth gerieth, die leere Feldflasche an ihren Rücken schleuderte, und sie aus dem Wege stieß — worauf Daimona (denn sie war wirklich nüchtern, und ein nüchterner Mensch zankt sich nie mit einem Trunkenbold, dies thun nur zwei Nüchterne oder zwei Betrunkene unter einander), um ihr verletztes Ansehen wieder herzustellen, ihrerseits über den unglücklichen Juwelier herfiel und an seinem Kopfe das unglückselige Corpus delicti, den falschen Brillantschmuck zerschlug; warum sagte er auch, daß der gelbe Diamant nicht so gut ist, wie der weiße? Er ist schuld daran, daß der Dieb den echten Schmuck gestohlen und damit entwischte!

Das war der herzliche Empfang des heimkehrenden Staatsmannes in seinem „Sweet home." Was übrigens überall zu geschehen pflegt, nur mit einigen Variationen. —

Doch beim Nachtmahl versöhnten sie sich wieder, und Daimona erzählte ihm die Geschichte der Feldflaschen.

„Nun, meine theure Henne!" — dies war Daimona's Schmeichelname — „demnach weißt Du mehr als ich, zu dessen Ressort die General-Intendantur der Heeresausrüstung gehört. Ich bin vom Hofe entlassen — wegen Her-

stellung meiner Gesundheit! Das wußte Zsabakoff. Deshalb hat er Dir den geschenkten Schmuck entlockt. Er wußte, daß ich „so“ krank bin.“

„Aber, was fehlt Dir denn?“

„Das, daß ich des Czaren Anhänger bin.“

„Trachte davon zu genesen.“

„Ich weiß, daß man mich in kurzer Zeit zurückrufen wird, und daß ich bald wieder in meine alte Krankheit zurückfallen werde.“

„Unfähiger! Wenn Du Dir wenigstens bis zur Erledigung dieser Feldflaschen-Angelegenheit die Gunst des Czaren erhalten hättest!“

„Ei, rede nicht mehr davon. Singe lieber was Schönes. Ich habe schon lange keinen Frauengesang gehört.“

Und Alexej Andreowitsch hatte Lust, dem „Gesange“ Daimona's zu lauschen. Das Pfauengekrächze ist Schwanengesang im Vergleiche zu Daimona's Gekreische. Sie hatte eine falsche, schluchzende, rauhe Stimme — wenn sie aber dem Herrn so gefiel?! Und erst der Text dieser Melodie, dessen Refrain lautet: „An's Messer mit ihm!“ In der That, ein kurioses kleines Lied. Sonderbar, eben jetzt war es Daimona wieder eingefallen. Doch was ist auch so sonderbar daran? Wenn die Wirthschafterin des gestürzten Günstlings das Revolutionslied singt, da ihr Herr von seinem Herrn davongejagt wurde, und die Feldflaschen-Affaire unerledigt blieb. Grund genug, daß noch gestern er, der den Staub von den Füßen des Tyrannen küßte, ihm heute den Staub in's Angesicht schleuderte!

Und der gestürzte Günstling unterbrach sie nicht. Er hörte alle Strophen zu Ende. Die letzten Verse thaten ihm so wohl, daß er sich vor Behagen den Rücken kratzte.

„Von wem lerntest Du dies närrische Liedchen?“

„Eisenkopf! erräthst Du es nicht? Hast Du nicht selber das Zigeunermädchen zu mir in die — — Erziehung geschickt? Wir haben uns schön ausgebildet.“

„Richtig! Unter den vielen bittern Freuden, die hier meiner warten, ist ja einer ihr Scherz. Sie trieb meinen

Sohn nach Archangelsk! Seit damals habe ich noch nichts von ihm gehört. Wie weit kamst Du mit dem Mädchen?"

„So wie Du es befohlen hast. Wenn Du Dich an ihr ergötzen willst, rufe ich sie herein."

„Sie könnte nicht gelegener kommen."

Daimona winkte dem Knechte, der seine Sohle kratzte, Diabolka zu rufen.

Unterdessen flüsterte sie Alexej Andreowitsch etwas in's Ohr, wobei ihre gefärbten Augenbrauen vor lauter böser Lust förmlich tanzten.

Der Herr stimmte vollständig überein mit ihr, er lachte so laut, daß er davon heiser wurde und mit seiner Faust auf den Tisch schlug. „Sehr gut! Ausgezeichnet! Es wird ein höllischer Genuß sein!"

Als das Mädchen dann herein kam, machten Beide ein ernstes Gesicht.

Man konnte Diabolka kaum erkennen. Sie war ein Fräulein in langem Kleide mit Halbhandschuhen gekleidet, auf dem Haupte die russische Jungfern-Parte. Die beiden Hände hielt sie nach russischen Anstandsregeln in den weiten Aermeln ihres Kleides verborgen und zog sie nur dann hervor, wenn sie dem Herrn und der Frau die Hand küssen mußte. Doch die Augen erhob sie nicht um alle Welt; sie senkte sie schamhaftig zur Erde.

„Nun, liebes Mädchen, wie befindest Du Dich bei Deiner Schutzfrau?"

Das Mädchen erwiderte in leisem Flüstertone:

„Gott und meinem gnädigen Herrn Dank für das Glück, daß ich an den Ort geschickt wurde, wo ich ganz glücklich bin."

Der Herr konnte das Lachen kaum unterdrücken.

„Du sprichst ja schon in ganz gewählten Worten."

„Das ist nicht mein Verdienst, sondern das des hochwürdigen Herrn Prokop, der keine Mühe scheute, mich des Unterrichtes theilhaft werden zu lassen."

„Ei, ei, Du bist ja schon ein feines, gebildetes Fräulein, Du mußt Dich zu uns hersetzen und mit uns nacht-

mahlen. Nun, thu' nicht so schamhaft! — Du, langbeiniger Kerl, bringe dem Fräulein einen Teller und Eßzeug! Hieher, mir gegenüber!"

„Es wird für Deine unwürdige Magd allerdings eine Auszeichnung sein, wenn Du geruhst, sie an Deinem Tische sitzen zu lassen; aber ich muß um Verzeihung bitten, daß ich keine Speise zu mir nehme. Der gute Vater Prokop hat mir die Buße auferlegt, ein ganzes Jahr lang statt des Nachtmahles zu fasteu."

„Und für welche Sünde?"

Das Mädchen seufzte tief auf.

„Gnädiger Herr! Du kennst am besten meine große Schuld, welche ich niemals werde abbüßen können."

Und reumüthig ließ sie den Kopf herabsinken.

(Hat sie sich wirklich gebessert, oder heuchelt sie nur?)

„Was thust Du also, während Andere zu Nacht essen?"

„Unterdessen lese ich ihnen Psalmen vor."

„Wie Du kannst auch schon lesen? Und noch dazu Psalmen! Das möchte ich hören. Bringet ihr einen Psalm. Setze Dich hieher an das Tischende uud lies. Welcher Psalm folgt?"

Das Mädchen setzte sich nieder, legte die Fingerspitzen der einen Hand hübsch auf den Tisch, während sie mit dem Zeigefinger der anderen Hand die Silben nach einander bezeichnete:

„In — dein — Er — be — Herr — ka — men — Hei — den."

„Großartig! Aber verstehst Du auch, was Du gelesen hast? Wer sind die Heiden?"

„Die Türken!" Das Mädchen spuckte nach diesem Worte aus, wie es sich einem orthodoxen Moskowiten ziemt.

„Wer ist der „Herr"?"

Das Mädchen erhob sich von seinem Platze.

„Unser erhabener Herr: der Czar."

„Und was ist sein „Erbe"?"

„Griechenland."

„Sehr gut," sprach der Herr. „Wie schön Du lesen

lerntest! Gewiß kannst Du auch schon schreiben? Und zwar so, daß Deine Hand Niemand führt, wie damals, als Du Deine ersten Briefe schriebest? Schon gut! Es war nur ein Scherz!" Dann wandte er sich zu Daimona, daß es auch Diabolka hören konnte: „Du hast ja aus ihr ein ganz anständiges Mädchen gemacht."

„Ich werde auch noch eine gute Christenfrau aus ihr machen," sprach Daimona.

Diabolka that, als hörte sie nicht und buchstabirte weiter:

„Sie — zer — stör — ten — sei — ne — Stadt — Je — ru — sa — lem."

„Tritt vor, Schinko!" befahl Daimona dem hinter ihr stehenden Burschen. „Nun, habe ich ihr keinen wackeren Bräutigam ausgewählt?"

„Ah! den habe ich auch hergeschickt. Ist dies nicht jener gewisse „Vetter"?"

„Darum halte ich ihn auch in Ehren. Ein wackerer Junge. Ich habe keinen treueren Menschen als ihn! Die ganze Bauernschaft fürchtet ihn wie den Teufel. Er ist meine rechte Hand."

„Dann kann ich mir denken, wie viel Peitschenhiebe er den Bauern schon versetzt hat."

„Ihre Hochzeit werde ich bestreiten, dann mache ich Schinko zu meinem Haushofmeister und Diabolka zu meinem vertrauten Fräulein."

„Das Brautgeschenk werde ich besorgen."

Diabolka las unterdessen die Psalmen ohne Unterbrechung. Ein anderes Mädchen hätte wenigstens einmal gelacht, wenn man vom Heirathen spricht — vor ihrem Erwählten.

„Doch jetzt wollen wir ein wenig Tanz und Gesang zum Schlusse des Nachtmahls genießen," sagte die Herrin, Schinko zuwinkend.

„Ah! kann also Diabolka nicht nur heilige Lieder singen, sondern auch noch tanzen?"

„Sie singt nicht, und tanzt nicht mehr. Sie hat einen

andern Beruf. Es ist schon ein Anderer da, der dies versteht."

Hierauf traten zwölf schöne junge Bauerndirnen bei der Seitenthür herein, jede eine Laute in der Hand; auf ihren Gesichtern war mehr unterdrückte Furcht, als Lust zur Unterhaltung sichtbar. Hinter ihnen schlich Schinko, eine lange Peitsche in der einen Hand. An der anderen Hand führte er ein kleines, buckeliges, zwerghaftes Menschlein an einer Kette, wie einen Bär, unter dessen Achsel eine Sackpfeife war. Es war ein häßlicher Kerl; vorne und hinten buckelig, den großen haarlosen Kopf zwischen aufgezogene Schultern gepreßt. Sein Gesicht war eine schlecht gelungene Carricatur, welches die Blattern zerrissen, als ob sie von selben die Spuren der Hand des Schöpfers verwischen wollten; nur hie und da blieb ein Borstenbündel von Schnur- und Backenbart; auch hat er nur ein Auge. Es ist ekelhaft ihn anzusehen. Aber wenn er den Dudelsack bläst, wird er ein vollkommenes Monstrum! Einen würdigeren Bläser für das meckernde Ziegenfell konnte man sich gar nicht denken.

„Das ist eine klassische Musik," sprach der Herr; „doch wie wird der Tanz ausfallen?"

„Warte nur! das ist das Beste."

Schinko geht noch einmal hinaus und bringt die Ballerina assoluta herein — er führt sie am Halse, damit sie ihn nicht in die Hand beiße.

Diese war ein vollkommenes Ungeheuer in weiblicher Ausgabe. Zwerghaft und buckelig und mit so langen Armen, daß sie die Erde berühren. Ihre Stumpfnase ist kaum sichtbar, ihr Haar bis zu den Augenbrauen hinabgewachsen, ihr Mund verzogen mit fletschenden Stoßzähnen. Und dabei eine bestialische Bosheit in allen ihren Zügen.

Diese wird nun zur Unterhaltung des großen Herrn Ballet tanzen. Sie ist in vergoldetes, papierenes Gewand gekleidet; darum ist kein Schade, wenn sie es auch zerreißt. Sie hat den Tanz gelernt, wie der Affe, und weiß, daß es geschehen muß.



„Blase, Buk! Tanze, Polyka!“ rief Daimona in ihre Hände klatschend, und als der Dudelsack seine Melodieen beginnt, fängt auch die Tänzerin ihre Balletparodie an und macht solche Pirouetten, daß sie mit ihren Armen (mit jenen langen, nicht mit ihren Füßen) den Chor wegfegt, welcher den Sackpfeifer mit Gesang begleitet.

„Hopsa! Hopsa!“ schreit dazwischen Schinko und kitzelt mit der Peitschenspitze die Waden der Tänzerin, wenn sie nicht genug hoch springt, worauf die Ballerina wüthende Fratzen schneidet. Der Minister und Daimona sinken sich vor Lachen in die Arme. Der große Staatsmann, das Musterbild der feinen Diplomaten trommelte in seiner unbändig guten Laune mit seinen Sporenstiefeln auf dem Tische, während Diabolka ohne ihre Augen zu erheben, weiter syllabirt: „Das — Fleisch — dei — ner — Hei — li — gen — ward — zur — Speise — vor — ge — wor — fen — den — Be — sti — en — des — Wal — des“ — als wenn um sie herum nichts vorginge.

Zum Schlusse dieser hübschen Unterhaltung ergriff das weibliche Monstrum das männliche Ungeheuer am Kragen und entführte es sammt seinem Instrumente zum Walzer. Er blies auch dann noch mit aufgeschwollenen Wangen und hervorstarrenden Augen. Schinko jedoch knallte mit seiner Peitsche dazwischen, wie wenn er Pferde dressiren würde.

„Auch aus diesen Beiden wird ein niedliches Paar werden, das kann ich sagen,“ sprach aus voller Kehle lachend der Herr. „Wir werden die Hochzeit beider Paare zugleich feiern!“

Dafür kneipte ihn Daimona so heftig in den Arm, daß er laut aufschrie. —

Gleich am andern Tage begann man Diabolka's Brautkleid zu sticken. Alle Sklavinnen Daimona's arbeiteten daran. Mittag saß Diabolka gewöhnlich an dem Tische des Ministers, wo er die Notabilitäten der Umgegend bewirthete. Jeder war ein gerne gesehener Gast, der sich

entschließen konnte, Daimona's Hand zu küssen. In der That, ein theures Essen!

Aber auch noch etwas Anderes hatten die Gäste zu gewärtigen. Wenn der Hausherr zu viel getrunken hatte, fing er Streit mit ihnen an und prügelte sie der Reihe nach. Doch deshalb kamen sie am nächsten Tage wieder und gaben ihren Rücken auf's Neue den Schlägen preis. Ein sehr theures Mittagmahl!

Zuweilen artete das Gastmahl in eine Orgie aus zum Verderben der Bauernmädchen. Das aber fiel Keinem besonders auf.

Nur Diabolka bildete eine Ausnahme. Den Gästen war verboten sie auch nur anzusehen, denn sie ist Braut — und außerdem Daimona's Adoptivtochter und Liebling. Wenn der grobe Theil der Unterhaltung folgte, wurde sie zum Popen geschickt. Sein Haus war der einzige sichere Ort in der Stadt. Außer ihr war noch Schinko, ihr Bräutigam, vor Prügeln gesichert. Aber nur, weil er die Schläge austheilte. Er war Oberpeitscher des Palastes. Jede Stäupung, Peitschung, Knutung hatte er zu vollstrecken. Das bringt eben sein Amt mit sich. Er muß thun, was ihm befohlen wird. Befiehlt ihm sein Herr, Korn zu dreschen, so drischt er Korn; befiehlt er ihm aber, die Muschiks zu dreschen, so drischt er diese. Glück genug für ihn, daß er schlägt, und nicht geschlagen wird. Außerdem war er ja Zigeuner, und ein solcher hat bekanntlich stärkere Nerven als die andern Menschen.

Am Vorabende des Hochzeitstages befahl Daimona der Diabolka sich ihr buntes Brautkleid anzuprobiren; so stellte sie dieselbe dem Herrn vor. Er lobte das Mädchen und klopfte sie auf die Wangen:

„Siehst Du? Ich freue mich, daß Du ein so ehrbares Mädchen geworden bist. Ich habe Dich aus der Pfütze herausgezogen, in welche Du versunken warst. Nicht wahr, es ist gut, ein braves Mädchen zu sein?"

Diabolka stürzte auf ihre Knie und küßte seine beiden Füße.

„Nicht wahr, es ist schön Braut zu sein? Jetzt liebst Du deinen Vetter Schinko schon? nicht wahr?"

Das Mädchen verbarg schamhaft sein Antlitz.

„Nun zeige, wie Du küssen kannst? Wo ist Schinko?"

Aber Diabolka ließ sich nicht küssen — Schinko soll bis zur Trauung warten.

„Ein wackeres Mädchen!" lobte sie der Herr. „Jetzt führet sie zum Popen, damit sie bete, beichte und kommunicire; am Morgen sollen die Brautmädchen, Beistände und Brautführer sie abholen. Begleite sie, Schinko!"

Nach ihrer Entfernung ließ Daimona das andere Brautpaar kommen. Sie waren einer des andern würdig: Buk und Polyka.

Der bucklige Bräutigam war in ein hübsches Samojedenkleid gehüllt, bis zur Zehe in ein Robbenfell, seine Mütze war mit zwei Hasenohren geziert, während die schiefmäulige Braut als türkische Odaliske verkleidet war. Das machte sie noch schrecklicher.

„In der That, ein herrliches Paar!" lachte der Herr. „Ich möchte nur wissen, ob sie dieser große Buckel beim Küssen nicht hindern wird?"

„Das thut nichts," sagte die Frau. „Ihre Arme sind lang genug, sich die Haare zausen zu können!"

Und es brauchte gar keiner großen Aufmunterung, sie auch vor der Trauung dazu zu bewegen; ein Wort hätte genügt, und sie wären bereit gewesen, Proben ihrer ehelichen Zärtlichkeit abzulegen.

„Das wird morgen ein köstliches Vergnügen sein!" sprach Daimona.

„Ein gelungener Spaß!" setzte der Herr hinzu.

„Bist Du mit meinem Einfalle zufrieden?"

„Du bringst ein Meisterstück zuwege."

„Nun, wenn Du mich liebst, thu, was ich mache!"

Wann hätte der Herr das nicht bereitwillig gethan?

Deshalb liebten sie sich ja so innig, weil die Eine nichts Thörichtes ersinnen konnte, was der Andere nicht sogleich gutgeheißen hätte.

Auf die Schwelgerei folgte der Gesang. Daimona begann das „Messerlied" — und Araktsejeff sang mit ihr: „An's Messer mit ihm!"

Denn die süßeste unter allen verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß ist jene, wenn ein glatter Höfling, der gewohnt ist, zu schmeicheln, sich zu bücken und zu kriechen, unbelauscht in seinem Zimmer, wenn nur noch sein Kopf vom Weine frei ist (und nicht dessen edlerer Theil: der Verstand) nach Herzenslust ein Revolutionslied anstimmen darf, in welchem er seinen Herrn und dessen Diener anspeien kann.

„Also: beginnen wir wieder von vorne! Wo ist das Glas?" (Denn die geleerten Becher zerschmetterte er nacheinander an der Wand.)

Da aber erschien statt des Bechers der Großmundschenk Schinko und überreichte auf silberner Tasse seinem Herrn einen Brief, den ein berittener Kourier soeben gebracht.

Araktsejeff erkannte sogleich die Schrift auf dem Kouverte. Er sprang auf vom Divan, machte seinen Nacken los von den Armen Daimona's und seinen Mund eilig abtrocknend, drückte er den Brief an Stirn und Lippe, dann sprach er in dumpfem Tone:

„Gib her die Scheere!"

„Wozu die Scheere? erbrich den Brief mit der Hand!"

„Die Scheere, wenn ich sage!" schrie er zornig und ergriff gewaltsam die von Daimona's Gürtel an langer Kette herabhängende Scheere, und während er mit zitternder Hand das Petschaft aufschnitt, sprach er mit der Stimme eines Fieberkranken: „Das Petschaft des Czaren pflegt man nicht zu erbrechen!"

„Des Czaren?" frug staunend Daimona.

Araktsejeff konnte den Brief schnell durchlesen, außer der Unterschrift standen blos die beiden Worte drin: „Komme sogleich!"

„Bringe Wasser! kaltes Wasser!" befahl er dem

Schinko. Und als dieser, nicht wissend, wozu es gehört, einen Eimer Wasser brachte, ergriff der Herr das Geschirr mit beiden Händen und trank daraus in langen Zügen. Daimona's Staunen wuchs immer mehr.

„Was fehlt Dir?"

„Ich muß auf der Stelle abreisen!" keuchte der Herr. „Eile, Schinko! laß einspannen. Zwölf Reiter sollen mich mit Fackeln begleiten; einer reite voraus, um bei den Postämtern Pferde zu bestellen. — Fliege!"

„Du willst abreisen?" frug Daimona verwundert.

„Auf der Stelle! der Czar befiehlt es!"

„Und Du eilst auf sein Geheiß zurück?"

„Wie das Kosakenroß auf den Pfiff seines Herrn."

„Und willst an der morgigen Freude nicht theilnehmen?"

„Ich muß ihr entsagen."

„Du willst mich verlassen?" fragte sie vorwurfsvoll. „Du liebst mich also nicht mehr?"

„Der Czar schrieb mir eigenhändig," antwortete der Herr und hielt ihr den Brief hin.

„Was kümmert mich sein Brief?" schrie Daimona und mit ihrer Linken den Brief erfassend, schnitt sie mit der Scheere in ihrer Rechten ein Stückchen davon heraus.

Hierauf ergrimmte der Herr derart, daß er Daimona's Hand so stark schlug, wie man im Zorne zu schlagen pflegt.

„Du hast mich geschlagen! Du hast mich zum Abschiede geschlagen!"

Die Frau wandte sich ab, legte ihr Gesicht auf das Kissen des Sophas und weinte bitterlich.

Doch der Herr hatte jetzt keine Zeit, sie tröstend zu versöhnen.

„Seisasz! — Dies ist die Losung! Sogleich! Sogleich!"

Wäre ein Meer in seinem Wege gelegen, so hätte er es durchschwimmen müssen! Um wie viel mehr also Weiberthränen! — — —

Das Fest der doppelten Trauung kann gefeiert werden, er wird nicht mitlachen.

„Eile, eile, Schinko! dann komme in mein Zimmer, mich zu rasiren!“

Der Minister ließ nämlich während seines Aufenthaltes in Grusino seinen Bart und Schnurbart wachsen, so gefiel es Daimona und erst bei der Abreise ließ er sich wieder rasiren.

„Gib Acht, daß Du mich mit deinem Rasirmesser nicht schneidest,“ sprach er zu Schinko, als er begann. Schinko war der Einzige, dem er seine Kehle anvertraute. „Wenn Du mein Gesicht schneidest, so erschieße ich Dich sofort.“

Die beiden Reisepistolen lagen auch im Bereiche seiner Hand. Schinko war behutsam und beendigte seine Operation, ohne das Antlitz des Herrn verletzt zu haben. Und dies war ein großes Glück für . . . Araktsejeff. Denn der Zigeunerbursche war entschlossen, bei der geringsten Verletzung die Kehle seines Herrn durchzuschneiden, — damit er ihn nicht erschießen könne. Niemals stand Araktsejeff seinem Grabe näher.

Als er fertig war, erklangen schon im Hofe die Glöckchen der drei eingespannten Hengste.

Araktsejeff barg den Brief des Czaren an seiner Brust und eilte, sich von Daimona zu verabschieden. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen.

„Ich habe mich schon schlafen gelegt.“

„Gott mit Dir, meine Theure!“

Mehr zu sprechen, hatte er keine Zeit.

Daimona konnte von ihrem Fenster aus sehen, wie der Reisewagen dahinraste, von zwölf berittenen Fackelträgern begleitet.

Es war stockfinster und regnete in Strömen, — ein Wetter, in welches man selbst keinen Kämmerer zur Thür hinausjagen sollte.

XXXVII.

Nicht nur das Messer — trifft in's Herz.

Araktsejeff wurde bei seiner Ankunft im Palaste von Ritter Galban empfangen.

„Was ist daheim geschehen?“ frug er, während er die Reisekleider gegen die Uniform vertauschte.

„Ein überraschender Umschwung. Der Czar hat sich beim Begräbnisse seiner Tochter mit der Czarin versöhnt, und seitdem hütet er sie unausgesetzt. Jede diplomatische Aktion ist unterbrocheu. Die griechische Deputation wurde nicht empfangen. Die Gardeobersten wurden in ihre Kolonien zurückgeschickt.“

„Und was sagen die Frauen? das ist die Hauptsache.“

„Den Frauen ist jetzt schwer nahe zu kommen. Seitdem sich der Czar und die Czarin versöhnt haben, ist in St. Petersburg plötzlich die Frauentreue Mode geworden. Jeder Fürst fährt seine Fürstin spazieren. Auch Fürstin Ghedimin stolzirt mit Ostentation am Arme ihres Gatten und benimmt sich so prüde, daß sie kaum meinen Gruß erwidert.“

„Und Zeneida?“

„Die ist in Ungnade gefallen. Es wurde ihr durch den Obersthofmeister bekannt gegeben, daß man es hohen Orts nicht verhindern würde, wenn sie die künftige Staggione unter einem günstigeren Himmelsstriche zubringen wollte. Darauf schickte sie sofort ihr Ernennungsdekret zurück. Sie läßt ihre Möbeln verkaufen und bereitet sich zur Reise.“

„Und was war die Ursache der Ungnade?“

„Puschkin. — Du weißt ja, daß er Sophie Narischkin heirathen sollte.“

„Das heißt — es hat sich um eine ärztliche List gehandelt. Man wollte das Leben des kranken Mädchens verlängern und angenehmer machen, indem man sie verlobte.“

„Aber deshalb war Puschkin doch ihr Bräutigam, und der Czar war empfindlich dadurch berührt, daß sich Puschkin am selben Tage, an welchem Sophie begraben wurde, mit der schönen Bethsaba trauen lassen konnte, die er der Fürstin Ghedimin entführte.

„Ah, er entführte das kleine Königsfräulein ohne Land?“

„Den Czaren kränkt diese Herzlosigkeit. Daher seine Ungnade gegen Fräulein Ilmarinen.“

„Wie kommt Zeneida dazu?“

„Sie war Zeuge bei Puschkin's Trauung.“

„Wie, sie selbst? Und Puschkin wurde von Zeneida angebetet! Dieses Weib ist ein gefährlicher Charakter!“

„Zum Glück kann sie nicht viel mehr schaden. Sie hat allerdings um eine Audienz beim Czaren gebeten, aber Se. Majestät antwortete, daß er sie nur in Deiner Gegenwart zu empfangen geneigt sei.“

„Nun, dann soll es ein bitterer Empfang werden! Ich danke für die guten Nachrichten.“

Araktsejeff eilte nach der Eremitage, wo der Czar Vormittags zu treffen war.

Alexander reichte dem zurückgekehrten Höfling — der Tag und Nacht gereist war, um auf seinen Ruf zu erscheinen — bewegt die Hand.

„Mein einziger und wahrer Freund!“ flüsterte der Herrscher.

„Nicht der einzige, Sire! Der erste ist die Czarin.“

„Du hast Recht. Wir haben uns auf's Neue gefunden, und ich erfahre erst jetzt, daß ich eine ganze Welt in ihr zurückgewonnen. Kaum erwarte ich die Minute, welche mich aus diesem Wust von Akten zu ihr nach Hause bringt.“

„Ich stehe zu Befehl, Sire!“

„Das ist mir ganz gelegen. Befasse Dich nur mit diesem Stoß von Papieren, aus welchem ich mich nicht mehr zurechtfinde, und erledige Alles nach Deiner Einsicht.“

„Ich rühre mich nicht fort von hier, ehe Alles fertig ist.“

„Unter Anderem ist auch das Gesuch Frl. Ilmarinen's um eine letzte Audienz unter den Papieren. Antworte ihr in meinem Namen: Ich will sie empfangen, doch nur in Deiner Gegenwart. Jetzt gehe ich in die Kirche. Dort treffe ich mit meiner Gemalin zusammen. Wir halten das Requiem für die arme Sophie Narischkin."

Araktsejeff stellte sich, als hörte er dies zum ersten Male, dann führte er in Folge dieser Ueberraschung eine theatralische Scene auf mit allerlei Augenverdrehungen, nach denen er schließlich die Hand des Czaren küßte. — „Ich fühle, wie mir das Herz mit dieser Trauernachricht herausgerissen wird, Sire!" — Er war der einzige Mensch auf der Welt, der sich über die Todesnachricht dieses unglücklichen Kindes freute.

Der Czar ließ ihn allein in seinem Arbeitszimmer, und der Günstling hatte natürlich Eiligeres zu thun, als das Gesuch Zeneiden's zu beantworten. — Vorerst mußte noch vieles Andere erledigt werden. Aus der Menge der eingelaufenen Schriften war es ersichtlich, daß die Mäuse tanzen, wenn die Katze nicht im Hause ist. Es war bereits Alles wieder in Bewegung, um den Czaren auf den Weg des Liberalismus zurückzuführen. — Damit mußte in erster Reihe aufgeräumt werden! — — — — — — —

Zeneida wurde an einem der nächsten Tage, inmitten ihrer Vorbereitungen zur Reise, von Jakuskin überrascht.

„Ich bin gekommen, Ihnen meine Freude darüber auszusprechen, daß Sie uns verlassen."

„Eine eigenthümliche Art des Abschiedes."

„Aber begreiflich! Es ist gut für Sie, daß Sie gehen, und auch wir fahren gut dabei. Die Rolle, welche Sie gespielt haben, ist zu Ende, und darüber freue ich mich!"

„Es scheint so."

„Araktsejeff ist wieder zurückgekehrt, und seine eiserne Hand schwebt über unseren Köpfen. Sie haben ihn, schöne Madonna, auf feine Weise von hier entfernt. Nun stellt es sich heraus, daß die feinen Intriguen in unserer Atmosphäre nichts helfen. Der alte Tyrann ist wieder da,

und der Czar ist jetzt viel mehr in seiner Macht als früher."

„Ich erfahre es. Zur letzten Audienz bekam ich nur in der Weise Erlaubniß, daß sie in seiner Gegenwart stattfinde."

„Und Sie werden hingehen?"

„In jedem Falle. Ich muß den Czaren mit Puschkin versöhnen."

„Nur deshalb wollen Sie hingehen?"

„Was hätte ich sonst noch hier zu thun?"

„Also nicht, um Araktsejeff nochmals aus dem Sattel zu heben?"

„Ich habe kein Mittel dazu."

„Nun denn, ich habe eins!"

„Etwas Gewaltsames?"

„Es ist bereits geschehen. — Er ist morgen nicht mehr in Petersburg. Ich treffe ihn in's Herz und nicht einmal mit einem Messer. Sein Schicksal hat sich bereits erfüllt. Er ist schon begraben, obgleich er keine Ahnung davon hat. — Lesen Sie diesen Brief."

Auf Zeneidens Gesicht wechselte Todtenblässe und Feuerröthe, während sie den ihr von Jakuskin überreichten Brief überflog. Ihre Lippen blieben vor Staunen und Grauen offen als sie das las.

„Ihr seid schreckliche Menschen!" stammelte sie, indem sie den Brief zurückgab.

„Nicht wahr, wir verstehen unsere Sache!"

„Und er weiß noch gar nichts davon?"

„Er hat keinen Menschen, der es wagte, ihm dies bekannt zu geben. Mir hat es Diabolka selbst geschrieben. Ich habe den Brief copirt und das Ganze an den Czaren adressirt durch die Sophienska Post abgesandt. Möge er's aus seinem Munde erfahren, — oder, was noch wahrscheinlicher ist, möge es in seine Hände gelangen, wenn er die Briefe des Czaren öffnet. Ah Zeneida! wenn er diesen Brief gerade bekäme, während Sie beim Czaren zur Audienz sind! Wenn Sie ihn in diesem Augenblicke sehen könnten.

Ah! um den Genuß dieser Scene könnte ich Sie beneiden!"

— — — — — — — — — — —

Zeneida war für den andern Tag zur Audienz beschieden.

Der Czar kam gewöhnlich gegen 5 Uhr Nachmittags von Monplaisir und verbrachte dann eine kurze Stunde in der Eremitage, dem neben dem Winterpalast gelegenen Lieblingsaufenthalt Katharina's II. Hier war seine Bibliothek, in welcher er zu arbeiten pflegte, ein sehr einfach möblirter Salon; hieher brachte man ihm auch die mit der Sophienpost angelangten Briefe. Der ganze Saal stand jetzt Araktsejeff zur Verfügung, der vom Morgen bis zum Abend dort arbeitete und allein das Schicksal des ganzen Riesenreiches bestimmte — im Namen des Czaren. Aeußere und innere Politik, Religion, Erziehung, Handel, Finanzen, alles hing von seinem Willen ab, die Minister und Statthalter waren blos seine Puppen.

Alexander wollte von nichts wissen; ungelesen unterschrieb er Alles, was ihm Araktsejeff vorlegte. Was Jener auf die Seite legte, war umsonst geschrieben.

Auch an diesem Tage arbeitete der Günstling an dem eigenen Schreibtische des Czaren, während Alexander selbst unruhig im Zimmer auf und ab ging. Für den heutigen Tag war Niemandem als Frl. Ilmarinen eine Audienz bewilligt.

Zeneida erschien zur bestimmten Stunde. Sie war ganz in Trauer gehüllt, was in seltsamem Gegensatze zu ihrem röthlichblonden Haare stand.

Der Czar ging ihr entgegen — empfing sie aber mit großer Kälte. Araktsejeff that, als bemerkte er sie kaum; er wendete kein Auge von den vor ihm liegenden Papieren.

„Fräulein Ilmarinen," sagte Alexander, „Sie wollten persönlich mit mir sprechen. Sprechen Sie, was ist Ihr Wunsch?"

„Wollen Eure Majestät meine Kühnheit verzeihen, aber ich muß Schriften übergeben, die mir ihr Absender mit der Weisung anvertraut hat, daß ich sie nur Eurer Maje-

stät, und nur persönlich überreiche. Dieses Packet Schriften — ist das Tagebuch der verklärten Sophie Narischkin!"

Der Czar seufzte tief und sagte mit zitternder Stimme: „Armes Kind!"

„Das war ihr letzter Wunsch — und ich mußte ihn erfüllen."

„Sie waren also bei ihr in ihrer letzten Stunde?"

„Und auch später noch. Sie ließ mich zu sich rufen."

„Sie haben ihr die Augen zugedrückt?"

Zeneida nickte nur stumm.

„Ich danke Ihnen," sagte der Czar und übernahm das in feine weiße Tafeln gebundene Tagebuch; er reichte Zeneiden seine Hand. . . . eine lauwarme, weiche, dünne Hand, ohne jeden Druck.

Zeneida küßte die Hand.

„Haben Sie irgend einen Wunsch, Fräulein Ilmarinen?"

„Nur Einen, Sire! — daß Sie die Gewogenheit haben, in meiner Anwesenheit die drei letzten Blätter von Sophiens Tagebuch zu lesen."

Der Czar blickte hinter sich, wie um Araktsejeff zu fragen, ob er es gestatte? Erst dann entschloß er sich zur Erfüllung ihres Wunsches. Er öffnete das Tagebuch und las.

Er biß seine Lippen zusammen, um seine Rührung zu verbergen. Doch Zeneida wußte ja, was der Czar las; sie kannte den ganzen Inhalt des Tagebuches: jene letzten wirren Zeilen, welche die zuckende Hand eines unglücklichen Kindes schrieb, welches sehnend und fürchtend die kalte Umarmung des Todes erwartete. Und als der Czar nach dem Lesen der letzten Seite zu Zeneida aufblickte, sah er ihre Augen mit Thränen erfüllt

Wortlos bewegte er sein Haupt und seufzte.

„Nicht wahr, Sie wünschte, daß ich dies lese, um Puschkin reinzuwaschen? — Sie wollte es so! Sie war eine große, edle Seele!"

„Das war sie wirklich und in der That, Sire!"

„Sie wollte es also, und Puschkin hat nur ihren letzten Wunsch erfüllt, als er so handelte?“

„Er konnte nicht anders.“

„Ich glaube es. Er konnte nicht anders! Und dennoch vermag ich mich mit dem Gedanken nicht zu versöhnen, daß er es that! — daß er zur selben Stunde, in welcher er das Antlitz der einen Braut mit dem Leichentuche verhüllte, die Andere mit dem Brautschleier bedecken konnte! Er mußte es ja thun! — — Und doch scheint es der menschlichen Vernunft fast unverständlich, wie die ganze Ewigkeit im Zeitraume einer Stunde Platz findet! — wie ein Mensch in einer Stunde vom Eispole bis zum Aequator fliegen kann! — wie Jemand in einer und derselben Stunde eine todte Geliebte betrauern, und eine lebende lieben kann!“

„Aber wenn er sie schon vordem liebte?“ frug Zeneida sanft.

„Was sagen Sie?“

„Wenn das, was er für die Verklärte fühlte, nichts Anderes war, als Anbetung und grenzenlose Verehrung für eine Bewohnerin des Jenseits, die damals mit ihren Flügeln schon im Himmel war, als er sie kennen lernte? Wenn alle Zuneigung, Zärtlichkeit, Huldigung, die ihn zu den Füßen seiner angebeteten Braut führten, nur Opfer waren, dargebracht einer Heiligen, um sie dem Leben zu erhalten?“

Alexander schlug mit seiner Fingerspitze auf seine Stirne.

„Sie haben Recht! Darnach habe ich ja noch nie gefragt. Niemals fragte ich ihn, ob der Traum eines kranken Mädchens mehr als Phantasie ist? Er ließ sich unter die Traumbilder einreihen. Das war das Ganze! Und im Herzen liebte er eine Andere. Für sie hatte er sich aufgeopfert. — Durch meinen Fehler ist es so gekommen! — denn, was ich thue, ist fehlerhaft, und jeder Fehler geschieht durch mich!“

Dies sprach der Herr der Länder nicht im Tone der Bitterkeit, sondern mit der traurigen Melancholie der Ueberzeugung.

Er war bedauernswerth.

Plötzlich wandte er sich zu Zeneida:

„Wünschen Sie also, daß ich Puschkin gestatten soll, zurückzukehren?“

„Nein, Sire! Er ist gut aufgehoben. Wer ihm gut ist, wird sicher wünschen, daß er ferne von hier glücklich lebe!“

Das überraschte Araktsejeff: er warf die Feder auf das Papier nieder und schaute auf zu Zeneida.

„Und für sich selbst haben Sie keinen Wunsch?“ frug der Czar.

„Ich verlasse morgen St. Petersburg, Sire!“

„Und wünschen Sie nicht, daß ich Ihnen das Ernennungspatent zurückschicke?“

O, wie stolz erhob sie bei diesen Worten ihre Stirne! Auch sie ist eine Königin! Sie bewies es auch.

„Sire! wo man mir einmal anzeigt, daß meine Anwesenheit unangenehm ist, dort bleibe ich nicht!“ Das war ein kühnes Wort! Angrenzend an Felonie! So pflegt man nicht vor dem Kaiser aller Reußen zu sprechen! — Der Günstling sprang von seinem Sitze auf und antwortete statt des melancholischen gekrönten Hauptes der stolzen Dame:

„Wissen Sie, mein Fräulein, daß es Pflichten gibt, die beim verletzten Ehrgefühle nicht aufhören; dahin gehört die Huldigung vor jenem Throne und Herrscher, dem Sie Ihren Ruhm verdanken.“

Zeneidens Busen wogte, ihre rosigen Nasenflügel erweiterten sich, wie die des Zebra, das zum Kampfe mit dem Wolfe bereit ist. Ihre großen, wetterleuchtenden, schwarzen Augen drohten den Günstling zu verzehren, ihre Lippen bebten, wie vom Fieber geschüttelt.

„Gnädiger Herr! . . .“ keuchte sie . . „Es gibt Menschen, welche den Dank gegen ihre Wohlthäter bis auf die andere Hälfte der Erde mit sich nehmen, und die, wenn sie das Unglück hatten, die Gunst ihres erhabenen Beschützers zu verlieren, — doch nicht nach Hause gehen, um das „Messerlied“ zu singen.“

Das war ein so grausamer Schlag auf's Haupt Araktsejeff's, daß er sich zurücksetzte und that, als ob er

es nicht der Mühe werth hielte, auf diese Insinuation zu antworten. Sollte diese Dame wirklich etwas wissen? Hat sie ihre geheimen Spione? vielleicht Diabolka? das Zigeunermädchen kann ja schon schreiben!

Statt des verstummten Günstlings nahm jetzt der Herr die Lanze auf. So war es auch gut. Wenn der Knecht den Herrn vertheidigt, vertheidigt auch der Herr den Knecht.

„Sie haben Ihre bitteren Bemerkungen am unrechten Orte angewandt, Fräulein Ilmarinen! Wenn es in Groß-Rußland einen Mann gibt, welcher als vollkommenes Musterbild der Anhänglichkeit und Unterthanentreue hingestellt werden darf: so ist er es! — er, der mich in meine Schlachten begleitete, jede Gefahr mit mir theilte, und sich doch nie einen Theil meines Ruhmes erbat! — der wach ist, damit ich schlafen könne, — der aller Welt trotzt, um mich zu beschützen; — der allein bei mir ausharrte, wenn mich Alles verließ: das ist Araktsejeff! — Wie viele schwere Proben der Treue hatte er zu bestehen! Wie oft zwangen mich seine Feinde, ihn von mir zu entfernen! — Und doch, so oft ich ihn rief, kam er zurück, ohne einen Laut der Klage! Ich habe sein Herz getroffen, als ich seinen einzigen Sohn verbannte. Und er sagte, ich habe Recht, küßte meine Hand und blieb mir treu. Das ist Araktsejeff!"

Doch der Günstling konnte sich dieser kaiserlichen Anerkennung nicht mehr erfreuen, denn als er sich niedersetzte und zum Beweise seiner verachtenden Gleichgiltigkeit die Sophienpost öffnete, da gerieth jener Brief in seine Hand, von dem Jakuskin mit Zeneiden gesprochen hatte, und dieser Brief fesselte solchermaßen seine Aufmerksamkeit, daß er dadurch — unglaublich! selbst seine Lobeserhebung von den Lippen des Czaren überhörte.

Und Zeneida sah, wie dieses Gesicht sich vor höllischer Qual verzerrte, wie es sich — in namenlosem Schrecken zuckend — in die Karrikatur eines wahnsinnigen Gespenstes umwandelte; sie sah, wie sich sein Haar emporrichtete,

seine Lippen blau wurden und seine Augen aus ihren weißen Höhlen starrten.

„Wehe mir!“ brüllte er plötzlich in so bestialischem Tone, daß der Czar sich erschrocken umwandte. Araktsejeff schlug den Brief mit seinen beiden Händen an sein Herz, wie man mit dem Haare des tollen Hundes dessen Biß zu heilen pflegt, oder wie man mit dem erschlagenen Skorpion dessen Stich heilet; — dann sprang er von seinem Sitze empor, „Wehe mir, wehe, daß ich herkam! Warum war ich damals nicht dort?“

Und er stürzte wie ein Wahnwitziger hinaus.

Der Czar glaubte, daß sich ein Wahnsinnsanfall seines Günstlings bemächtigt hatte. Er hielt ihn zurück.

„Alexej Andreovitsch! .... Was fehlt Dir? Wohin eilest Du?“

– „Verzeihung, Majestät! ich muß nach Grusino.“

„Du willst mich jetzt verlassen? die Staatsangelegenheiten? das Land?“

Zeneida stellte sich mit verschlungenen Armen vor Araktsejeff hin und sah ihn an.

Dieser Blick machte ihn für einen Moment nüchtern; er zwang auf sein Antlitz die kalte Ruhe zurück, und während der Czar seine Hand begütigend auf seinen Arm legte, kämpfte in ihm die Maske mit dem wirklichen Menschen.

Diesmal aber siegte der Mensch über die Maske.

Er schlug sich auf die Stirne mit der Faust, in welcher er den zerdrückten Brief hielt, und schrie mit der Stimme des Wahnsinnes:

„Was kümmert mich Rußland? Was dieser ganze elende Planet? — Was die Czaren und die Götter? — Wenn sie so etwas geschehen ließen! — Wehe mir!“

Und die Hand des Czaren von sich stoßend, stürzte er schreiend durch die Säle hinaus, wie ein zum Tode Getroffener. Auch den Brief an den Czaren nahm er mit sich.

„Was konnte diesem Menschen geschehen sein?“ sprach staunend der Czar.

Er hatte ihn ja soeben um solcher Tugenden willen gepriesen, wie sie sich so zahlreich nur in eines Menschen Brust vereinigen, und jetzt läßt sich dieser eine Mensch zu einem so rohen, gewaltsamen Ausbruche hinreißen, wie ihn Niemand selbst vor einem Duodez-Souverän wagen würde, geschweige vor dem russischen Czaren! — — Vielleicht liegt im Auge dieses Mädchens eine gewisse Zauberkraft — sie hatte ihn immer angeblickt — welche nüchterne Menschen so närrisch macht, daß sie das Staatssiegel zu den Füßen ihrer Herrscher schleudern und zu ihnen sagen: „Was kümmert mich dein Land, was bist du mir selbst und deine Götter!“

Sein Blick schien aus Zeneidens Angesicht das Geheimniß erforschen zu wollen.

Die Künstlerin wollte sich zurückziehen.

„Bleiben Sie!“

„Wenn Euer Majestät es wünschen, bleibe ich und reise nicht ab.“

„Wissen Sie, was diesem Menschen fehlt?“

„Ich weiß es.“

„Erzählen Sie es.“

XXXVIII.

Die Tragi-Komödie in Grusino.

Die Doppelhochzeit mußte gefeiert werden; die gesammte Bevölkerung war bereits zur Hochzeit entboten worden. Der Hof des Kastells Grusino war schon zeitlich Morgens gefüllt mit staunenden Leibeigenen. Es galt das schönste und das garstigste Brautpaar zum Altare zu geleiten.

Großartig waren die getroffenen Vorbereitungen; schon vor drei Tagen hatte man begonnen, das mannig-

faltige nationale Backwerk zu bereiten, im Hofe waren für die Gäste lange Laubgänge errichtet worden, das Thor war mit Kränzen und färbigen Transparenten zum Triumphbogen umgestaltet worden. In der Mitte des Hofes stand ein staffelförmiges Postament, überdeckt von bunten Teppichen aus Ziegenhaar; auf dem Postament stand der Tisch mit dem Bilde der Jungfrau Maria, der verdeckte Teller, in welchem sich die Trauringe befinden, ferner Kelch, Salz und Brod — kurz alle Dinge, welche zu jener Ceremonie erforderlich sind, welche der Trauung vorangeht. Es bedarf nämlich gar vieler Umständlichkeiten, bis das Brautpaar halbwegs in die Hände des Geistlichen kommt. Bis dahin muß das Brautpaar gar viel ausstehen von den Beiständen, dem Brautführer, der Brautjungfer und der Hochzeitsmutter.

Die Hochzeitsmutter spielt gar eine große Rolle. Bis zur Kirchenthür ist sie die Herrscherin.

Dermalen ist Daimona die Hochzeitsmutter. Sie verheirathet ihren Leibeigenen mit ihrer Sklavin; sie ist ihnen Mutter. Für sie ist jener hohe Lehnstuhl dort auf der Tribüne aufgestellt.

Auf das erste Glockenzeichen nimmt die Ceremonie ihren Aufang. Vom Hause des Popen her bringen die Mädchen die aufgeputzte Braut. Das Kleid Diabolka's glänzt prächtig in der schweren Goldstickerei, die schlanke Taille umspannt ein kostbarer Gürtel, um den Hals schlingt sich fünffach eine Schnur mit Goldmünzen; der Kopfputz ist eitel Edelstein. Man könnte glauben, eine Fürstin steht vor uns.

Auf einer andern Seite ertönt das Horn und die Beistände und Junggesellen geleiten den Bräutigam, Schinko; das schneckenförmig geringelte, kohlschwarze, auf die Schultern herabwallende Haar verräth, trotz des russischen Nationalcostüms, die indische Abstammung des Bräutigams.

Die Junggesellen begrüßen singend das Nahen der Braut und geleiten das Brautpaar auf die Tribüne.

Von den Ställen her wird sodann das zweite Brautpaar gebracht. Ein heilloses Schreien, das Quicken des Dudelsacks begleitet das Brautpaar. Der Pomp des Hochzeitskleides macht das Brautpaar nur noch lächerlicher. Spottverse begrüßen das Brautpaar, was demselben sehr gefällt. Beide sind bereits stark berauscht: sie küssen der Reihe nach Jeden, der in ihre Hände fällt. Nur als Beide sich nähern, schneiden sie gegenseitig Grimassen; während sie die Stufen hinaufsteigen, kneipt die Braut den Bräutigam tüchtig in den Arm, der Bräutigam wieder versetzt mit dem Fuße der Braut einen Stoß.

Auch dieses Brautpaar wird neben den Tisch postirt, so daß beide Bräutigams und beide Bräute an der Ecke des Tisches stehen.

Bei dem zweiten Glockenzeichen steigt die Hochzeitsmutter mit ihrem ganzen Gefolge vom Kastell herab. Das Gefolge bilden 12 Sklavinnen, sämmtlich in Weiß gekleidet; es bildet an beiden Seiten der Treppe Spalier; die Hochzeitsmutter betritt allein die Tribüne und nimmt den dort aufgestellten Thron ein.

Die Hochzeitsmutter ist ganz wie eine Königin gekleidet: sie trägt einen Purpurmantel, die Mardermütze ist mit Perlen und mit Gold gestickt, das Antlitz ist geschminkt, weiß und roth.

Sie beginnt die Ceremonie.

„Schinko! Was bringst Du der Braut als Brautgeschenk?"

Schinko zählt her, was er als Brautgeschenk bringt:

„Zwei buntgefärbte Betten, einen fuchsverbrämten Pelz aus Karassia-Tuch, einen Brustfleck mit silbernen Knöpfen, einen mit Perlen besetzten Kokosnik, zwei paar rothe Stiefel, ein gesticktes Leinwandhemd, zwölf zinnerne Teller und eine Schüssel und eine goldgesticktes Kopftuch mit Schleier — wenn sie sich brav aufführt."

All' diese Gaben werden durch die Brautführer hergebracht und einzeln den Hochzeitsgästen gezeigt.

Die Braut dagegen schenkt dem Bräutigam: Kleider,

Schmuck, Hausgeräthe und zum Schluß ein Bündel Birkenruthen: „damit soll er mich züchtigen, wenn ich mich schlecht betrage."

Nun kommt die Reihe an das zweite Brautpaar.

„Nun Polyka, was bringst Du Deinem Bräutigam dar?"

Aber dies schöne auserwählte Paar duldet nicht, daß Eines vor dem Andern spreche; Eines entreißt dem Andern das Wort und beide sprudeln heftig heraus:

„Ich einen zerlumpten Mantel."

„Ich eine zerlöcherte Kasserole."

„Ich einen zerrissenen Strumpf, in welchen 10 Katzen eine Maus nicht fangen können."

„Ich einen leeren Krug, in welchem einst Branntwein war."

„Ich eine Tuchet, die keinen Ueberzug hat und die nur noch der Bettfedern bedarf."

Das Hochzeitsvolk lachte sich während dieses Zwiegespräches des Brautpaares fast todt.

„Und dann zwölf Paar „dubina!" ruft laut lachend der Bräutigam aus.

„Das Ding hat aber zwei Enden!" erwidert kichernd die Braut.

Das Wort „dubina", das so weich klingt, bedeutet in anderen barbarischen europäischen Sprachen soviel als — Stock.

„Der Sack hat seinen Fleck gefunden! Der Essigkrug seinen Stöpsel! Und das wie!" wiehert das Hochzeitsvolk.

„Nun, wechselt also die Ringe," spricht Daimona zu den Brautleuten. „In diesem verdeckten Teller liegen die Ringe. Die Ringe des einen Paares sind aus Gold und Silber, der Brant gehört der Goldring, dem Bräutigam der Ring aus Silber. Die Ringe des zweiten Paares sind aus Kupfer und Blei. Jedes wähle seinen Ring."

Die Hochzeitsmutter hob von dem silbernen Teller die seidene Decke und winkte Diabolka, sie möge beginnen.

Diabolka nahm den Goldring und den Silberring,

steckte den Goldring an ihren Finger, den silbernen reichte sie Schinko dar.

Da ergriff Daimona die Hand Diabolka's. „Nicht so! Du wirst den silbernen Ring dem Unk geben, Schinko dagegen den Kupferring der Polyka. Dein Bräutigam ist nämlich Unk, Schinko dagegen ist der Bräutigam Polyka's. So ist's angeordnet."

Ein lautes Gelächter folgte diesen Worten. Das ist denn doch ein göttlicher Spaß! Unk mit Diabolka, Polyka mit Schinko! Die Hochzeitsmutter hat das Recht, ihre Leibeigenen zu verheirathen, so wie es ihr gefällt. Der Körper der Leibeigenen gehört ihr, sowie der Körper des Pferdes und des Esels. Sie kann die Leibeigenen paaren, so wie sie es will.

Das Gewieher der Hochzeitsgäste wird noch lauter, als beide berauschte Ungethümer, auf die ermunternden Worte der Hochzeitsmutter, plötzlich auf das ihnen übergebene schöne Paar losstürzen. Es war spaßhaft zu sehen, wie die schiefmäulige Polyka sich mit ihren langen Armen bemüht den Kopf Schinko's zu sich herabzuziehen, um ihn zu küssen. Dieser dreht und wendet seinen Kopf, um dem Kusse auszuweichen. Der bucklige, zwerghafte Unk sprang, da er das Antlitz Diabolka's nicht erreichen konnte, auf den Tisch und streckte von hier aus seine Arme nach Diabolka aus.

Das Gelächter wurde nur unterbrochen, als Diabolka, angesichts des Hochzeitsvolkes, mit beiden Händen ihrem Bräutigam einen Stoß in die Brust gab, daß dieser rücklings vom Tische, von der Tribüne stürzte und unter die Gäste kollerte.

Das wird schlecht enden!

Daimona sprang wie eine Furie an den Tisch und schlug mit der Faust heftig auf denselben.

Dieser Schlag ließ das Lachen unter den Zuhörern plötzlich verstummen. Auf den Gesichtern stand noch das Grinsen, aber das Wort war im lachenden Munde erstarrt.

Das ist schon kein Spaß mehr!

„Du willst den Bräutigam, den ich Dir erkoren, nicht annehmen?“ kreischte wüthend Daimona.

„Nein!“ erwiderte das Mädchen mit dem Fuße stampfend, „nein!“

„Du Hund! Du zigeunerischer Teufel! Du wagst es mir gegenüber zu treten? Mir, der ich Dich aus dem Kehricht aufgehoben.“

„Nun, laß mich zurückkehren zum Kehricht.“

„Dies wird geschehen! Willst Du den Bräutigam nicht, den ich Dir gegeben habe, dann lege auch den Brautmantel ab, den ich Dir gab, und geh in dem Zigeunerkittel fort, in dem sie Dich gebracht haben.“

Diabolka entledigte sich wortlos der kostbaren gestickten Kleider und legte Alles auf die Erde nieder, selbst aus dem Haar löste sie die Seidenbänder, nur im Hemde stand sie noch da.

„Auch dieses Hemd ist mein, zieh' es aus!“

Das Antlitz des Mädchens erröthete tief. Diabolka lernte erröthen. Dies war der Zweck! Die Seele in ihr sollte erweckt werden, damit sie wisse wie schmerzlich die „Scham“ sei.

„Vor so vielen Menschen?“ kam es bebend von ihren Lippen.

„Wie erst dann, wenn sie Dich in die Mitte des Marktes an den Pranger stellen, dort werden Dich noch mehr Leute sehen! Du hast auch Grund Dich zu schämen! Du Blume der Wirthshausschilder!

„Laß' mir früher meine Lumpen geben!“

„Gleich bekommst Du sie! Im Momente sucht man sie unter dem Plunder. Nun! wirst Du das Hemd ausziehen? Oder soll ich es Dir herunterreißen lassen?“

Das Mädchen ließ die letzte Hülle von ihrem Leibe zur Erde gleiten, dann bedeckte sie mit beiden Händen ihr Antlitz und — weinte.

„Hahaha!“ lachte Daimona, und hierauf brach auch der rohe Haufe in Lachen aus. „Wahrlich eine schöne Braut.“

Und dieses Lachen, wie sehr schmerzte es! Das

„skrossz stoi“ (Geißelung) schmerzte vielleicht den Verurtheilten, der die Reihen zweimal auf, zweimal ab spazieren muß, nicht mehr als diese Demüthigung, dieses Verspotten das Mädchen schmerzte, das bereits gewöhnt war, als der Günstling, als die intime Freundin der Herrin, als ein anständiges Fräulein betrachtet zu werden.

„Gib mir meine Kleider zurück!“ grollte Diabolka.

„Gleich bekommst Du sie, warte nur! Die Zigeunertracht hat noch eine Ergänzung zu erhalten. Vorher bekommst Du noch eine Tracht Prügel für Deine Vermessenheit. Schinko! tritt hervor!“

Ihn selbst, den älteren Bruder — den Liebhaber — den Bräutigam fordert sie auf.

Schinko trug selbst noch als Bräutigam das Symbol seines Amtes, die kurzstielige Peitsche an seinem Gürtel befestigt. Auf das Kommando der Herrin zog er die Peitsche hervor.

„Schlag' zu!“ befahl Daimona.

Das Mädchen hielt schreckensbleich beide Hände vor die Augen.

„Bruder! Du kannst mich schlagen?“

So weit war es gekommen, daß sie sich vor Schlägen fürchtete. Oder schreckte sie nur davor zurück, daß es Schinko's Hand war, die die Peitsche führte?

Der Zigeunerbursche hatte kein genügend hartes Herz, um den Streich zu führen. Er warf die Peitsche weg.

„Hund, wirst Du die Peitsche aufheben! Oder soll ich Dich sammt ihr an den Schweif eines wilden Pferdes binden lassen? Hau zu! so lange, bis ich sage genug! 50 Streiche für mich, 50 für Junker Jevgen.“

Schinko hob die Peitsche auf.

Das Mädchen wirft sich nun verzweifelt Daimona zu Füßen. Sie umklammert die Kniee und fleht schluchzend um Erbarmen.

„Ah! Abscheuliche, das ist der rechte Platz!“ ruft zähneknirschend Daimona aus, ergreift das bei den Füßen kniende Mädchen bei den langen Zöpfen und schreit Schinko zu:

„Jetzt hau' zu!"

Mit einem Sprung steht der Zigeuner vor ihr wie ein Panther, mit seiner Linken packt er Daimona an der Kehle, mit der Rechten zieht er aus dem Gürtel sein Messer.

Erschreckt läßt Daimona Diabolka fahren und hebt zur Vertheidigung den Arm. Das Messer des Leibeigenen dringt in die Schulter, hoch spritzt das Blut empor.

„Hej! Knechte! fangt ihn! helft!" zettert das Weib. Auch nicht Einer rührt sich aus der Menge. Daimona sah, daß sie sich selbst überlassen bleibt. Sie war ein kräftiges Weib, verstand zu kämpfen; sie entreißt sich daher den Händen des Leibeigenen, stößt ihn von sich, springt von der Tribüne herab und läuft die Treppen zum Kastell hinauf.

Schinko ihr nach.

Und auch nicht eine Hand rührt sich, den Leibeigenen aufzuhalten. Das ganze Volk, die gesammte Dienerschaft sieht zu, wie Schinko der Herrin nachstürzt, wie er sie neuerdings verwundet. Das Weib kehrt sich um und beginnt mit ihrem Verfolger zu ringen; das Messer dringt wieder und wieder in die Brust. Noch einmal stößt das Weib den Angreifer zurück, dann flüchtet es in die Mitte ihrer Dienerinnen: „Helft! schützt mich!" Das Gesinde bedeckt mit den Händen die Ohren, damit es das Schreien der Herrin nicht höre. Alle, Alle hassen dies Weib.

Dann sieht man, wie die Herrin durch den langen Korridor flieht, rufend, schreiend; ihr auf der Ferse der blutige Mörder. Niemand eilt dem Weibe zu Hilfe.

Am Ende des Korridors steht die Statue eines Heiligen. Hierher eilt das Weib, umklammert die Kniee des Heiligen. Auch der Heilige rührt keine Hand zum Schutze des Weibes.

Endlich läuft das Weib zur Brustwehr der Hausflur und will von dieser herabspringen. Hier holt sie endlich der Mörder ein. Das ganze Volk sieht, wie er die Herrin von Grusino halb gebeugt über die Brustwehr stürzt — todt.

Und nun tritt der Mörder langsamen Schrittes die

Treppe herab. Der Weg öffnet sich ihm. Er steigt die Hochzeitstribüne hinauf. Dort liegt, das Antlitz zur Erde gekehrt, ein Mädchen, bewegungslos vor Schreck, vor Scham, vor Verzweiflung. Neben ihr liegen zerstreut die Hochzeitskleider. Der Mörder wischt an dem Brautschleier das blutige Messer ab, packt das Mädchen bei der Hand, und reißt es empor.

Sie blicken sich in die Augen. Ein Blick, wie der zweier wilder Wölfe. Genug Rede!

Dann liefen Beide, Hand in Hand, hinaus in die Steppe, hinaus in den Wald, hinaus in das Nichts. Niemand hält sie auf.

Nie hat man sie je gefunden.

Wer vermöchte zwei aus ihrem Käfig befreite Wölfe in ihrem Reiche zu finden, im Walde, im Haine, im Schilfe, unter den Bewohnern der endlosen Steppe.

Nur an einem Orte hielt das Paar Rast, dort, wo Diabolka, zu ihren Zigeunern gelangend, jenen Brief an Jakuskin schrieb, in welchem die Tragikomödie in Grusino erzählt ward, und von dem hierauf eine Abschrift in die Hände des Günstlings gelangte und ihn von dem Schreckensfall in Kenntniß setzte. Die Starosten Grusino's hatten nicht den Muth, ihm davon zu berichten.

Zeneida hatte sehr gut daran gethan, daß sie diese Geschichte persönlich dem Czaren erzählte; Alle nämlich, welche dem Czaren später von der Blutthat in Grusino berichteten, erzählten die Geschichte so, als ob sie mit dem Attentate des Petersburger geheimen Clubs enge zusammenhinge. Man suchte die Motive der That in hohen Kreisen, deren Interesse es war, den Günstling aus der Nähe des Czaren zu entfernen, die bereits einmal durch die Verbannung des Sohnes das enge Band zwischen Czar und Günstling zerreißen wollten. Schinko und Diabolka waren die Miethlinge der Verschwörung.

War etwas Wahres daran? Niemand hat dies je aufgeklärt. Hätte aber irgend Jemand den Schlag gerichtet, so hätte dieser vollständig getroffen. Man sah in den Gas-

sen St. Petersburgs Araktsejeff unbedeckten Hauptes herumlaufen, dann ohne Hut, mit aufgelöstem Haar durch die Straßen jagen. (Der rechte orthodoxe Russe geht, wenn er trauert, zwei Wochen hindurch entblößten Hauptes in der heißen Sonne, im Sturme.)

Am Tage seiner Flucht brachte man auf zwei großen Frachtwägen sämmtliche Aktenbündel aus dem Palast des Günstlings in die kaiserliche Eremitage zurück. Seine Orden, seine Ehrensäbel, den Kämmererschlüssel schickte er durch den Portier an den Obersthofmeister. Und in dem Augenblicke seiner Abreise schreckte der Donner der Kanone „der heilige Christof" die Bewohner aus ihrer Ruhe auf. Dieser Vater der Kanonen pflegte nur dann zu sprechen, wenn ein General starb. Der Günstling war selbst zum Kommandanten der Festung gegangen und hatte den Schuß angeordnet. Der Kommandant mußte gehorchen, Araktsejeff war der Chef der Artillerie. Nachdem der Schuß abgefeuert war, frug der Festungs-Kommandant: „Wie hieß der verstorbene General?"

„Araktsejeff Andreowitsch Alexej!"

Nach einigen Tagen vernahm der Czar Schreckensdinge über Araktsejeff. Es schien, als ob der Günstling verrückt geworden wäre.

XXXIX.

Der Eremit.

Erst als Araktsejeff den Czar verlassen hatte, fühlte der mächtige Mann, wie verlassen er in der Welt dastehe.

Zu Niemandem mehr hatte er Vertrauen; in Jedem sah er einen Feind, einen Verschwörer, und seine wahren Anhänger, falls er noch solche besaß, hatte er durch die Rückberufung Araktsejeff's verbittert. Seine Generäle machte er durch die Auflösung der Leibwache, dadurch, daß er die

Griechen im Stiche ließ, unzufrieden. Jeden geheimen Bund brachte er gegen sich auf. Als diese die Kriegserklärung schon erhalten hatten, verläßt jener Eine, der sie kennt, der Energie genug besitzt, ihnen entgegen zu treten, den Kampfplatz bei Beginn der Operation.

Als Araktsejeff nach Grusino heimgekehrt war, eilte er schnurstraks zur Gruft, sperrte die Thür hinter sich ab, warf sich vor dem Sarg Daimona's nieder, und zwei Tage hindurch hörte man nichts von ihm als bitteres Schluchzen. Er nimmt keine Speise zu sich. Er will Hungers sterben. Er antwortet auf kein Wort, auf kein Flehen. „Daimona" lautet auf Alles seine Antwort.

Er liebte dies Weib, wie nur die Riesen der wilden Thiere ihre Weiber lieben, der Eisbär, der Wallfisch, das Wallroß: wenn der Jäger das Weibchen getödtet hat, kann er auch das Männchen tödten, denn dieses entfernt sich nicht von der Leiche. Zwei Tage hindurch flehten vergeblich die Dienstleute Araktsejeff's vor der Thüre der Gruft; auch Ritter Galban bat vergeblich, er möge doch herauskommen, möge sein theures Leben erhalten: er hörte nicht auf seine Getreuen. Umsonst war es, daß sie ihn „süßer, guter Herr," „süßer Freund," „Alexej Andreowitsch" nannten — er hörte nicht auf sie. —

Am dritten Tage erschien Photios, der Archimandrit des Klosters des heil. Georg vor der Gruft, der wunderthätige Heilige, um dessen Segen aus allen Gegenden Rußlands alljährlich Hunderttausende zum Kloster pilgern. Das Wort des Heiligen gilt soviel als die Bulle des Papstes. Als Czar Alexander I. den Volksunterricht in die Hände des freisinnigen Fürsten Galizyn legte, ging der Archimandrit zum Czar und rief demselben dräuend zu: „Wenn Du Deinem Volke den alten Glauben nimmst, stürzest Du die Grundveste Deines Reiches um!" Auf das Wort des Eremiten entließ der Czar den Fürsten Galizyn; der Unterricht des Volkes verblieb in den Händen der heiligen Synode. Das russische Volk hat immer „lebende Heilige," darunter wunderliche Heilige.

Photios blieb vor der Gruft stehen und rief dem Magnaten ein Wort zu, das dieser verstand:

„Du in Sünden versunkener Missethäter!“

Das Schmerzensgebrüll in der Gruft verstummte.

„Komm heraus aus der Höhle!“

Die aufgeforderte Gestalt wankte heraus. Kaum war sie zu erkennen. Der seit Tagen nicht rasirte Bart umrahmte mit grauen Borsten das Antlitz, die Augen waren vom Weinen blutig geröthet, die Lippen geschwollen; die Haare klebten wirr an der Stirne, die Generals-Uniform war grün von dem Anstriche der Gruft.

„Was willst Du, Sünder, in dieser Gruft?“

„Sterben!“

„Gewiß wirst Du sterben, wie wir Alle im Solde unserer Sünden sterben werden; willst Du aber Deine Schandthaten krönend, ohne Reue sterben? Willst Du an dem Sarge Jener sterben, an deren Seelenverderbniß Du die Schuld trägst? Du warst das Verbrechen ihres Lebens, und Du willst es noch sein, der sie zur Hölle bringt? Wahnwitziger Sünder! Statt an die Buße zu denken, statt daran zu denken die Seele dieser Todten aus den Flammen der Hölle zu befreien, die ohne Empfang der Sakramente, ohne Buße, ohne Absolution die Welt verlassen hat, hingegeben den ewigen Qualen, willst auch Du nach ihr verloren gehen? Trotzig willst Du die Schranken der schrecklichen andern Welt durchbrechen, statt Dein Haupt beugend um Einlaß zu flehen? In diesen bunten Lappen willst Du dorthin gehen, wo die Lumpen des Lazarus mehr gelten, als diese goldenen Achselbänder? Gewiß, Du wirst sterben, aber nicht, wie es Dir gefällt, sondern wie es dem Herrn gefallen wird, den Tod Dir durch die Buße verdienend.“

„In den tiefen Katakomben,“ fuhr Photios fort, „ist Dein Platz, nicht an der Seite Deiner Geliebten. Des Tages unter den Strahlen der heißen Sonne, im Gewitter, unter dem Heulen des Sturmes, unter fallendem Platzregen ist Dein Ort! Deine Kleider sind weggeworfene Lumpen, die Niemand mehr tragen will! Steh' auf, folge mir!“

Und der Magnat öffnet die Thüre der Gruft und kommt, auf den Knieen rutschend, hervor.

„Jetzt iß!“ befahl Photios und warf dem Magnaten zwei Rüben vor.

Der Magnat hob die Rüben auf und aß sie.

„Jetzt kleide Dich um!“ Und er warf ihm einen zerlumpten Mönchshabit zu, dessen Farbe durch Sonne und Regen verwischt war. Der Magnat zog die Generals-Uniform aus und zog den Habit an. Und nachdem die Heiligen — hier auf Erden — nicht zu Wagen fahren, so folgte er zu Fuß und baarfuß dem Heiligen bis zur Pforte des Georgsklosters.

Das Georgskloster ist eines der reichsten in Rußland. Es liegt nahe an Grusino, am Ende der durch den Volkhoff-Fluß und den Ilmer-See gebildeten langen Halbinsel. Seine vergoldeten Kuppeln sind grün von dem Grünspan, der sich seit Jahrhunderten an das Kupfer legte, und verbreiten weit und breit den Ruhm des Klosters. Der Gang innerhalb der Mauern des Klosters erdrückt das Gemüth. Bis zum Gewölbe hinauf reichen die silbernen Emporien, mit Gold verziert, reichen die Orgeln; Heiligenbilder, die in Karfunkeln glänzen; Mosaik, blos aus Edelsteinen gebildet; auf den überreich geschmückten Altären liegen kostbare Bibeln in Silber gebunden, emaillirte Meßbücher; auf einem Altar liegt der heilige Georg selbst aus massivem Silber. Und erst in der „riznilsza“ (Schatzkammer) verkünden die zahllosen heiligen Gefäße, die Mitras, Hirtenstäbe, Kronen, mit Perlen gestickten Stolen, die goldenen Monstranzen: wie reich doch Gott ist! Und die Priester selbst, welche diese Schätze bewahren, sie wandeln unter denselben in rauhen Kutten barfuß, damit die Welt sehe: wie arm der Mensch sei!

Hierher führt Photios Andreowitsch Alexej.

Der eifersüchtigst gehütete Schatz des Klosters stand vor dem Altar. Eine Granit-Säule, umgeben von silbernem Geländer.

In den Granit sind die Worte gemeißelt: „An dieser

Stelle kniete Czar Alexander, inmitten seiner Getreuen, dem Archimandriten Photios und dem Alexej Andreowitsch Araktsejeff, vor Gott, im Jahre 1818!"

Hierher brachte Photios den Magnaten, der hier seinen Namen verewigt neben dem des Czaren lesen konnte.

„So hoch hast Du Dich einst erhoben. Und nun komm' und siehe, wie tief Du von nun an sinken wirst!"

Aus der Kirche führte der Archimandrit den Büßenden in das Kloster und zeigte ihm hier seine — des Archimandriten — Zelle. Es ist ein zwei Klafter breiter, eine Klafter langer Raum. Und dennoch zeigt die Höhle Luxus: sie hat ein Fenster, die Sonne scheint in den Raum. Als Lagerstatt dient dem Archimandriten ein ungehobelter Sarg, als Betschemel ein Stein, ausgewetzt durch die Kniee. Ein Steinkrug und eine Schale für den täglichen Kwaß sind die Geräthe des Zimmers. Dies Alles ist aber Luxus im Verhältniß zu dem, was des Büßers harrt.

In den Katakomben des Klosters befinden sich im Felsen gehauene Höhlen; gerade so groß, daß in denselben ein Mensch, liegend oder knieend, Platz habe: ein kleines Loch an der schweren, eisernen Thür läßt Luft ein. In den Höhlen herrscht ewige Finsterniß.

Und diese Höhlen werden von Menschen bewohnt. Einst große Herren, mächtige Aristokraten, Herren über Hunderttausende von Seelen: sind sie jetzt nicht einmal Herren über ihre eigenen Seelen. Nicht tyrannische Willkür, nicht heilige hierarchische Macht hält sie hier gefangen, sondern ihr eigener blinder Eifer. Die Welt verachtend, hassend, haben sie sich freiwillig zur furchtbaren Gefangenschaft verurtheilt. Die Katakomben der Klöster St. Georg und Solowetschk bergen stets derlei sich selbst verurtheilende lebende Todte.

Araktsejeff fand an dieser Gefangenschaft Gefallen.

Auf bloßem Stroh liegend, verbrachte er hier Tage, Wochen. Tagsüber war er eingeschlossen; erst wenn der

Ton der Abendglocke erklang, öffnete sich die Thüre der Höhle. Dann erst konnte er auch seiner Nahrung nachgehen. Dem Büßer gibt nämlich Niemand zu essen. Wenn die Dämmerung angebrochen, schleicht der Büßer in den Gemüsegarten des Klosters und sucht nach Rüben, Sauerampfer, Erdäpfeln, kurz nach Allem was das Erdreich hervorbringt: dies ist seine Speise.

Eines Tages traf Araktsejeff mit einem noch wunderlicheren Büßer, als er selbst war, zusammen.

Auch dieser war einst ein vornehmer Bojar; seinen alten Namen wußte aber Niemand mehr, jetzt nannte man ihn „Väterchen Nahum". Nahum gestattete sich nicht einmal den Luxus der Lumpen; was seinen Körper obenhin bedeckt, ist eine selbstgewebte Binsenmatte; das gebleichte Haar, der ergraute Bart wallt wirr auf die im Schmutze starrenden Glieder herunter. Nahum erlaubt sich nicht einmal in der Höhle zu wohnen. Sommers schläft er in der Pfütze, Winters vergräbt er sich in den Misthaufen. Tagsüber in der Felsenhöhle büßend zu knieen, dünkt ihm nicht genug Demüthigung, er legt sich querüber vor der Kirchenthüre hin; wenn dann das Heer der Pilger in die Kirche drängt, möge man ihn stoßen, treten, anspucken. Die frische süße Rübe aus dem Erdreich zu reißen und sie zu verzehren, dünkt Väterchen Nahum sündige Leckerei zu sein — er hält sein Nachtmahl auf dem Kehricht; was in den Kehricht geworfen wurde, ist seine Nahrung.

Eines Abends, es war schon die dritte Woche, seit Araktsejeff in der Büßerhöhle weilte, und als er eben mit einem Bündel Porren in der Hand aus dem Garten zurückkehrte, traf er abermals mit Väterchen Nahum zusammen, der auf dem selbstgedeckten Tisch, dem Kehrichthaufen schmauste.

„Schön," sprach Väterchen Nahum zu dem Nahenden, „ich habe heut soviel Speise gefunden, daß es selbst mir zuviel wird, ich könnte ganz gut mit Dir theilen."

„Und was ist es, das Dir Gott bescheert hat?"

„Schimmliger Käse."

„Nun denn, gib mir davon!“

„Da hast Du! Nimm Alles, —“ erwiderte Väterchen Nahum. — „Dem, der Verlangen nach dem trägt, was der Büßer ißt, dem muß Alles hingegeben werden.“

Und er gab ihm den schimmligen Käs sammt dem Papier, in das dieser gewickelt war, und in welches gehüllt man ihn dann auf den Kehricht geworfen hatte. Bei Gott, ein eckliges Essen! Die Aufmerksamkeit Araktsejeff's wurde jedoch nicht durch die Speise als vielmehr durch die Hülle erregt, in welche die Nahrung gewickelt war. Es war ein Brief; Araktsejeff erkannte sofort die Handschrift des Czaren.

Sein ganzes Blut kam in Gährung.

Das Schreiben des Czaren als Hülle für stinkenden Käse!

Und erst der Inhalt! Der Brief war an Photios gerichtet.

„Ruf' ihn zu Dir! Sprich zu ihm im Namen der heiligen Religion. Kräftige ihn im Glauben. Ermahne ihn, sein Leben zum Heile des Vaterlandes erhalten zu wollen, welches über Alles geht. So wirst Du dem Reiche einen Diener von unschätzbarer Treue erhalten und mir einen wahren Freund, den ich aufrichtig achte und ehre.“

Und in dieses Schreiben hatte man Käse gewickelt und es dann auf den Misthaufen geworfen!

„Nun, iß doch!“ murmelte Väterchen Nahum und präsentirte den schimmligen Käse, welchen Araktsejeff in den Kehricht hatte fallen lassen, auf seiner schmutzigen flachen Hand dem Büßer.

Araktsejeff stieß den Kollegen zur Seite und eilte hinauf zu Photios.

Photios befand sich eben in der Mitte des Abendgebetes. Araktsejeff ließ den Betenden nicht zu Ende kommen.

„War dieser Brief des Czaren an Dich gerichtet?“

„An mich.“

„Und Du hast diesen Brief auf den Kehricht geworfen?“

„Damit Du ihn dort fändest.“

„Ich fand ihn. Mit der Buße ist's vorbei. Ich kehr' nach St. Petersburg zurück."

„Das war es, was ich erreichen wollte!"

„Du hast's erreicht! Du weißt aber noch nicht, was Du gethan hast! Weißt Du, was Du damals gethan hast, als Du Alexej Araktsejeff aus dem Grabe hervorgebracht und ihn gezwungen hast, noch einmal in die Welt zurückzukehren und zu leben, noch einmal der Welt zu zeigen, was er einst gewesen? Zittern mögen Jene, die dies nicht gewußt haben! Zittern mögen sie vor dem zum zweiten Mal gebornen Araktsejeff!"

„Segen ruhe auf all' Deinem Thun!" stammelte der Archimandrit — und setzte hierauf sein Abendgebet fort.

Araktsejeff verließ noch in derselben Stunde das Kloster; er verließ es mit derselben Zerstörungslust, mit welcher er gekommen war; nur hatte er damals Lust, sich selbst zu vernichten, nun aber kehrte sich seine Zerstörungslust gegen Andere.

Als man Araktsejeff nach dreiwöchentlicher Abwesenheit abermals in St. Petersburg erblickte, schreckte Alles vor ihm zurück. Sein Antlitz war gemagert, sein Haar vollständig weiß geworden. Man merkte es ihm an, daß er aus dem Grabe erstanden sei.

XL.

Mißtöne.

Zeneida wandelte ganz allein auf den Schlangenwegen ihres schattigen Parkes im Dämmerschein dahin. Im Gebüsche sangen Nachtigallen, im nahen Teiche quackten die Frösche, dazwischen ertönte zuweilen das Lied der Schiffer auf der Newa, abgelöst durch die Töne des Violons oder der Klarinette in einer etwas entfernter liegenden Kneipe, dann und wann heulten an die Kette gelegte Hunde einander

zu, von der Stadt herüber tönte das Zügenglöcklein, das man für einen Sterbenden läutet, und aus der Gegend des Monplaisir erschallt ein „Wer da?“ — „Halt!“ — zuweilen auch ein Schuß. Auf was schießt man? Und weiter singen die Nachtigallen, und das Heer der Frösche, Klarinette und Zügenglöcklein.

Diese Mißtöne fanden ein entsprechendes Chaos auch in ihrem Herzen.

Die zweite Rückkehr Araktsejeff's beschleunigte die Krise.

Der Czar hatte sich, sobald er die Sorgen der Regierung auf die Schulter seines Lieblings gewälzt, gänzlich in die Einsamkeit von Monplaisir zurückgezogen. Wie er bis nun seine Gemalin gemieden, so schließt er sich jetzt an sie an. Auch nicht eine Stunde kann er ohne sie leben. Es ist, als wollte er ihr eine durch vierzehn Jahre hindurch zur Seite gelegte Liebe nun auf einmal fühlbar machen. Jetzt erst sieht er, welchen Schatz er besaß und — vernachlässigt hat, und jetzt erst nimmt er wahr, daß dieses theuere Weib — krank ist. Das lange Leiden, der verheimlichte Schmerz haben die Lebenskraft aufgezehrt. Nun zittert er, auch sie zu verlieren.

Die Czarin aber ist glücklich.

„Gesegnet sei diese Krankheit, die mir meinen Mann zurückgegeben hat!“

Der Leibarzt der Czarin, Dr. Stoffregen, äußerte, daß es gut wäre, die Czarin während der rauhen Jahreszeit in ein milderes Klima zu senden: vielleicht nach Venedig. Elisabeth erwiderte jedoch: „eine russische Czarin dürfe nirgends sonst sterben als auf russischer Erde.“

Dieser Gedanke allein ist es nun, der die Seele des Czaren erfüllt.

Welche Verwüstungen der mit unumschränkter Gewalt bekleidete Günstling im Volke anrichtet — davon erzählt dem Czaren Niemand. Von dem, was diesseits der Pappeln des Monplaisir geschieht, weiß er Nichts. Man berichtet ihm nicht, daß die erste Handlung Araktsejeff's darin bestand, daß er sämmtliches Gesinde aus Grusino, die Zeugen des

Mordes waren, 10 Männer und 12 Mädchen, nach Petersburg bringen, an den Pranger stellen und halbtodt peitschen ließ, weil sie Daimona nicht gerettet hatten; daß er die Härte, welche er bis nun aus System getrieben hatte, nunmehr aus Rachelust bis zur Grausamkeit steigert; daß er Oberbeamte, hohe Officiere ohne alle Ursache von ihren Posten vertreibt, nur weil sie ihm nicht gefallen; daß er die Kerker auf bloßen Verdacht hin mit Menschen füllt; daß er selbst die armen Finnen grausam bedrückt (nachdem nichts mehr existirt, was er ihnen „nehmen“ könnte, straft er sie durch das, was er ihnen „gibt“: sie sollen bei ihren Gastmählern den Toast in russischer Sprache ausbringen), so daß die Gährung, die Unzufriedenheit schon den Gipfelpunkt erreicht haben — nein! — Czar Alexander ist nur von der Sorge erfüllt, wie es möglich sei, in die Zimmer des theuren, geliebten Schatzes frische Luft einzulassen und gleichwohl die Mücken abzusperren, und unter den duftenden Blumen jene auszuwählen, die kein Kopfweh verursachen.

Und Zeneida weiß ganz wohl, was fernerhin geschehen wird.

Die geheimen Gesellschaften halten keine Zusammenkunft mehr. Sie sind bereits vollständig darüber im Reinen, was sie thun wollen.

Die Frage ist nur noch: „Wann?“

Der Ausbruch muß auf einmal im ganzen Reiche erfolgen.

Der vereinbarte Plan ist ganz in die Hände Zeneida's gelegt.

Die Künstlerin ist von der Bühne zurückgetreten (im Sommer ist übrigens in der Hauptstadt keine Oper) und wird nicht mehr als engagirtes Mitglied auftreten. Dagegen wird sie im Herbste zu wohlthätigen Zwecken Koncerte geben. Der Tag, an welchem das Koncert stattfinden soll, wird vom amtlichen Regierungsblatte 10 Tage vorher bekannt gegeben. Wenn dann die Ankündigung erscheint: Frl. Zeneida Ilmarinen werde zu Gunsten der „Findelanstalt“ singen,

so wissen die Verschwornen, daß dieser Tag der Tag des Aufstandes ist. Das Amtsblatt selbst wird diese Parole im ganzen Reiche verbreiten.

In ihrer Hand liegt also die Scheere, welche den Faden des Damoklesschwertes durchschneiden wird.

All' die schweren Sorgen, was hernach geschehen werde, drücken ihr Gemüth. Der Ausbruch ist unvermeidlich, das erschwerte Joch vermag Niemand mehr zu tragen; vom zerlumpten Muschik bis hinauf zum titelreichen Herrn der Paläste wünscht Alles, daß dies Joch gebrochen werde. Und das Volk Kalevains hat noch einen Grund mehr zum Weinen als alle Uebrigen.

Was soll aber, wenn der Aufstand losbricht, mit dem Herrscherpaar geschehen? Beide haben Zeneiden so sehr geliebt, ausgezeichnet, geschützt. Sie war zu Hause, so oft sie bei ihnen war.

Wie ist es möglich das Herrscherpaar zu retten, ohne zum Verräther der ihr anvertrauten Sache zu werden?

Noch ein zweites Alpdrücken!

Und Puschkin?

Er hat wohl versprochen, seinen Namen aus dem „Grünen Buche“ zu löschen. Als er aber das Versprechen gab, glaubte er, daß ihm der Czar seine Tochter zum Weibe geben werde. Dies ist vorüber, und Puschkin hatte keinen Grund, aus dem Nordbunde auszutreten. Auch er ist von dem Plane der Verschwornen verständigt worden, kein Zweifel, daß er, sobald er liest, Zeneida werde zu Gunsten des Findelhauses koncertiren, an diesem Tage in Petersburg sein wird, sollte er auch deshalb das Paradies selbst verlassen müssen.

Wie kann sie dies verhindern, ohne auf den Charakter Puschkin's den Flecken der Feigheit zu werfen? Die Seligkeit der Liebe allein ist nicht stark genug, um ihn zurückzuhalten. Dazu bedarf es einer noch höheren Gewalt!

Und sie schreitet die Bäume im Abenddunkel auf und ab; in ihrer Seele herrscht die nämliche Disharmonie der Töne, welche auch die glänzende Nacht wach erhält; sie

sucht nach einem Punkt, an welchen sie einen beruhigenden Gedanken knüpfen könnte.

Der Czar ist tiefsinnig geworden, die Czarin krankt an der Auszehrung. Eines lebt nur dem Andern, sie haben sich von der Welt abgeschlossen.

Das Beispiel steckt an. Auch Fürst Ghedimin hat sich mit seiner Gattin versöhnt, er besucht Zeneiden nicht mehr.

Die Gesellschaft Petersburgs hat sich auf die vierzig Inseln der Newa zerstreut. Jeder will zu Haus bleiben; alles gesellige Leben hat aufgehört. In jedem Besucher glaubt der Besuchte einen Spion Araktsejeff's zu erblicken.

Es herrscht vollständige Windstille.

Nicht einmal Briefe werden geschrieben; man zittert vor dem schwarzen Kabinet.

Puschkin läßt von sich nichts hören. Er sitzt daheim in seiner Einöde zu Pleskow; wenn er sein Glück verschweigt, so hat er mehr als hundert gute Gründe dazu. Möglich, daß seitdem Bethsi Zeneiden geschrieben hat — aber Briefe sind sterblich. Wer weiß, in welche Hände sie gefallen sind!

Diese große Stille, dieses Zuhausebleiben, dieses sich Zufriedengeben beginnt unheimlich zu werden.

Ritter Galban erhielt Ordre, von Villa zu Villa zu eilen und etwas zu planen, damit die Herrschaften doch wieder anfangen sich zu amusiren! Der Gatte soll nicht immer an der Seite der Gattin sitzen.

Es ging die Rede, die schöne Fürstin Ghedimin werde (im Sommer) das Eis brechen und die vornehme Gesellschaft bei einer großartigen Soirée vereinigen, und zwar am Marientage, am Feste der Masinka. Damit die Versöhnung zwischen den Gatten demonstrativ der Welt gezeigt werde, wird die Fürstin auch Zeneiden eine Einladung schicken.

Die stolze Fürstin erläßt eine Einladung an die ebenso stolze Königin der Bühne, von welcher die Welt erzählt, daß sie die Geliebte des Fürsten „gewesen." — Es ist schwer zu sagen, welche Frau größeren Muth besitzt, jene, welche die Einladung ergehen läßt, oder jene, welche dem Rufe folgt.

Korynthia ist jedoch noch zu Schwererem entschlossen: sie will an Bethsaba eine Einladung schicken, in Begleitung eines schmeichelhaften, verzeihenden, segnenden Briefes, den sie eigenhändig geschrieben. Damit aber die junge Frau um so gewisser der Einladung folge, wird derselben durch Vermittlung der Fürstin der Empfang durch das Kaiserpaar in sichere Aussicht gestellt. Bethsaba kann von dem Czar Verzeihung für ihren kühnen Schritt erflehen und zugleich Gnade für ihren Gatten, den der Verlust dieser Gnade nach Pleskow verbannt hat. Diese Aussicht ist eine sehr verführerische Lockspeise.

Dies alles hatte Zeneida vom Ritter Galban erfahren. Was hoffte Korynthia hierdurch zu erreichen? Was will sie mit Bethsaba beginnen?

Es ist doch so gut wie unmöglich, daß die junge Frau während des Honigmonates den Hain ihrer Seligkeit verlasse, und allein, ohne Gatten, dem es verwehrt ist ihr zu folgen.

Und doch, falls dies möglich wäre, so könnte hieraus Etwas erwachsen.

Zeneida glaubte einmal in der Gestalt Bethsaba's ein in der Kette fehlendes Glied gefunden zu haben. Nun ist sie bemüht, dies Glied der Kette einzupassen.

XLI.

Wie raubt man dem Gatten das Weib?

„Ein schlechtes Spiel, das Kinder nicht erfreut.“ Und gibt es größere Kinder, als ein verliebtes Paar?

Im Park zu Pleskow läßt man Drachen steigen, und Bethsi macht es Vergnügen, daß ihr Drache stets schön schnurgerade in die Höhe steigt und oben aushält, während der Drache Alexander's Malheur über Malheur hat. Ihr Drache ist auch weit hübscher: er hat zwei große Augen, einen Mund,

eine Nase, bewegliche Ohren — der Drache Alexander's dagegen ist ein ganz gewöhnliches Ding, wie man es aus allerlei alten Gedichten zusammenkleben kann.

Das weite Feld bietet den beiden Kindern Raum genug, um mit dem Drachen laufen zu können. Niemand sieht sie, als die Damhirsche am Rande des Waldes.

Auf der längs des Parkes sich hinziehenden Straße rollt der Postwagen eilends dahin; der Postillon läßt lustig sein Horn erschallen.

„Mir däucht, als ob der Postwagen vor unserem Thor gehalten hätte,“ bemerkte Bethsi.

„So ist's. Wir haben entweder einen Brief oder einen Gast erhalten.“

„Ah, nur keinen Gast!“ seufzte das kleine Weibchen auf. Neuvermählte sind nicht gastfreundlich gestimmt.

Und doch scheint Jemand gekommen zu sein; vom Schlosse her nähert sich der Dwornik dem jungen Paare.

Nun gilt's den Drachen rasch fallen zu lassen; Niemand darf sie beim Spiele ertappen, sie würden ausgelacht.

In der Eile verwickelt sich nun der Drache in den dürren Ast einer Fichte und verliert dabei das eine Auge.

„Wie Schade!“ murrt unwillig Bethsi. „Nun hat der Drache nur ein Auge mehr. Hast Du nicht ein Stückchen Papier bei Dir, um den Schaden auszubessern?“

„Woher nehmen? hast Du nicht bereits alles Papier, das im Hause war, für Deinen Drachen verbraucht?“

„Suche nur! Vielleicht findest Du doch noch irgendwo einen alten Schuldschein.“

Inzwischen war der Dwornik nahe gekommen.

„Nun, Tanaschi, was gibt's?“

„Ein Brief.“

„An wen?“

Bethsi entreißt dem Dwornik den Brief.

„Aha! eine Frauenschrift! Nimm ihn! Ein Liebesbrief. Irgend eine alte Liebe macht Dir Vorwürfe. Lies! Gewiß gibt er Dir ein Rendezvous.“

„Allerdings, eine Frauenschrift. Nur ist das Schreiben nicht an mich, sondern an Dich adressirt.“

„An mich?“ ruft Bethsi verwundert aus. „Wer könnte denn an mich schreiben! Vielleicht Zeneida?“

„Zeneida nicht; deren Schrift kenne ich.“

„Vielleicht nur allzugut! — Aber wer sonst konnte mir schreiben?“

Und dann riethen sie, während der Brief von Hand zu Hand wanderte, lange hin und her, wer den Brief eigentlich geschrieben haben könnte? Endlich machte Alexander den Vorschlag, das Beste wäre es, den Brief zu öffnen, um zu sehen, wer ihn geschrieben habe.

Als sie die Unterschrift erblickten, riefen sie Beide überrascht aus: „Meine Pathin!“ — „Deine Pathin!“

„Was sie uns wohl schreiben kann?“

Und als ob der ganze Brief eine Aufforderung zur Heiterkeit gewesen wäre, so lachte Bethsi lustig von Anfang bis zum Ende des Briefes.

„Hahaha! ich soll zum Masinka=Feste kommen! allein! ohne Alexander! Es wird ein großes Fest sein. Auch der Czar wird dort sein und die Czarin und verschiedene fremde Fürsten. Ich werde Gelegenheit haben, den Czaren anzuflehen, daß er Alexander gestattet, nach Petersburg zurückkehren zu dürfen! Hahaha? Hast Du's gehört, Alexander Sergiewitsch? Meine Pathin ladet mich zum Balle, ohne Dich! Zu einer günstigeren Stunde hätte der Brief nicht kommen können! Das brauche ich just!“

Mit diesen Worten packte sie den lieben Brief; er deckte gerade die Havarie, die der Drache erlitten, und mit zwei Stecknadeln war der Brief an den Drachen befestigt. Das in der Mitte angebrachte schwarze Siegel ersetzte ganz prächtig das ausgerissene Auge. (Nach dem Tode Sophiens hatte der Hof sechswöchentliche stille Trauer angelegt, und die vornehme Welt benützte während der Trauer schwarzes Siegellack.)

„Mit der Post ist aber noch eine große Truhe angelangt,“ bemerkte weiter der Dwornik.

„Stell's zur Seite. Ich habe jetzt keine Zeit, nachzusehen."

(Unter allen Unwahrscheinlichkeiten ist die größte die, daß eine junge Frau, welche aus der Hauptstadt Ballkleider zugeschickt erhält, keine Zeit haben soll, die Sendung zu besichtigen.)

Der Drache war fertig; er konnte abermals in die Luft gelassen werden.

Wie ein Kind jauchzend, schreiend, lief Bethsi mit dem Spagatbündel dahin, den aufsteigenden Drachen nach sich ziehend; das zweite Kind sah laut lachend zu, während der Drache seinen großen närrischen Kopf mißbilligend schüttelte. Während man den Drachen steigen läßt, pflegt man, das Haupt nach rückwärts gewendet, zu laufen. Bethsi bemerkte nun nicht, daß sie mit ihrem Rücken an irgend Jemanden stoßen muß, der vom Rande des englischen Gartens her direkt auf sie zuläuft. Erst dann schreckte sie empor, als sie von rückwärts umarmt wurde und ein langer Kuß ihr Antlitz traf.

Dann schrie sie laut und freudig auf. Schon im zweiten Augenblicke lag auch sie am Halse des Attentäters, und nicht genug, daß sie an demselben hing, sie riß den Attentäter auf den Wasen nieder, küßte ihn, im Grase herumwälzend, herzlich ab und rief ihm die schmeichelndsten Namen zu: „Liebchen, Täubchen, Herzchen!" Puschkin mußte eilen, um Beide von dem Wasen aufzuheben.

Es bedurfte für ihn keines besonderen Scharfsinnes, um zu errathen, wer der so herzlich bewillkommte Gast sei.

„Erstick mich nur nicht, Du Närrchen!" sprach Zeneida. „Sieh, inzwischen ist Dein Drache davongeflogen!"

„Laß ihn fliegen in die weite Welt mitsammt dem Briefe meiner Pathin. Weißt Du, daß mir meine Pathin geschrieben hat? Weißt Du, daß sie mich zum Masinka-Feste geladen hat, ohne Puschkin? Weißt Du was ich mit dem Brief gemacht habe? Mein Drache hatte einen Riß bekommen, ich hab' den Riß mit dem Brief verstopft. — Wie lieb Du bist, daß Du uns besucht hast!"

„Das ist schon einmal Sitte. Nach sechs Wochen hat die Hochzeitsmutter die Pflicht, nach dem jungen Paare zu sehen, ob es schön friedlich beisammen lebe? ob sie sich lieben? Hast Du bereits von Deinem Manne Schläge bekommen?“

„Und wie!“ erwiderte Bethsi, sich zur Klage verstellend. „Diesmal hab' ich sie hier erhalten!“ Und sie rieb hierauf verstohlen solange eine Stelle des Armes, daß auf demselben in der That ein Flecken sichtbar wurde, nur daß Zeneida erkannt, der Flecken rühre von keinem Schlage her.

„Und Du Puschkin, hast Du seitdem viele schöne Verse gedichtet?“

„Nicht eine Zeile! Du weißt, meine Muse kann nicht dichten, wenn das Wetter schön ist; sie braucht Sturm, plätschernden Regen, Schneegestöber.“

„Und Euer Himmel war seitdem stets heiter?“

„Du siehst — ich habe nichts gedichtet.“

Auch dies ist glaublich. Es gibt köstliche Zeiten, wo der Dichter die Poesie nur fühlt, aber nicht schreibt.

„Wir haben auch im ganzen Hause nicht ein Stückchen Papier,“ spricht Bethsi, welcher der Instinkt des Weibes zugeflüstert hat, daß es die größte Prahlerei sei, wenn die Frau des Dichters sagen kann, der Dichter sei ihretwegen dem — Papier untreu geworden! — „So ist's, den Brief meiner Pathin habe ich soeben zum Drachen benützt.“

„Also, so gehst Du mit Deinen Correspondenzen um? Gut, daß ich dies weiß! Nie werde ich Dir einen Brief schreiben; wenn ich Dir Etwas zu sagen habe, will ich gleich lieber selbst kommen.“

„Dies wird mir sehr lieb sein.“

„Oder ich werde Dich mitnehmen.“

Auf dies Wort kam schon nicht mehr: „Dies wird mir sehr lieb sein,“ sondern sie klammerte sich an den Arm Alexander's und sah zu ihm auf mit den Worten: „Nicht wahr Du läßt mich nicht fort?“

Zeneida gab statt seiner Antwort:

„Wahrlich, darum werden wir nicht Alexander Ser=

giewitsch befragen. Seine Sache ist es, wenn seine Gattin Visiten machen will, Pferde und Kutscher bereit zu halten und dann über das Haus zu wachen."

„Ich aber könnte, wenn ich wollte, nirgends hingehen. Siehst Du nicht, wie ich gekleidet bin? Dies ist Pleskower Tracht! — Alexander hat mir erzählt, dies sei auch die Tracht der ersten Christin Rußlands, der Fürstentochter Olga gewesen; diese Kleidung hat auch mir sehr gefallen. Bewundere diesen vielknöpfigen Sarafan, diesen mit Perlen besetzten Povojnyik auf dem Kopfe. Und dann diese rothen Stiefel, diese gestreiften Seidenstrümpfe!" Und mit kindlicher Naivetät hob sie ihr Kleid bis zu den Knieen empor. — „Wie würde man schauen, wenn ich in diesem Kostume in die glänzende Gesellschaft treten wollte! Andere Kleider habe ich aber nicht. Und so gefalle ich meinem Alexander."

Sie log nicht. Die überschickten Ballkleider waren noch nicht ihr Eigenthum, sie hatte das Geschenk noch nicht angenommen.

Alexander schloß das sich ihm anschmiegende Kind in seine Arme.

„Wir sind vollständig Bauersleute geblieben."

„Gebe Gott, daß ihr es auch bleibt!" sprach Zeneida zu sich. „Ich fürchte aber, Du wirst eines Tages Dein Dorf, Dein Weib verlassen, und nicht den perlgestickten Povojnyik auf dem Kopfe des Weibes wirst Du für den schönsten Schmuck halten, sondern die phrygische Mütze — dieser wirst Du nachlaufen!" — — — — — — —

Was Dante unter den Qualen der Hölle vergessen hat, ist Folgendes: wie ein liebendes Weib den Mann ihrer Liebe, der ihr Eigen hätte sein können, in dem Arme eines andern Weibes im Glücke der Liebe schwelgen sehen muß.

Hätte Zeneida geliebt, wie gewöhnliche Menschen zu lieben pflegen, was hätte sie sich darum gekümmert, wenn sie den Mann, den sie an sich gekettet hat, an dieser Kette heute oder morgen mit sich in das Grab hinabreißt? Die Freuden des heutigen Tages bezahlen die Leiden des Mor-

gen, die Todesqualen des Uebermorgen, die drohenden Geheimnisse der Ewigkeit.

So sehr hatte sie Puschkin geliebt, daß sie für ihn ein Glück suchte, in das sie ihn einschloß — vor ihr eigenes Selbst.

Eine unnatürliche Situation! Ein außerordentliches Gemüth war hiezu erforderlich. Ist aber ein Weib, das sich zu einer politischen Rolle hergibt, nicht ein unnatürliches, außerordentliches Wesen? Auf dem Altare der Politik ist das Herz das Opferlamm. Dieser Moloch! Der Sinnenrausch verträgt sich mit ihm, die Liebe nicht. Wer zum Priester der Politik geworden, der kennt nicht Brüder, nicht Vater, nicht Geliebte, nicht alte bewährte Freunde, kennt keinen Unterschied zwischen ehrlichen Leuten und Schurken; dessen Princip ist „Gott" und „Mensch". Darum ist in der Politik die Priesterin unnatürlich; das Weib, dessen herrschendes Gefühl Liebe und Gerechtigkeit sind. Die Amazonen, die kämpfend in den Krieg ziehen, haben ihr besseres Gefühl ausgetilgt; die Weiber, welche in den Streit der Politik ziehen, müssen vorher ihre Herzen ausreißen.

Die Möglichkeit eines solchen Thuns wird auch nirgends verstanden als nur in Ländern, wo der Druck so unleidlich, so vollständig ist, daß der Freiheitsdrang aus den erstarrten Herzen der Männer auf die Mädchen überging.

Die erste Sängerin des Hoftheaters durfte den ersten Dichter der Nation, aber nicht den Bevollmächtigten der szojus blagodenstoiga lieben. Zwischen Beiden lag das „Grüne Buch," ein weit größeres Hinderniß als der grüne Ocean.

Wahrlich: die Anachoreten des Georgsklosters haben die Selbstpeinigung nicht zu einer größeren Vollkommenheit gebracht, als dieses Weib, welches sich entschlossen hat, als Gast in das Haus zu kommen, wo ihr geopfertes Herz ausgerungen, wo sie Zeuge des Glückes ist, das ihr vom Himmel beschieden war, welches Glück sie einer Andern geschenkt hat.

Und nun ist sie abermals gekommen, um dieses Glück gegen die Stürme der Zukunft zu schützen.

Und nicht genug, daß sie Zeuge des Glückes des Paares ist, wenn das Paar beisammen ist; auch dann, wenn die Sorgen des Haushaltes Puschkin auf ein Stündchen von Seite Bethsaba's reißen, auch dann hört sie aus dem Munde der jungen Frau nichts, als glänzendes Prahlen mit ihrem Glücke; der Pfau liebt es nicht so sehr, mit seinem Rade zu prahlen, als eine verliebte Frau mit ihrem Glücke prahlt. Wie Vieles weiß sie zu erzählen! Der Mann ist ein Musterbild aller Tugenden und Vollkommenheiten. Und Zeneida muß sich stellen, als ob sie dies Alles mit kaltem Blut anhören würde. — Und dann küßt ihr dies zweite Weib fortwährend die Hand; hundert Mal sagt sie ihr vor, daß sie nur ihr dies Glück, dies Paradies verdanke; und sie muß diesem Ausbruch überströmenden Dankgefühls mit hochherzigem, kaltem Blut lauschen. Und dann, wenn nach einer halben Stunde der Geliebte noch nicht zurückgekehrt ist, sehen müssen, wie unruhig, wie zerstreut das junge Wesen ist; von ihrem Antlitze lesen zu müssen den Wunsch: o du liebe Wohlthäterin, meine Fee, meine Göttin — wie gerne sähe ich es, wenn Du jetzt nicht bei mir wärest, damit ich laufen und ihn suchen könnte! Und zu alledem muß sie lächeln! — O dieser Moloch!

„Schau, Liebchen, ich bin nur gekommen, um Dich Alexander Sergiewitsch auf einige Zeit zu rauben.“

„Ah! wenn Du rauben willst, so nimm uns Beide! Von Dir läßt sich auch Alexander rauben.“

„Nur daß er dorthin, wohin Du kommen mußt, weder geladen ist, noch kommen kann. Du mußt die Einladung Deiner Pathin annehmen.“

„Was sagst Du? die Einladung zu ihrem Ball?“

„Du wirst dort mit dem Czar, mit der Czarin zusammentreffen, sie werden Dich ansprechen.“

„Ich soll dort sein? — ohne Alexander dort sein?“

„Eben an Dir liegt es, daß auch Puschkin dort sein

könne, wo Du bist. Deine Heirat mit ihm hat seine Lebensbahn vollständig durchkreuzt. Heute fühlt er dies noch nicht, aber nach Verlauf eines Jahres wird er bei jedem Schritte sich erinnern, daß einstens jedem Schalle seines Trittes Sporngeklirre gefolgt ist. Die Seele des Mannes ist kein Vogel, der in den Käfig gehört, am wenigsten dann, wenn er Adlerflügel besitzt. Deine Aufgabe ist es, vom Czaren Vergebung für Deinen Mann zu verlangen, damit Puschkin seine abgebrochene Bahn weiterschreiten könne. Jetzt grünen noch die Felder, nach einem Monat schon wird der Schnee sie decken, und hinter dem Ofen hockende Hausgefährten sind nicht so glücklich als jene, welche auf den Feldern Drachen steigen lassen."

„Du wünschest also, daß ich für Alexander die Rückkehr nach Petersburg erflehen soll?"

„Um alle Schätze der Welt, nur das nicht! Vielmehr sollst Du den Czar bitten, er möge ihm eine Mission geben, die ihn sammt Dir in Dein Stammhaus versetzt. Schildere dem Herrscherpaar das Land, in dem Du geboren bist, so wie es vor Deinem Geiste steht, mit seinem milden Himmel, seinen duftenden Wäldern, seinen fruchtbringenden Bäumen. Sage ihm Alles, was in Deiner Erinnerung Liebes und Theures lebt, und erbitte Dir als Gnade, daß ihn der Czar dahin sende."

„O, welch' verführerischer Gedanke!" seufzte Bethsaba. „Er wird jedoch nie darein willigen, daß ich ihn hier lasse, daß ich fortgehe, von ihm entfernt bleibe Tage, Wochen hindurch."

„Nur auf eine Woche."

„Das ist ja ein Jahrhundert! Nein, dies wird Alexander nicht erlauben."

„Ueberlasse das mir. Ich werde ihn überreden!"

„Du? Nun, wenn Du dies vermagst, so bist Du eine wahrhaftige Fee. Aber eine sonderbare Fee! Ich würde es begreifen, wenn Du Alexandern mir rauben wolltest, aber daß Du mich Alexandern stehlen willst, das begreife ich nicht."

„Sieh, dort kommt er durch den Garten. Stelle Dich

hier zum Fenster und sieh' zu. Ich gehe ihm entgegen und spreche mit ihm. Lausche, wie ich ihn verführe!"

„Darauf bin ich sehr neugierig."

Die eine Schanze war bereits genommen. Zeneida eilte zur Belagerung der zweiten hin.

Puschkin kam über den grünen Rasen daher und staunte sehr, als er Zeneiden auf sich zueilen sah.

„Kehre um und sprich mit mir," sprach Zeneida, ihre Hand in den Arm Puschkin's legend. „Bist Du ganz glücklich?"

„Des Glückes hat man nie genug."

„Ich will daraus entnehmen, ob Du schon entbehren kannst? Ich will Dir Dein Weib auf eine Woche rauben."

„Mein kleines Weibchen? Und was willst Du mit ihr anfangen? Auch jetzt schon liebt sie Dich weit mehr als mich!"

„Fürchte nichts! Sie liebt Dich mehr als Himmel und Erde und Alles, was dazwischen liegt. Sie muß der Einladung der Fürstin Ghedimin zum Balle folgen."

Die am Fenster lauschende Frau sieht, wie ihr Gatte seinen Arm leidenschaftlich der Hand seines Gastes entreißt. Zeneida wankt nicht, sie ergreift abermals seinen Arm.

„Hitzkopf! Sie wird ja nicht bei der Fürstin Quartier nehmen, sondern bei mir. Ich werde ihre Mutter sein. Mein Haus ist gegenwärtig ein sehr achtbares Haus. Seitdem ich aufgehört habe, Schauspielerin zu sein, habe ich keine leichtsinnigen Gesellschaften seitdem die szojusz blagodensztoiga in der letzten Versammlung ihr Schlußerkenntniß gefällt hat, kehrt kein geheimer Verschworner mehr bei mir ein, es bedarf keiner Maskerade, lärmender Unterhaltung; ich lebe einsam, abgeschlossen. Der Czar hat mir das Sternkreuz gesendet, als Milderung für die jüngste Entlassung, und — „Noblesse oblige" — die Sternkreuzdame Zeneida kann nicht mehr mit Diabolka's verkehren. Hast Du also nicht den Muth, mir Dein Weib anzuvertrauen, wenn mein Auge über demselben wacht?"

„Aber zu welchem Zweck? Willst Du für mich beim

Czaren irgend eine Gnade erbetteln lassen? Dann kennst Du mich schlecht!"

Das lauschende Weib sah, wie Puschkin im Gehen mit seinem Stocke zornig die Flockenblumen köpfte.

„Ich kenne Dich ganz gut. Du bist entschlossen, hier in Pleskow zu bleiben, zuzusehen, wie das Gras wächst, Hasen, Enten zu jagen, das Haus voll zu rauchen, eine Partie Lhombre zu spielen, von Hunden und Pferden zu reden. Deine Ambition wird sein, einen guten Keller zu haben, als guter Tänzer anerkannt zu werden, zuweilen einige Kosaken-Officiere im Duelle zusammen zu hauen und die mit der Post angekommenen Zeitungen unaufgeschnitten zu lassen. Dazu hast Du genug Kraft und Lust! Niemand denkt auch nur daran, Dich diesem Entschlusse zu entreißen. Ein Anderer hat Interesse an dem Kommen Deiner Frau."

„Wer?"

„Zuerst die szojusz blagodensztoiga, und dann der Czar."

„An dem Kommen meiner kleinen Bethsika?"

„Unterbrich mich nicht, ich muß leise sprechen. Du weißt, daß nach der zweiten Rückkehr Araktsejeff's der Aufstand unaufhaltbar geworden ist. Seine gewaltthätigen Maßregeln haben Alle so erbittert, daß Niemand mehr das Leben des Czar zu schützen vermag: nur ich allein. Möglich deshalb, weil ich ein Weib bin, obwohl uns illustre Beispiele zeigen, daß Frauen im Blutvergießen ebenso grausam sein konnten als Männer — aber mehr aus kaltblütiger Ueberlegung. Ein Ausbruch, welcher mit den Windbüchsen Kubusoff's oder der Höllenmaschine Kakhowsky's beginnt, oder, wie Jakuskin es plant, gelegentlich eines Balles mit einem Attentat auf die ganze kaiserliche Familie — nimmt in Rußland kein gutes Ende. Daraus entsteht nicht eine Verfassung, daraus entsteht die Umwälzung des Reiches: der Kampf des Messers und der Axt gegen das Bajonnet, der Kampf der Lumpen gegen die Tressen, und nach solchem Wirrwarr wird das Reich den Tyrannen

segnen, der endlich die ermüdeten Kämpfer insgeheim unterdrückt und Ruhe schafft durch die Fesseln. Der Czar und die Czarin dürfen nicht verletzt werden. Dies fordert nicht das Herz, sondern der Verstand.

„Mein Plan ist folgender: der Leibarzt der Kaiserin hat angeordnet, daß die Czarin in ein milderes Klima gebracht werden müsse. In das Ausland will die Czarin nicht gehen, und Kaukasien dünkt ihr eine Wildniß zu sein, in der man unmöglich weilen könne. Den Naturforschern, welche diese Gegend beschrieben, schenkt sie keinen Glauben; sie sind, ihrer Meinung nach, Schmeichler von Amtswegen. Wenn aber ein junges, unschuldiges Frauchen vor sie hintreten und von dem Herrscherpaare als Gnade sich erbitten wird, daß ihr gestattet werde, sammt ihrem Gatten in das schöne Land zu ziehen, dies Land mit der Begeisterung der aufrichtigen kindlichen Anhänglichkeit, der süßen Erinnerung als ein wahres Paradies schildernd — dann ist es möglich, daß man wohl dem Gatten nicht gestatten wird, in dies Land zu ziehen, daß aber das Gemüth der Czarin für die Reise nach dem Kaukasus gewonnen wird. Der Czar betet dermalen seine Gemalin an, er geht mit ihr, bleibt mit ihr dort; alle Jene, die den Aufruhr mit dem gewaltsamen Tode des Czaren inauguriren wollen, werden gezwungen sein, einen anderen, edleren, menschlicheren, politischeren Plan zu ersinnen. Der Czar wird sorgenlos seine Tage am Schwarzen Meer verbringen, wo ihm noch Niemand zürnt, ihn Niemand bedroht. Uns bleibt Niemand, den wir zur Rechenschaft ziehen müssen, als der übermächtige Günstling. Mit diesem werden wir fertig werden. Die Constitution wird ohne alles Blutvergießen in St. Petersburg proclamirt werden, das Heer wird sich zu ihren Gunsten erklären; und dann hat Czar Alexander freie Wahl; entweder er erfüllt den allgemeinen Wunsch des Volkes und kehrt als geliebter Monarch heim, oder, falls ihm dies mehr behagen sollte, er besteigt dort, am Schwarzen Meer, ein Schiff und kann aussegeln, um Gastfreundschaft zu suchen —

beim türkischen Sultan — aber sein Leben wird geschützt sein."

Das am Fenster lauschende Weib sieht, wie ihr Mann die Hand seiner Gastin küßt. Er ist bereits verführt! So ist's. Sie hat dem Mann das Weib geraubt.

„Den Du liebst, der ist geliebt! Selbst wenn es ein Tyrann ist!" sprach Puschkin hingerissen.

„Ich will die heilige Sache, nicht aber den Czaren retten."

„Beide! komm', ich will Dir mein Weib geben. Nimm sie mit Dir. Befiehl dem Sturme Ruhe mit ihrer Lerchenstimme."

Das Weib am Fenster sieht ihren Mann und Zeneida, eilends zurückkehren. — Wahrlich du bist eine Zauberin!

Puschkin trat mit folgenden Worten bei seiner Gattin ein:

„Also, man hat Deinen Drachen vom Ende der Stadt zurückgebracht. Hier habe ich den Brief Deiner Pathin. Ein sehr schöner Brief. Du mußt ihr gehorchen. Wie könntest Du einer solchen Einladung widerstehen? Besonders da Zeneida Deine Gardedame sein wird."

Bethsaba sah staunend auf Beide und drohte dann Zeneida mit ihrem Finger.

„Du bist doch ein Dämon! So komm' denn und sehen wir nach, welche Ballkleider meine Pathin geschickt hat."

Dies nennt man eine vollständige Kapitulation.

Die Kiste wurde gebracht und geöffnet. Das kostbarste Ballkleid ging aus derselben hervor, mit Hilfe Zeneiden's wurde das Kleid auch sofort probirt. Dann zeigte sich Bethsaba ihrem Gatten.

„Werde ich schön sein? Werde ich viele Männer närrisch machen?"

„Alle!"

„Gib Acht, gib Acht! Du darfst mich nicht umarmen. Du verdrückst ja meine Krause!" — — —

So raubt man dem Gatten das Weib in der rechten Mitte der Honigwochen.

XLII.

Am Feste der Mašinka.

Maria Himmelfahrt fällt nach dem russischen Kalender Ende August, zwölf Tage später als nach dem Kalender der Astronomen.

Der russische Czar befiehlt nämlich auch der Sonne. Weil nach dem russischen Kalender jedes vierhundertste Jahr um drei Tage zurückbleibt, so wird nach dem russischen Kalender nach 20.000 Jahren im Winter Sommer und im Sommer Winter sein. Der Czar kann auch dies machen.

In St. Petersburg ist aber jetzt die schönste Jahreszeit. Es ist der Herbstanfang. Die Tage sind bereits kürzer und nicht so heiß; das Mondlicht kommt Abends zur Geltung.

Und nachdem wenigstens ein Drittel der russischen Frauen Maria heißt, so herrscht in allen Villen an diesem Tage festliche Stimmung, und Abends, wenn allüberall das Feuerwerk beginnt, gibt es mehr Sterne auf Erden als am Himmel.

Auch Korynthia führte den Beinamen Maria; daher der Rechtstitel zur Feier des Festes.

Der Sommerpalast des Fürsten Ghedimin auf der Newainsel wetteiferte an Pracht mit dem Winterpalaste in St. Petersburg. Der Tanzsaal hat Raum für tausend Gäste.

Zu den Geladenen gehörten: das Herrscherpaar, die Großfürsten und Großfürstinnen, die bei dem Czaren zum Besuche weilenden Verwandten desselben, sein Bruder; die Großherzogin von Weimar sammt ihrem Gatten; der Fürst von Oranien mit seiner Gemalin. — Sie alle versprechen dem Feste beim Fürsten Ghedimin durch ihre Gegenwart erhöhten Glanz zu verleihen.

Und doch war Maria Alexiewna Korynthia weit neugieriger darauf, ob Zeneida und Bethsaba kommen werden?

Fräulein Ilmarinen und Frau Puschkin hatte allerdings bereits einen Tag vor dem Feste in einem sehr schmeichelhaft gehaltenen Antwortschreiben (die russischen Frauen übertreffen nämlich an Courtoisie selbst die französischen Frauen, namentlich wenn sie sich hassen) erklärt, daß sie kommen werden. Allein man kennt den Werth von derlei Versprechen. Einen Tag vorher kann Niemand schreiben: „Ich werde morgen Kopfweh haben", aber eine Stunde vor dem Feste kann man den Diener mit dem Entschuldigungsschreiben schicken: „Ich bin in Verzweiflung, daß ich nicht kommen kann. Ich habe furchtbares Kopfweh." Für derlei Wegbleiben haben die Frauen ein ganzes Arsenal.

Zur großen Genugthuung der Fürstin kamen jedoch Beide statt des erwarteten Entschuldigungsschreiben; auch nicht sehr spät, noch vor Beginn der Ballmusik, obwohl es bekanntlich üblich ist, die Ankunft der höchsten Gäste zu erwarten. Zeneida besaß ein großes Geschick, zur rechten Zeit zu kommen.

Fräulein Ilmarinen trug bei dieser Gelegenheit zum erstenmal das von dem Czaren ihr verliehene Sternkreuz; Bethsaba trug das Ballkostume, das ihr die Pathin geschickt hatte. Sie war eine auffallende Schönheit. Selbst die Nähe Zeneiden's vermochte sie nicht zu verdunkeln.

Korynthia erhob sich von ihrem Stuhl und eilte beiden entgegen. Zuerst begrüßte sie Bethsaba (diese ist Frau) und küßte sie auf die Stirne (sie ist die Pathin). Dann erst wendete sie sich zu Zeneida — Zeneida kam ihr mit der Begrüßung zuvor.

„Sie sind mir zuvorgekommen!" sprach die Fürstin. „Es ist war, Königinnen grüßen zuerst."

„Nicht so, Fürstin, aber Jene, die ihre Wünsche zum Namensfeste darbringen."

Sie reichten sich unter diesen Worten die Hände.

Sie wußten, daß Aller Augen auf sie gerichtet sind; wie wird die Begegnung dieser Beiden sich gestalten?

O! Beide waren bewährte Kämpfer.

Der Tanzsaal war so arrangirt, daß allüberall aus exotischen Gewächsen kleine Haine, gleichsam Schlupforte gebildet waren, wohin einzelne Paare sich zurückziehen, flüstern konnten. Die Laquaien brachten Erfrischungen dahin, stellten kleine Tischchen dorthin, eine Erfindung des russischen Komfort. Korynthia wies in einem Bosquet Zeneida einen Platz neben sich an, und als beide neben einander saßen, flüsterte sie ihr lachend in's Ohr:

„Sie haben mich verstanden, und das habe ich bei Ihrer Genialität auch vorausgesetzt."

Zeneida ging auf den Ton ein und lachte ebenfalls mit.

„Dadurch, daß ich das Täubchen aus ihrem Neste hieher gebracht habe?"

„Dadurch! — denn so sind wir zu Verbündeten geworden," fuhr die Fürstin fort.

„Ein Bündniß „ad hoc", wie die Diplomaten sagen" — interpretirte Fräulein Ilmarinen.

„Wenn es gilt, einen dritten Feind zu stürzen —" ergänzte Korynthia.

„Und inzwischen schließen England und Rußland ein Schutz- und Trutzbündniß —"

„Damit sie als verbündete Mächte Paris erobern?" lachte Korynthia.

„Nämlich den Paris, der die goldenen Aepfel bewahrt, um sie wem zu geben?" fiel mit hellem Lachen Zeneida ein.

„Sie sind ein dämonisches Weib!"

„Ich weiß es, Fürstin haben es bereits einmal gesagt."

„Wie Sie Alles herausbringen! Und wahrlich auch hier sind drei Bewerber. Mit dem dritten werden wir rasch fertig werden. Sehen Sie, die Kleine ist bereits okkupirt. Ihr alter Anbeter, Ritter Galban hat sie, wie die Spinne die Mücke, gefangen. Seien Sie ihretwegen unbesorgt. Sie wird nicht heilen Herzens zurückkehren. Wir werden ihr schon helfen. Wir kennen uns ja!"

„Vollständig, Fürstin."

„Kein Schade um sie! Und ebenso gewiß, daß jeder Verlust für sie Gewinn ist; und ich glaube, auch nicht der letzte. Wer so angefangen hat, wie mein Schützling, der bedarf keiner Unterweisung, wie es fortgesetzt werden muß. Es ist gar nichts an ihr, was uns dauern könnte."

„In solchen Dingen kennen wir auch keine Schonung."

„Also bis dahin Friede zwischen uns! Hernach wieder der Krieg."

„Ich ziehe im Vorhinein meine Flagge ein."

„Ah, dies ist nur Taktik, Fräulein Ilmarinen! Frauen kapituliren nie. Dies wissen wir Beide ganz gut. Ich habe Sie noch nie in solcher Nähe betrachten können, und doch war ich hierauf so neugierig. Sagen Sie mir doch, färben Sie Ihr Haar mit Safran, damit es so schön goldroth werde?"

Zeneida hatte von Natur so prachtvolles Haar, gleichwohl flüsterte sie vertraulich der Fürstin zu:

„Nein, Safran hat einen starken Geruch; ich färbe das Haar mit Berberitzwurzeln, in welchen Purpurschnecken aufgelöst wurden."

„Nie konnte ich es herausbringen, woher Sie diesen prachtvollen Teint haben? Brauchen Sie Veilchenwurzeln?"

Zeneida lachte. Das Erröthen, welches ihr Antlitz höher färbte, wäre genug Antwort gewesen, — falls sie die Wahrheit hätte sagen können. Aber sie war gekommen, um zu lügen, und sprach daher lachend:

„O Fürstin, die Erhaltung des Teints ist eine ganze Wissenschaft. Ich habe ein Buch, noch aus den Zeiten Poppaca's, welches ein Verzeichniß dieser Mittel enthält."

„Ah, unter diesen Mitteln befindet sich auch jenes, daß man beim Schlafengehen eine Schnitte Rindfleisch auf das Gesicht legen muß?"

„Dieses und noch manches Andere. Ich kann Ihnen das Buch schicken, obwohl Sie dergleichen nicht bedürfen. Anadyomene wird von den Grazien gekleidet."

„O, Sie wollen ein großmüthiger Feind sein, der seine Waffen theilt, wie jener französische Schiffskapitän

sein Schießpulver mit dem Engländer getheilt hat, um sich mit demselben schlagen zu können. Ich kann hierauf nur sagen, was der persische König dem König der Armenier erwidern ließ: „Was nützt es, wenn Du mir Dein Schwert sendest und nicht auch zugleich mit dem Schwerte Deinen Arm?!“ Was nützt das Geheimniß der Kosmetik, wenn es nicht auch Ihr bezauberndes Lächeln lehrt, dem Niemand zu widerstehen vermag?“

„Fürstin, Sie handeln ganz so wie Napoleon, der die geschlagenen Feinde zu erheben pflegte.“

„Dermalen sind wir nicht Gegner, sondern Bundesgenossen.“

Der gemeinsame Feind (Bethsaba) unterbrach den gemüthlichen Kampf durch die naive, an Beide gerichtete Frage: ob sie die erste Polonaise mit Ritter Galban tanzen dürfe? Sie wurde auch herzlich ausgelacht.

„Dir ist schon Alles erlaubt! Du bist ja Frau!“

Was man bei den Soiréen des Petersburger Hofes Polonaise nennt, besteht darin, daß die ganze tanzende Gesellschaft paarweise in kurzen Tanzschritten den Saal auf und abschreitet, nach den Launen des Vortänzers. Wir dürfen daher unter der Polonaise nicht die feurige Mazurka von Einst verstehen, wo der Boden unter den Füßen der Tänzer erdröhnte. Jener Tanz war der Tanz eines Zeitalters, wo jeder polnische Edelmann so gut war wie der König; dieser Tanz ist der Tanz einer Zeit, wo jeder polnische Edelmann so viel gilt als ein — Bauer. In früheren Zeiten hatten auch Czar und Czarin an diesem Tanze Theil genommen, und eben gelegentlich einer Polonaise war es, wo Alexander wegen der schönen Korynthia Narischkin Elisabeth verletzte, was diese nie vergessen konnte.

Die Ankunft der hohen, höheren und höchsten Gäste machte der Konversation ein Ende. Von nun an mußte sich Jeder in Reih und Glied stellen und warten, bis das Herrscherpaar seinen Rundgang angetreten, und erst nach Beendigung des Rundganges beginnt der Tanz.

Zeneida wurde auch den fremden fürstlichen Gästen

vorgestellt; es wurde ihr hierbei so viel Weihrauch gestreut, daß sie in diesem Rauche Jene gar leicht aus dem Auge hätte verlieren können, die ihrer Fürsorge anvertraut war. Sie war aber ein erprobter Führer in derlei Schlachten, der es verstand, das ganze Kampffeld zu überblicken, und auch das kleinste Detail der Schlacht beherrschte. Aufmerksam verfolgt ihr Auge Bethsaba, sie sieht, wie Ritter Galban schmachtenden Antlitzes ihr in das Ohr flüstert, sieht, wie die junge Frau plötzlich mit erglühten Wangen zu ihrer Pathin eilt, sich neben dieser niederläßt und dann überrascht, staunend, zwischen Lachen und Schrecken schwankend, hört, was die Pathin sagt. Sie errieth auch, was diese der jungen Frau sagte. Auch das sah sie, wie die Czarin Bethsaba anredet und mit huldvoller Herablassung zur selben spricht.

Und sie sieht noch Anderes:

Daß diese Tausend, die hier versammelt sind, tanzen, Mandelmilch, Sorbet, Punsch trinken, sich gegenseitig Schönheiten sagen, scherzen, tändeln — gegenseitig die erbittertsten Feinde sind, voll des tödtlichen Hasses, fest entschlossen, loszubrechen. Jeder weiß, daß sein Vis-à-vis im Contre-Tanze zugleich sein Gegner ist, der um seinen Kopf unterhandelt. Wie diese in Gold starrenden, bepurpurten, mit Orden übersäeten Gestalten, ihre Hüte unter den Arm nehmend, sich vor einander halb, vor dem Czar aber sich bis zur Erde neigend, sich denken: „heute oder morgen, entweder ich oder du, werden wir uns, den Kopf unter dem Arm, Komplimente sagen" — Nur sie, die Sängerin braucht es auszusprechen: „ich werde zu Gunsten der Findlinge singen" — und auf einmal fliegen alle Schwerter aus der Scheide — und die jetzt vis-à-vis tanzen, werden sich gegenseitig die Schwerter durch den Leib rennen, und jener hohe Lehnstuhl wird von der Tribüne gestoßen werden, man wird nicht fragen: wer sitzt auf dem Stuhl? — Oder umgekehrt, er wird zur Fleischbank verwandelt werden, auf welcher Menschenleiber geschlachtet werden. Verschwörer und Unterdrücker,

Mörder und Henker, sie Alle sind in Einem Saale vereinigt, und Jeder weiß, wer Jeder ist, so sehr, daß allgemeines Gelächter entstand, als der Tanzarrangeur, sich versprechend, statt des Wortes „tour de main“ — „coup de main“ rief. Jeder wußte, weshalb er lache? — Nur der Czar fragte: „Warum sind die Herren so lustig?“

Dies Alles sah Zeneida. Lag doch das Geheimniß eines Jeden in ihren Händen.

O, sie sah auch ganz gut, welchen Grund die gnadenvolle Frau des Hauses hatte, dies glänzende Fest zu arrangiren.

Etwa, damit eine junge Frau verführt werde?

O nein!

Sondern, damit der Schlüssel zu einem Geheimniß gefunden werde, welches Jene, denen es anvertraut ist, Niemandem verrathen — auch nicht dem geliebtesten Weibe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Hof den Ballsaal verließ, rüstete sich, wie es der Anstand erfordert, die ganze Gesellschaft zum Aufbruche. Wer wollte sich auch des lieben Ichs wegen amusiren?

Zeneida nahm abermals Bethsaba unter ihre schützenden Fittige und führte sie mit nach Hause auf die Insel Krestowski.

Während der Fahrt auf der Gondel war die junge Frau sehr schweigsam, und Zeneida fragte absichtlich nicht, wie sie sich unterhalten habe.

Auch als die Frauen das Ballkostüm ablegten, war Bethsaba melancholisch, träumerisch. Die auf dem Flusse zurückgelegte, kühle Fahrt verlangt, daß vor dem Schlafengehen noch Thee genommen werde. (Auf dem, dem Sumpfe abgerungenen Paradiese lauert das Wechselfieber.) Als sie nun Beide allein waren, brach Bethsaba das melancholische Sinnen:

„Aber ich bitte Dich, gehört denn dies auch zur Religion?“

„Was?“

„Das! — daß ein christliches Weib, das einen Mann hat, den es liebt, wenn ihr ein anderer Mann sagt: „ich

bin unglücklich, ich sterbe, ich tödte mich, wenn Sie grausam bleiben!" — schuldig ist, ihrem Manne die Liebe zu entwenden und dem Andern zu geben, damit er nicht unglücklich, nicht verdammt sei, nicht zum Selbstmörder werde."

„Und das hat man Dir gesagt?"

„Das! — Wenn die Religion befiehlt, daß die Liebe des Weibes zum Mann nur derart beschaffen sei, wie der Mantel des h. Martin, von dem der Heilige, als er einen frierenden Bettler sah, die Hälfte abtrennte und dem Armen schenkte: dann kehre ich zum heidnischen Glauben zurück, wo Niemand verlangt, daß ich mich um ein Anderes kümmere, als um das Glück meines Herrn!

„Und dies war Dir ganz neu?"

„Ich hätte weinen wollen, als man so zu mir sprach. Ich glaubte, das Auge müsse mir ausbrennen, und schon durch das Anhören solcher Reden bin ich befleckt. Schon die bloße Entfernung von Alexander verursacht mir die Empfindung, als ob ich einen Todten zu betrauern hätte, und wenn ich während des Tanzes einem fremden Mann die Hand reichen mußte, schmerzte es mich so, als ob ich eine Taube gemordet hätte. Wenn ich lachen mußte, schlug mir das Herz, als ob ich gestohlen hätte; gleich kam mir in den Sinn: und er hat jetzt nichts, worüber zu lachen! Er seufzt nach mir, er trauert, ich aber lache ohne ihn! Und gleichwohl trieb mich eine gefährliche Neugierde an, diesen Worten weiter zu horchen, damit ich diesen Strudel, dem zu nahen ich zurückscheute, bis auf den Boden sehe; und ich stellte mich so, als ob ich diesen Worten gern lauschte."

„Daran hast Du gut gethan."

„Nicht wahr? es schickt sich nicht, davon zu laufen."

„Dann wärst Du verloren gewesen. Das Weib darf nie merken lassen, daß es vor der Verführung zurückschreckt; auffallende Zurückweisung macht es zur Beute derselben. Meine Augen haben Dich begleitet. Du hast Dich sehr gut benommen. Du hast ein Gesicht gemacht, wie Eine, die das Gesagte nicht versteht, die Alles für Scherz hält, und hast ihn dadurch gezwungen, noch deutlicher zu reden."

„Wahrlich, das that er auch! Denk Dir, der Vermessene! er gestand sogar, daß er aus Leidenschaft für mich einen halben Tag von Pleskow entfernt ein Gut gekauft habe und meinetwegen den Winter daselbst zubringen will, daß er uns in Pleskow oft besuchen werde. Ich wollte ihm schon sagen: kommen Sie ja nicht!

„Du hast gut gethan, dies nicht zu sagen, vielmehr zu antworten: Alexander Sergiewitsch wird Sie stets herzlich gern sehen!"

„In der That, dies habe ich auch gesagt. Hierauf hat er sehr geseufzt: „o, wenn Sie mir doch einmal sagen ließen: morgen reist Alexander Sergiewitsch ab!" — Wie gern hätte ich ihn geohrfeigt!"

„Du hast dies aber nicht gethan, sondern mit naivem, unwissendem Gesicht gefragt: „Was hätten Sie davon? Sie können doch nicht kommen, wenn mein Mann nicht daheim ist. Die ganze Welt würde es sehen." — Hierauf erwiderte er: „Allerdings, allein Sie könnten in mein Schloß kommen!""

„Woher weißt Du dies?"

„Aus dem, was Du erzählt hast, und aus dem, was ich gesehen habe. Du warst nahe daran in Thränen auszubrechen."

„Er sagte noch mehr: Sie hätten einen ganz prächtigen Vorwand sich vom Hause zu entfernen, wenn Alexander Sergiewitsch fort ist. Ihre Mutter, die Königin von Gruz, weilt im St. Annen-Kloster in Nowgorod. Sie könnten nun sagen: ich gehe zur Mutter, die mich seit meiner Kindheit nicht gesehen, ich will ihr sagen, daß ich geheirathet habe, will mich von ihr segnen lassen. Also selbst meine arme Mutter verwickelte er in diese Schmach!"

„Du hast ihn hierauf stehen lassen und flüchtetest Dich zu Deiner Pathin."

„Hast Du auch das gemerkt?"

„Da bist Du an den rechten Ort gekommen und hast vor der Wahren Dein Leid geklagt!"

„O, wenn Du gehört hättest, was sie gesagt hat!"

„Ich hab' es gesehen."

„Wie: gesehen?"

„An Deinem Gesichte. Jedes ihrer Worte spiegelte sich in Deinem Antlitze. Nicht wahr, sie sagte: „Armer Galban!" wenn Du wüßtest, wie sehr er deinetwegen leidet! Er wollte schon Hand an sich legen! Er wollte sich schon in den Katakomben des Klosters zu Solovesk begraben lassen! Sprich ein freundliches Wort zu ihm: das ist gerade so viel, als ob ein Reicher dem Bettler einen Groschen schenkt. Es wird ja doch im Geheimen bleiben, Niemand wird davon erfahren. Wir anderen Frauen handeln gerade so. Es gibt keine Ausnahme! Und dann: wir zahlen nur zurück. Wir werden Alle betrogen: ich und Du. In dem Augenblicke, wo Du das Geständniß Galban's vernahmst, betheuerte Puschkin einem Weibe seine Liebe, das nicht so skrupulös ist wie Du."

„So sprach er! Aber er sagte noch mehr! Dieser Mensch (dessen Namen meine Lippen nie mehr aussprechen werden) ist fähig, sich meinetwegen von St. Petersburg verbannen zu lassen, will seiner glänzenden Stelle entsagen, nur um in meiner Nähe leben zu können! Er ist im Stande in seiner Verzweiflung Alexander, mich und sich selbst zu tödten, wenn ich ihn lange quäle. O, wie er mich erschreckt hat! Sobald wir nach Hause kommen, werde ich Alles Alexander erzählen, ich werde seine Hand nehmen, ihn bitten mit mir in die Welt zu laufen!"

„Dadurch würdest Du gerade das Gegentheil erreichen. Das nämlich, daß Puschkin sich aufmachen würde, und nachdem es ihm nicht gestattet ist, nach St. Petersburg zu kommen, so würde er Galban zu sich entbieten lassen und diese Begegnung würde ein trauriges Ende nehmen. Fürchte Dich nicht vor ihm! Nimm den Kampf an!"

„Ich? ich soll den Kampf annehmen? Gegen ihn? Ich schwaches, dummes, feiges, kleines Geschöpf, das vor jedem seiner Worte zittert?"

„Du zitterst und bist furchtsam, weil Du glaubst, Dein Herz sei in Gefahr. Aber wie, wenn Du weißt, daß das

Netz nicht nach Deinem Herzen ausgeworfen wird, sondern nach dem Kopfe Puschkin's, daß sein Leben, sein Geschick es ist, gegen welches Ränke geschmiedet werden: dann wirst Du nicht feige sein!"

„Was sagst Du? um Alexander's Leben handelt es sich?"

„Still! frage nicht weiter! Wenn wir uns zur Ruhe begeben haben, wenn wir allein sein werden, wenn Niemand uns belauscht, dann will ich Dir Alles sagen, dann will ich Dich lehren, was Du thun sollst? Jetzt aber wickle Dein Haar in Papilloten: für übermorgen sind wir nach Peterhof geladen zum glänzenden Abschiedsfeste; dort magst Du zittern, dort mußt Du zeigen, was solch ein schwaches, unwissendes, furchtsames Weibchen, wenn das Leben ihres Gatten in's Spiel kommt, zu leisten im Stande ist!"

„Wenn es so ist, dann will ich mich nicht fürchten, ich werde verwegen sein und schlau wie eine Katze! Ich habe nicht die Kourage, einen Schmetterling an die Nadel zu spießen, den aber, der meinen Alexander bedroht, den durch das Herz zu stoßen . . . Mash Allah! Ich bin die Tochter meiner Mutter!"

Zeneida unterrichtete sodann Bethsaba in einer Rolle die sie dann klassisch zu Ende spielte . . . jetzt aber dürfen wir noch nicht verrathen, worin das Spiel bestand. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Dieses Glied war der Kette glücklich eingefügt worden.

Bei dem glänzenden Abschiedsfeste, welches der Czar seinen fürstlichen Gästen in Peterhof, dem russischen Versailles, gab, ward Bethsaba der ihr in Aussicht gestellten Auszeichnung theilhaft: sie wurde der Czarin vorgestellt.

Der Czar hatte sie als Spielgenossin Sophiens schon lange gekannt.

Der Czar selbst fügte es so, daß die georgische Fürstentochter der Czarin von dem Lande ihrer Geburt erzählen mußte. Bethsaba — die kleine Fabelerzählerin — blickte in die Höhe, wo sie die Umstehenden nicht sehen konnte, und begann zu erzählen von dem Lande, in dem niemals Winter ist.

Wer wäre kein glänzender Redner, wenn er von den Schönheiten des Vaterlandes sprechen muß? — von dem Himmel, der durchsichtig ist wie Krystall, von der Luft, die mit balsamischen Düften geschwängert ist, von den Wäldern, die ihr glänzendes Laub nie welken, nie fallen lassen, von dem Flusse, der nie zufriert, von den Feldern, die ewig mit Blumen bedeckt sind, von den riesigen Eisbergen, welche die lachenden Thäler umschließen — unten die immergrüne Flur, oben ewigweiße Eisgipfel? — Und Lebenskraft, Menschenkraft liegt im Grase, im Baume, im Wasser, in der Luft! Auszehrung, Siechthum kennt der Bewohner dieses Landes nicht.

Wozu die berühmtesten Aerzte der Welt die Czarin nicht zu bewegen vermochten: zur Wanderung in ein anderes Klima, — das vollbrachte das zauberische Schwätzen einfacher kindlicher Lippen; die Czarin ergriff die Hand ihres Gatten: „dieses Land möchte ich gerne sehen!“

Das Wort: „Ich möchte“ ist mächtiger als Alles, was man menschliches Kommandowort nennt.

Höflinge und Verschwörer, die während des glänzenden Festes sich um die großartigen Wasserkünste des Samson-Springbrunnens schaarten, ahnten nicht einmal, daß solch' ein einziges weibliches Geschöpf, solch' zu einem Lächeln zugespitztes rothes Kirschenmündchen innerhalb zehn Minuten Alles über den Haufen wirft, was sie unter Jahren gebaut, gegraben und ausgehölt haben, ober der Erde und unter der Erde — daß ein helles Taubenlachen ihre Kanonen, ihre Heere, ihre Schlachtenpläne auseinanderbläst! Das Zaubermärchen der grusischen Königstochter hat ein alle Märchenwunder übertreffendes Wunder vollbracht, daß ein dem Ausbruche naher Vulkan durch einen Tropfen Wasser gelöscht wurde.

Dieser Tropfen Wasser glänzte in den Augen der Czarin als sie sagte:

„Ich möchte dorthin gehen! Dort würde ich gesunden!“

— — — — — — — — — — — — — — —

An diesem Abende traf auch Ritter Galban mit Bethsaba zusammen.

Sie hatte vor ihm keine Furcht mehr. Sie hatte von Zeneida gelernt, was die Tochter ihrer Mutter zu thun habe.

Am Schlusse des Balles trafen die Fürstin und Zeneida im Vestibule zusammen. Sie warteten auf ihre Kutschen. Von Peterhof mußte man den Weg nach Petersburg mittelst Wagen zurücklegen.

Die Fürstin sprach Zeneida mit den Worten an:

„Die ist fertig. Ich danke für Ihren Beistand.“ (Bethsaba war mit dem Ritter Galban zurückgeblieben.).

„Wir kompensirten uns.“

„Das kleine Närrchen hat Alles eingestanden. Sie ist ganz weg! Sie bekannte auch, daß auch Sie ihr vorwärts geholfen haben.“

„Die Schwätzerin!“

„Ich glaube, daß sie Jemanden sehr, sehr unglücklich machen wird.“

„Auch ich erwarte dies!“

„Und dann kann der Kampf zwischen uns beiden entbrennen.“

„Ich glaube nicht! Ich verzichte auf den Anspruch, den Unglücklichen glücklich machen zu wollen.“

„O, Sie wollen mich glauben machen, daß Sie ohne alle Leidenschaft handeln!“

„Durchaus nicht. Was aber nun herauskommen wird, ist ein Ungeheuer, welches zweier Mütter bedarf. Die eine Mutter heißt Rache, die zweite Liebe.“

„Und Sie wählen die Rache?“

„Und gebe die zweite Ihnen, Fürstin.“

„Ich habe den Ausspruch des Diplomaten noch nicht vergessen: zwei Menschen verbinden sich nur, um sich gegenseitig zu betrügen.“

Inzwischen hatte sich Fürst Ghedimin genähert, um seine Gattin zur Kutsche zu geleiten.

Als er Zeneida erblickte, erbebte er.

„Sehen Sie doch,“ sprach affektirt die Fürstin, „wie

verstimmt er ist! Ein ganzer Melancholiker. Ganze Tage hindurch vermag ich nicht ihn von meiner Seite zu treiben, er weicht nicht von mir. Und wenn er noch Etwas zu sagen wüßte! Er kann nur die Stirne runzeln und sinnen. Ich bitte Sie doch, Fräulein Ilmerinen, à Conto unseres Bündnisses ad hoc, thun Sie mir einen Gefallen — Sie sind eine große Zauberin — sprechen Sie ein Wort zu ihm. Ich bin überzeugt, es wird ihn anfheitern!"

„Wünschen Sie dies wirklich?"

Der Blick, den Fürst Ghedimin auf Zeneiden warf, drückte Furcht und Unruhe aus. Er war „der erwählte Diktator." Wenn Zeneida das Wort ausspricht: „Ich singe," muß er das Schwert aus der Scheide reißen: „Ich kämpfe!"

Zeneida versucht das große Zauberstück, mit einem Worte die Melancholie des Fürsten zu heilen.

„Nicht wahr, Fürst, mit dem heutigen Tage ist es bei uns mit dem Sommer vorbei? Darauf ist plötzlich der Winter da?"

Dies ist doch ein genug banaler Diskurs! Von dem Wetter sprechen!

Fürst Ghedimin stimmte zu.

„Und wir werden einen sehr unangenehmen Winter haben, wenn nicht „auch" wir in die Krim oder nach dem Kaukasus gehen, wo der Sommer auf's Neue beginnt."

Eine gewöhnliche Phrase!

Aber das einzige Wörtchen auch hatte den Fürsten plötzlich elektrisirt. Als ob er ausgetauscht worden wäre! Sein Antlitz heiterte sich auf, seine Gestalt wurde wieder elastisch, ein Wunder war mit ihm geschehen.

„Gehen wir, meine Liebe," sprach er zur Fürstin und trällerte, als sie die Treppe hinabstiegen, zum großen Erstaunen der Fürstin, die Ouverture des Czarenwalzers vor sich hin.

Dies Mädchen ist in der That mit dem Teufel verbunden! Sie spricht von Nichts und macht dadurch einen Todten lebendig.

Und doch legt die Fürstin jedes Wort, das Zeneida gesprochen hatte, auf die Wagschale. Welches war das Zauberwort? Nichts ist Alles. Nur das kleine Wörtchen „auch“ entging ihrer Aufmerksamkeit.

Aus diesem Wörtchen wußte Ghedimin daß die Czarin dahin gehen werde, und der Czar mit ihr. Seine Brust wurde vom Alpdrucke befreit.

Ritter Galban aber geleitete die Frauen zu ihreu Kutschen. Und Bethsaba neigte sich zum Fenster heraus und blickte auf ihn zurück.

„Die hab' ich gefangen!“ dachte Ritter Galban bei sich.

XLIII.

Unter dem Kometen.

Im Jahre 1825 verschwendete man zu St. Petersburg in zwei Sommermonaten kein Oel zum Anzünden der Straßenlaternen; die Nacht war auch so hell genug. Das erste Anzünden der Lampen fällt an den Tag, an welchem der Hof von Peterhof in den Winterpalast der Hauptstadt zurückkehrt.

Auf dieses Lampenanzünden warteten Viele!

Bei den Verschwörern, welche in den unteren Schichten des Volkes arbeiteten, war ein großer Plan im Zuge, den sie jedoch den Matadoren der Szojus blagodensztoiga und der Szojus szpaczinia nicht mittheilten.

Der Neumond brachte regnerische, düstere Tage; als dann am vierten Tage ein scharfer Nordwind die Wolken am Himmel wegblies, sah man überrascht neben der silbernen Sichel des Mondes ein neues Himmelswunder: ein feuriges Schwert, einen Kometen. So schnell war er gekommen, daß man ihn erst dann bemerkte, als er bereits in voller Pracht am Himmel strahlte.

Was ist das, ein Komet?

Die Gelehrten wissen es selbst nicht, wie könnte es der arme, gewöhnliche Mensch?

Der Komet ist der Herold der Pest, des Krieges, des Weltunterganges! Wer es nicht glaubt, beweise, daß es nicht wahr ist. In weinpflanzenden Ländern sagt man dem Kometen nach, daß er ein gutes Weinjahr verspreche. Damit hat das Petersburger Volk nichts zu schaffen; hier wächst nur Branntwein. Auf die Vermehrung des Branntweins hat der Komet keinen Einfluß. Im Gegentheil, wenn sich im Reich irgend ein Wirrwarr vorbereitet, wird immer wenig Branntwein getrunken. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Russen, daß er, wenn sein Kummer groß ist, nicht trinkt. Wenn der Polizeidirektor von St. Petersburg hört, daß täglich statt 5000 Zuber Branntwein nur 2000 getrunken werden, dann verdoppelt er die Patrouillen.

Das Erscheinen des Kometen steigerte nur die Erregung. Der Komet ist das lebende Symbol des Propheten auf welches man sich berufen kann: „Siehe das feurige Himmelsschwert ist auch erschienen.“

Als Czar Alexander von Peterhof abreiste, gab er dem Obersthofmeister die Ordre, daß sie der Czarin voraneilen, um ihre Appartements in Ordnung zu bringen.

Es war Abends, als der Czar mit geringem Reisegefolge in die Nähe der Stadt kam. Dort vor dem Alexander-Newski Kloster hielt er an; er ging in den Tempel und ordnete an, daß anderen Tags Morgens eine Todtenmesse gelesen werde.

Als er die Kirche verließ, warf er von der Terasse einen langen Blick auf die Weltstadt, welche in Nebel gehüllt vor ihm lag.

Wie ein Meer rauschte es in der Ferne; das Geräusch der Straßen, Menschenstimmen vermischte sich zu einem Sausen im Bienenkorb.

Lange stand er, in Gedanken versunken. Die Riesenkämpfe eines Vierteljahrhunderts erheben sich aus dem Nebelmeer.

Und er fühlte die nicht für Menschen geschaffene Pein:

das Gefühl des Niederganges am Abend des Lebens. Dies Gefühl ist für die gestürzten Astoroths und Leviathans erfunden worden — und für Jene, die diesen ähnlich sein wollen.

Er hatte sich hoch erhoben, daß er sich Gott zu sein dünkte, um dann so tief zu stürzen, daß es Niemanden mehr gibt, der mit ihm tauschen möchte. Er und Napoleon sind die Riesen dieses Vierteljahrhunderts gewesen.

Und jener zweite Leviathan dort auf St. Helena, er blickt nicht anderen Herzens auf das Meer hin, welches ihn von Paris entfernt hält, als Czar Alexander auf den Nebel, der sich auf seine Residenz schwer herniedersenkt. Dieser Nebel ist unendlicher als das Meer, weil er sich aus dem Athem der Menschen bildet — und so viele Athemzüge, so viele Verwünschungen gegen ihn, gegen ihn, den einst Vergötterten. Der Unterschied zwischen Beiden ist nur: den besiegten Riesen sehnt sein Volk zurück, des siegenden Riesen ist das Volk überdrüssig geworden.

Und jener Komet am Himmel ist wie eine leuchtende Feder, mit welcher eine unsichtbare Hand das Schicksal der Reiche und Fürsten unter die Sterne schreibt.

Das Gemüth Alexander's neigte immer zum Mysticismus hin. Es war voll von Ahnungen, Schreckgebilden, er glaubte an das Fatum und dessen Vorzeichen.

Komet und Mond, beide versanken unter dem Horizont des dichten Nebelmeeres.

Der Czar hatte einen alten Kutscher, bekannt durch seinen langen grauen Bart, der bis zum Gürtel hinabreichte; dieser Kutscher fuhr auf allen weiteren Reisen den Czaren. Es war sein vertrautester Diener. Als Alexander die dreispännige Troika bestieg, frug er den Kutscher:

„Ilia, hast Du den Kometen gesehen?“

„Ich sah ihn, Herr.“

„Weißt Du, daß der Komet der Vorbote des Unglücks, der Trauer ist? — Wohlan denn, des Herrn Wille geschehe!“

Er ließ der murmelnden Stadt zujagen.

Das Murmeln erzählt sich, daß der Czar eine längere Reise antreten wolle. Wohin? weiß man noch nicht. Er will die Czarin aus diesem rauhen Klima in einen milderen Himmelsstrich bringen. Wohin? hat er noch Niemandem gesagte. Er selbst geht als Quatirmacher voran. So oft er eine längere Reise unternimmt, pflegte er in der Kasaner Frauenkirche das Veni Sancte zu hören. Dies ist seine Kirche; er selbst hat sie bauen, einweihen lassen, von ihrer Schwelle pflegt er den Reisewagen zu besteigen. Die ganze Geistlichkeit wird ihn dort, angethan mit den prächtigsten Festkleidern, zeitlich Morgens erwarten; auch sein Lieblings-Chor wird dort sein und seine Collecten hören lassen. Und sodann flüsterte sich die murmelnde Stadt zu: wenn dann in der Kirche der Jungfrau zu Kasan, die Priester, der Czar, die Großfürsten beisammen sein werden, dann wird unten am Boden der Krypta ein entschlossener Mann auf die Invocation „Komm, Heiliger Geist!“ an dem Züngel einer Pistole drücken und sprechen: „Steig Du herunter zu ihm!“ Und hierauf werden Kirche, Heiligenbilder, Czar, Großfürsten, Priester und Sänger, sie Alle werden zum hohen Himmel emporfliegen.

Ein entsetzlicher Gedanke!

Und vielleicht wird er verwirklicht. Vielleicht sitzt schon seit Tagen am Boden der Krypta, unter mit Schießpulver gefüllten Särgen Jemand — einer der Unversöhnlichen — und wartet auf das Zeichen des Glöckchens, wodurch den Gläubigen verkündet wird, sich mit dem Antlitz zur Erde zu werfen, seine Schreckensthat, welche ein Reich umwälzen soll, zu vollbringen.

Das Verhängniß wurde abgewendet — durch Asche, die in der Erde ruht.

Des anderen Tages, zeitlich Morgens, ließ der Czar seinen Wagen nicht zur Kirche der heil. Jungfrau in Kasan lenken, wo ihn die in Gold strotzenden Metropoliten erwarteten, sondern zur Capelle Alexander Nyewski's, wo in Schwarz gekleidete Asceten, die „Simnik,“ ihm entgegentraten, um ihn zur — Todtenmesse zu geleiten.

Eine amtliche Flugschrift hat diese Feier umständlich beschrieben; wie der Czar vor den Ikonastas hinkniete, wie der Protopope Seraphim dem im Staube liegenden Czaren das Evangelium auf den Kopf legte, wie der Herr der Welt in der Zelle des armen Simnik Buße that und was ihm der Simnik zu erzählen wußte von — der Verderbtheit des Volkes. Nachdem die Darstellung authentisch ist, ist in derselben gewiß auch nicht ein Wort enthalten, das nicht wahr wäre.

Ganz Anderes war es, was den Czar in diese Mauern gebracht hatte. Hier ruhte die Asche seiner todten Töchter. Alle drei nebeneinander. Auch Sophien hatte er im Geheimen hieher bringen lassen. Und diese drei Kinder, tief unter der Erde, verbündeten sich, um ihren Vater zu retten: sie riefen ihn dahin an ihren stillen, gefahrlosen Wohnort, wo in den verborgenen Höhlen Niemand wohnt als nur die Tauben.

Was der Vater mit den Todten wohl gesprochen haben mag? Nur die Mauern wissen es; der amtliche Bericht enthält hierüber nichts.

Als der Czar aus der Kirche heraustrat, in welcher er die Todtenmesse bis zu Ende gehört hatte, ging eben die Sonne auf. Ihre röthlichen Strahlen vergoldeten die aus dem Nebelmeere hervorragenden Thürme der Peter-Paul-Kirche, die Kuppeln der Isaakskirche mit ihrem Kreuze; der dumpfe Ton der Morgenglocke vibrirte lange in der Stille.

Alles flüsterte, sauste, brauste: Czar Alexander sieht die Hauptstadt seines Reiches zum letzten Male.

Noch als die Troika weiter rollte mit ihrem feurigen Gespann, wendete der Czar sein Antlitz um, um den Anblick festzuhalten, den ihm der aufsteigende Nebel langsam — langsam verbirgt.

XLIV.

Der Mann mit den grünen Augen.

O welch' großen Allarm erregte in der Weltstadt die Nachricht, daß der Czar an das Azow'sche Meer und von hier noch weiter, in die Krim, nach dem Kaukasus geht! Jetzt wußte man, was der Komet gewesen? Die Feder welche durch alle Berechnungen der Weisen und der Narren einen Strich gemacht hat.

Welch' furchtbare Flüche ertönten in den Katakomben der h. Jungfrau von Kasan, als sie hörten, der Czar komme nicht in diese Kirche, sondern in die Alexander Newski-Kapelle.

Die großen Pläne, deren Verwirklichung die gauze Welt erschüttert hätte, waren zu Wasser geworden.

Der Czar verläßt Petersburg und begibt sich an einen 1900 Werste von dieser Stadt entfernten Ort, dem Aequator um 13 Grade genähert; er begibt sich in ein Land, das für Verschwörer kein fruchtbarer Boden ist; er entrinnt der Riesenfalle, die ihm gestellt worden war.

Der Plan der „Freien Slaven" war zu Staub geworden. Dieser Bund hatte das Werk der Volksbefreiung direkt mit der Ermordung des Czaren beginnen wollen. Und nun gewann der Plan des „Nordbund" das Uebergewicht, der die Verfassung des „Grünen Buches" verwirklichen will, sei es, daß man den Czar hierzu zwinge, sei es durch seine Entfernung; immer aber ohne Attentat auf das gekrönte Haupt.

Der Czar reiste am 13. September ab, und so unterblieb auch die auf den 20. September festgesetzt gewesene Militärrevue. Auch das Netz der Militärverschwörung wurde hiedurch vollständig zerrüttet.

Die Getreuen der szojus blagodensztoiga eilten zur Besprechung in den Palast Zeneiden's. Es bedurfte keiner Einladung.

Was nun thun?

Unter Vierundzwanzig sagten Dreiundzwanzig, es müsse vom Neuen begonnen werden. Der Vierundzwanzigste war Jakuskin, dieser sprach:

„Wenn ihr Alle abfällt, ich bleibe fest. Rathschlagt nur weiter, ich werde handeln.“ Mit diesen Worten verließ er die Verbündeten.

Damit hatte die Hetze begonnen.

So jagt der hungrige Wolf dem Hirsche nach, durch Steppen, Wälder, Sümpfe.

Der Czar hatte vor Jakuskin einen Vorsprung von sechs Stunden.

Und der Verfolger glaubte diese sechs Stunden hereinbringen zu können.

Er hatte eine gute kaukasische Stute, die gewohnt war, zwanzig Stunden im Tage zu machen und sodann am Rasen zu weiden; des Rosses würdig war auch der Reiter, der sich mit einem Stück Brod und Speck begnügte, mit vierstündigem Schlafe auf bloßer Erde unter irgend einem Strauche.

Aber auch der Verfolgte war ein gleich schneller Renner.

Der Czar legte in jedem Tage 150 Kilometer zurück; d. i. einen zwanzigstündigen Weg. Mehr als vier Stunden Schlaf gönnte auch er sich nicht.

Ein großes Gefolge begleitete den Czar; dies war jedoch dem Plane Jakuskin's nicht hinderlich.

Nur „Einmal“ möge er ihm in den Wurf kommen, so daß er vor ihm steht.

Er kannte bereits den Reiseplan. Voran jagt ein Piquet Kosaken, den Reisenden ziemlich weit voran, so daß diese durch den Staub, den die Kosaken aufwirbeln, nicht belästigt werden. Gleich in der ersten Kutsche sitzt sodann der Czar. Der Wagen ist zu erkennen an dem Bart des Kutschers Ilia; dieser Bart flattert zu beiden Seiten des Wagens, wie eine Fahne herunter. Im Wagen sitzt der Czar und sein Adjutant Graf Wolkonsky. Der Graf ist eine kleine, untersetzte Gestalt, der Czar von großer ath-

letischer Statur, mit einem, im Verhältnisse zum Körper kleinen Kopf. Es ist unmöglich, ihn zu verkennen.

Wenn er ihn einmal vor sich haben könnte, während er ihm unter einer Brücke, hinter einem Strauch auflauert, er würde ruhig warten, bis er ganz nahe gekommen.

Aber er konnte ihn nicht erlangen. Den größten Uebelstand für den Verfolger bot das Mondlicht, welches die Nacht zum Tage machte und die Reise bei Nacht ermöglichte.

Als sie am siebenten Tage nach Kursk gelangten, umwölkte sich plötzlich der Himmel, es entstand stürmisches Wetter; der Mond konnte die Sonne nicht mehr ersetzen, und im Finstern mit Wagen zu reisen ist unmöglich. Aber man kann reiten.

Abermals erwachte die Hoffnung den Czaren einzuholen. Auch diese Hoffnung wurde vereitelt.

Er sollte erfahren, daß es für die Mächtigen keine Unmöglichkeit gibt. Wenn der Czar Eile hat, kann man auch der Finsterniß befehlen.

Als Jakuskin einmal, die finstere Nacht hindurch auf halsbrecherischen Wegen reitend, das Gefolge eingeholt hatte, mußte er sehen, wie sich der Czar nach Mitternacht bei Fackelbeleuchtung auf den Weg macht. Neben seiner Kutsche reiten Fackelträger.

„Um so besser!" dachte Jakuskin bei sich.

Erst später, als er die Straße erreicht hatte, sah er, welch' gefährlicher Täuschung er sich hingegeben.

Längs der Straße, soweit das Auge reichte, waren in einer Entfernung von dreihundert Schritten Reisighaufen aufgestellt; neben denselben standen Leibeigene mit Lunten, und wie der Czar sich näherte, flammte ein Reisighaufen nach dem andern auf und beleuchtete den Weg. Dies dauerte bis zum Anbruch des Tages.

Der Czar jagt auf beleuchteten Wegen dahin.

So bleibt der Wolf zurück, wenn er das Feuer erblickt, vor Hunger die Zähne fletschend.

Diese längs der Straße brennenden Reisighaufen vereitelten den ganzen Plan.

Er mußte die Verfolgung aufgeben. Nun konnte er sich niederlegen schlafen.

Er rührte sich nun von der Hütte, in welche er sich gezogen hatte, nicht weg, bis nach einer Woche das zweite Reisegefolge kam, mit der Czarin. Diese reist langsamer; den Weg, welchen der Czar in 12 Tagen zurückgelegt hatte, machte die Czarin in 24 Tagen. Jakuskin folgte ihren Spuren.

Die Reise endete in Taganrog.

Taganrog ist eine Hafenstadt am Ufer des Azow'schen Meeres. Ein bescheidener, kleiner, öder Ort, den seine Einwohner bereits zweimal vollständig verlassen haben, je nachdem ihn das eine Mal der russische dem türkischen, das anderemal der türkische Großherr dem russischen beim Friedensschlusse übergeben hat. Dermalen sind Griechen seine Bewohner. Nur die Schuld eines verrückten Messers ist es gewesen, daß aus diesem Ort nicht eine Weltstadt geworden ist. Als dem Czaren Peter I. der Einfall kam, eine neue Hauptstadt des Reiches zu gründen, die am Meere liegt, war er darüber schwankend, ob er die neue Stadt in den finnischen Sumpf oder in die tartarische Steppe hinbauen soll. Ein emporgeworfenes Messer entschied die Frage. Wenn das Messer mit der Spitze zur Erde fällt, dann ist heute Taganrog St. Petersburg, und die Kuppeln der Isaakskirche spiegeln sich im Azow'schen Meere wieder

Jakuskin wußte im Voraus, daß die Czarin nicht hier bleiben werde. In der ganzen Stadt existirt auch nicht ein Garten. Hier pflanzt Niemand einen Baum, als ob Jeder fürchten würde, ein Anderer werde die Frucht pflücken. Der erste schneidige Wind wird die Aerzte der Czarin darüber belehren, daß ein Ort, weil er unter dem 46. Grade liegt, noch keineswegs Italien ist. Der Czar wird in seinem Reiche Gegenden aufsuchen, wo ewiggrüne Wälder prangen, um hier seine geliebte Kranke ruhen zu lassen.

Er hat doppelte Wahl: entweder Georgien oder die Krim.

Beide Länder sind für den Russen, der 8 Monate hin-



durch nichts Anderes sieht als mit Eiszapfen bebärtete Fichten, ein Paradies.

Kaum hatte der Czar Elisabeth in das Schloß zu Taganrog einquartiert, so begann er auch sofort seine Erforschungsreise. Die Reise ging in der Richtung nach Novocserkask. Jakuskin wähnte, der Czar werde die Reise bis zum Kaukasus fortsetzen. Alle Vorkehrungen waren derart getroffen: Vorspann, Geleite waren bis Tiflis beordert. Er konnte sich den Ort auswählen, wo er sich auf die Lauer stellen wollte.

Da aber kam der Gouverneur der Krim, Fürst Woronzoff, zum Czaren, und wußte von seinem Lande so viel Schönes zu erzählen, daß der Czar seine Route plötzlich änderte und umkehrte. Jakuskin merkte erst dann, daß er die Spur abermals verloren, als er dem Czaren bereits tagweit vorausgeeilt war.

Abermals jagte er ihm nach bis zu den Sümpfen des Todten Meeres, in denen die bösen Geister des Faulfiebers auf den Fremden lauern. Bis Simferopol gelang es ihm nicht, den Czaren einzuholen. Hier langte er gerade in den Momente an, als die ganze Stadt zu Ehren des gekrönten Gastes im vollen Glanze der Beleuchtung schwamm.

Aber der Czar kam nicht, um sich an den Transparenten zu ergötzen, er war müde und ging schlafen.

Jakuskin brachte in Erfahrung, daß des andern Tags zeitlich Morgens Vorspann zur Weiterfahrt beordert wurde. Der Czar wird den berühmten Palast des Fürsten Woronzoff in Jusuff besuchen.

Jakuskin ereilte die Wagen bei Bajdar. Sie waren leer. Der Czar hatte die Reichsstraße und seinen Wagen verlassen und mit seinem Gefolge, auf den steilen Gebirgspfaden des Tsatir Dagh fünf und dreißig Werst zu Pferde zurückgelegt.

Die Reise des Czaren war so launenhaft, als ob sie durch Jemanden diktirt worden wäre, der da weiß, daß er verfolgt werde, daß ihm nachgestellt wird und als ob diese Zickzackzüge von einem Thal zum andern, auf unpassir-

baren Pfaden nur gemacht wurden, um den Verfolger zu täuschen.

Und wie viele passende Gelegenheiten hatte inzwischen Jakuskin versäumt! Der Czar fühlte sich unter der guten, aufrichtigen mohammedanischen Bevölkerung so sorglos, daß er zu Fuß und zu Pferd stundenlang in den prächtigen Gärten und Wäldern herumstreifte. Als er das blumige Oriander-Thal der Länge nach durchschwärmt hatte, sprach er sinnend: „Hier möchte ich den Rest meiner Tage verbringen!" Die quälenden Sorgen, die dunklen Phantome der Melancholie fanden keinen Weg hierher: er verscheuchte dieselben geradeso wie die Verschwörer.

Auf das Drängen seines Arztes verließ er endlich doch das Meeresufer und kehrte in das Innere der Halbinsel zurück, in die einstige Hauptstadt der tartarischen Sultane, Bakcsi Seraj. Hier im Palaste der einstigen Ghiraiden brachte er die Nacht zu.

Die ganze Nacht und den ganzen Tag hindurch saß gegenüber dem Thore des Palastes unter Cypressen, welche Bakcsi Seraj so berühmt machen, ein Derwisch. Dieser Derwisch war Jakuskin.

Endlich hatte er den Czaren gefunden. Er setzte sich in den Burnus gehüllt an den Weg und wartete, bis der Czar aus dem Palaste kommt. Er ist seiner Sache gewiß. In seinem Gürtel glänzt ein guter, scharfer Dolch, und seine Hand zittert nicht.

Und noch einmal läßt er den Czaren entrinnen. Dieser ging an ihm vorüber. Sein Kleid streifte ihn und doch erkannte er den Czaren nicht; denn dieser war als edler Tartar gekleidet und ganz allein, ohne alles Gefolge, aus dem Palaste gekommen. Wenn er auch nur von einem einzigen Diener begleitet gewesen wäre, so hätte ihm dies auffallen müssen — aber eines einzelnen Menschen achtet man nicht. Der Czar wollte die „Quelle der Thränen" besuchen, die der einstige Bräutigam seiner geliebten Tochter besungen hatte. Dieses Denkmal der Schwärmerei rettete ihn vor dem Meuchelmörder.

Von hier begab er sich, in der nämlichen Kleidung in eine mohammedanische Moschee und wohnte dem Gottesdienste der Moslims bis zum Schlusse bei.

In den Palast kehrte er gar nicht mehr zurück, sondern suchte sofort sein Gefolge im Palaste des Statthalters auf.

Bei dem Gouverneur erwartete ihn eine Depesche, die eine Todesnachricht brachte. König Maximilian von Bayern, der Schwager der Czarin, war gestorben.

Alexander erschrak; wenn diese Nachricht auch zu seiner Gattin dringt, so wird die schwache Gesundheit derselben noch mehr erschüttert werden. Er befahl sofort aufzubrechen, ohne in den Palast zurückzukehren.

Der vor dem Thore sitzende Derwisch wartete vergebens seines Opfers; als er die Abreise des Czars erfuhr, war dieser schon längst jenseits des Isthmus.

Die Hetze konnte auf's neue beginnen.

Abermals kam ihm die Fabel in Erinnerung: „Wen der Mann mit den grünen Augen sich erwählt hat, gegen den wetzt man vergebens die Waffe."

Schon beginnt er abergläubisch zu werden, seine ganze Phantasie ist erfüllt mit grünäugigen Gespenstern.

Der Czar reiste weiter an den Dnjeper, von hier durch die Nogaj'sche Steppe und über die seidenzüchtenden Fluren Masiopolis an das Ufer des Azow'schen Meeres, wo seine angebetete Gemalin auf ihn harrt.

Jakuskin folgte ihm überall auf dem Fuße nach. Diesseits Orekhof stürzt sein Pferd, als es mit ihm über eine verfallene Brücke setzte und bricht den Fuß. Jakuskin ist ohne Pferd.

Es war nicht weit zur Post: er wandert zu Fuß dahin. Er will ein Pferd haben, um jeden Preis.

Der Postmeister führt ihn in den Stall.

„Sieh' Herr, ich habe auch nicht ein Pferd. Der Czar ist durchgereist, meine sämmtlichen Pferde wurden als Vorspann genommen."

„Und dort im Winkel?"

„Dies Pferd ist nicht mein. Es gehört einem Kourir, der eben jetzt aus Kiew gekommen ist, sofort um ein Bett bat und nun schläft.“

„Ein Kourier, der ein Bett verlangt um zu schlafen, kann nichts Dringendes zu besorgen haben. Vielleicht kann ich ihn, für gutes Geld, bewegen, so lange zu schlafen, bis ich mit seinem Pferde in die Station Mariopolis gelangt bin, von wo aus ihm das Pferd zurückgeschickt werden soll.“

„Probir' es Herr!“ — Es wird in Rußland nicht so unerhört sein, daß ein Kourier das Pferd unter sich verkauft.

„Gibt er mir das Pferd nicht, so tödte ich ihn!“ sprach Jakuskin bei sich und trat in das Gastzimmer ein.

Ein junger Uhlanenofficier lag hier auf dem Bette in die Dunen fest eingewickelt.

„Guten Tag, Kamerad!“ begrüßte ihn Jakuskin.

„Davon ist keine Rede!“ zähneklapperte dieser. „Wahrlich ich krepire. Das verdammte kaukasische Fieber hat mich am Weg erwischt. Es geht zu Ende. Und ich sollte dem Czaren persönlich eine Depesche übergeben — wo immer ich ihn treffe. General Roth schickt mich. Es ist Gefahr im Verzuge. Und ich kann nicht reiten! Schau, Kamerad — thu mir den Gefallen — übernimm die Depesche. Setz' Dich auf mein Pferd. Der Czar ist nach Taganrog gegangen. Eile ihm nach! Uebergib ihm die Depesche — persönlich — in seine eigene Hand. So lautet die Ordre! Ich aber werde nur in der anderen Welt Rapport erstatten können. Ich bitte Dich, eile . . .“

Nichts konnte Jakuskin erwünschter sein als diese Mission. Eine Depesche, welche er dem Czaren persönlich übergeben muß, dem — Czaren!

„Gott mit Dir, Kamerad! Stirb nur ruhigen Gemüthes. Ich werde Deinen Auftrag getreulich vollbringen, und wenn Du eine Braut hast, so will ich ihr schreiben, wo Du gestorben bist, und Deine Uhr will ich sammt Kette Deiner Mutter schicken. Einen Bessern als mich hättest Du nicht finden können.“

Der Kourier ist wahrscheinlich auch dort gestorben und in der schönen Steppe begraben worden. Jakuskin aber bestieg sein Roß und steckte die ihm anvertraute Depesche in den Busen.

Das Pferd, das ihm überlassen wurde, war jedoch eine schlechte Mähre. Es war nicht, wie das andere, gewohnt, in der Steppe zu gehen. Kaum vermochte es des Tags wenige Stunden zurückzulegen, und wenn er zu einer Brücke kam, mußte er absteigen und das Thier mit Gewalt über die Brücke ziehen; es wollte nicht über die Brücke gehen.

Bei solch' jämmerlicher Reise kam er um vier Tage später als der Czar in Taganrog an.

Eines Tages erfuhr Jakuskin endlich, daß der Czar von Alapka nach Mordinof reisen werde. Hieher führte nur ein einziger Weg, und auch dieser ist nur zu Pferd zurückzulegen. Dieser Weg wird von den Eingebornen „die Leiter" genannt. Er verdient diese Benennung, so steil führt er zum Bergrücken hinan; zuweilen ist das Pferd in enge Felsenklüfte gezwängt.

Jakuskin miethete einen tartarischen Führer, der ihn durch die Wälder hindurch auf die Spitze „der Leiter" führen sollte.

Noch vor der Dämmerung, in dunkler Nacht brach er auf, damit er dem Czar zuvorkomme.

Er kleidete sich in die Tracht eines tartarischen Mursen und warf eine doppelläufige Flinte um die Schulter.

Aus dem dichten Walde hervortreteud, sah er vor sich den tiefen Bergpfad.

Ueber einem aus der Felsenwand springenden Quell grünte ein Eibischstrauch, etwa zwei Klafter oberhalb des Pfades.

Der Bergpfad war hier durch einen Felssprung durchbrochen, über welchen eine schmale Brücke führte. Diese Stelle können die Reiter nur einzeln passiren.

Der günstigste Ort, zu einem Hinterhalt wie geschaffen.

„Ei, Bursche! wie grün doch Deine Augen

sind!" Der Mann lachte — ein hohles, dumpfes Lachen, wie aus einem leeren Fasse.

„So ist's! Grün sind meine Augen." Er sprach's und verschwand im dichten Gestrüppe.

Die Erzählung Bethsaba's fuhr Jakuskin in den Sinn.

Er zog sich in den Strauch zurück, machte sich schußfertig und lauerte.

Ein Geier flog kreischend über ihn hinweg; er hielt den Lauernden für eine Leiche, so unbeweglich saß Jakuskin da.

Endlich ertönte das langerwartete Signal: den Pfad herauf dröhnten die Schritte der Pferde.

Die Reiter mußten ganz nahe an ihn herankommen; er konnte so lange zielen, als es ihm gefiel.

Als dann die Reiter herangekommen waren, merkte er, wie sehr er zum Gespötte geworden war.

Auf den Pferden saßen — Vorreiter, und der Troß zog an ihm vorbei. Der Czar war abermals verschwunden.

Wo konnte er sein?

„Verdammter Mann mit deinen grünen Augen!" fluchte Jakuskin. „Du wirst mich selbst noch abergläubisch machen!"

Der Czar kam nicht. Er war ihm abermals entronnen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein herrlicher Herbsttag, wie solcher nur in den bezaubernd schönen Bergen Tauriens zu finden ist. Die Luft rein; alle Berge scheinen in unmittelbare Nähe gerückt zu sein; das Seidengespinnst der Sommerfäden flattert, wie eine Botschaft aus dem Jenseits, in den Höhen; das Laubwerk der Bäume ist schon mit Roth, mit Gelb gemischt; der Rasen mit rosenfarbigen Zeitlosen bestreut. Dies kleine Stück Erde ist der Fruchtgarten der Welt. Der Obstbaum ist hier ein ganzer Wald, der unter seiner reifen Last sich ächzend beugt. Gefallene Aepfeln, Birnen liegen am Wege herum und der Boden ist mit ihnen bedeckt. Die Goldamsel preist den Herrn der Bäume, der dem Wanderer den Ueberfluß nicht mißgönnt, und auch nicht den

Vögeln des Waldes. Die Riesenbäume, welche in anderen Ländern wilde Birnen hervorbringen, sind hier mit faustgroßen „Buzdurgan"-Birnen und honigsüßen „Balarmud" überdeckt. Was mit der Hand erreicht werden kann, gehört dem Wanderer, das Uebrige ist des Eigenthümers.

Czar Alexander war ob des Reichthums an Früchten in diesem Feenlande entzückt. Er begann an die Feenmärchen Bethsaba's zu glauben.

An einer Stelle, wo sich der Pfad zwischen zwei aneinanderrückenden Berglehnen emporzog, ertönte Glockengeläute von der Höhe her.

Der Czar fragte einen Tartaren, der von der Höhe herabstieg und ihm entgegenkam:

„Wo läutet man?"

„Im St. Georgskloster," war die Antwort.

„Wer hat in dieser Wildniß ein Kloster gebaut?"

„Es ist der einstige Tempel der Diana. Zwischen den Ruinen des Tempels haben die schwarzen Mönche, die vom Berge Athos hieher kamen, sich niedergelassen."

„Ah! dies ist also der berühmte Dianen-Tempel in Tauris?" erwiderte der Czar, in dessen Erinnerung plötzlich die Sage von der schönen Priesterin der Artemis, von Iphigenia auflebte, welche die Dichter von Euripides angefangen bis Goethe besungen haben. „Und nun ist dieser Tempel ein Mönchskloster?"

Der Czar vermochte nicht bei einer Kirche vorbeizugehen ohne einzutreten.

Hier kam noch mehr dazu um diese Sehnsucht hervorzurufen. Ein geschichtliches Alterthum, ein Ueberbleibsel der klassischen Zeit und ein christliches Asyl in einer nur von Mohammedanern bewohnten Gegend.

„Wie kann man in's Kloster gelangen?" frug er den Tartaren.

„Auf einem Fußpfade, welcher vom Wege abzweigend in die Höhe führt und sodann an dem jenseitigen Theile des Klosters wieder zum Weg herabführt. Die Pferde müßten mit den Reitern vorwärts geschickt werden, der

Pfad muß zu Fuß zurückgelegt werden. Der Weg ist ein wenig beschwerlich. Ich kann als Führer dienen."

Der Czar hatte nun um so mehr Lust bekommen. Er stieg mit seinem Gefolge vom Pferde und stieg an der Seite des Führers zum Tempel der Diana auf. .

Der führte durch einen dichten Forst. Zu beiden Seiten des Pfades wechselten malerisch schöne Baumgruppen mit einander ab; die wilde Rebe schlang sich von einem Baum zum andern und bildete so oberhalb des Pfades ein grünes Dach, von welchem die kleinen runden Trauben herabhingen, deren tartarischer Name „Kacsi" lautet.

Noch andere früchtetragende Sträucher waren reichlich vorhanden, darunter ragten namentlich zwei Zwetschken tragende Dornsträuche hervor; der eine bringt rosenfärbige, der andere wachsgelbe Früchte. Die gelbe Frucht ist großkörnig, die rothe wächst traubenförmig, wie die Traubenkirsche.

„Wie nennt man diese Früchte?" frug der Czar den Führer.

„Die gelbe heißt „Alirek," die rothe „Isziumirek"."

„Brich welche für mich ab; laß mich kosten."

Der Führer pflückte rasch wilde Brombeerblätter, formte aus denselben ein Körbchen und füllte dasselbe mit Alirek und Isziumirek.

Der Czar war vom Bergsteigen erhitzt und dürstete.

Die süßsäuerliche Frucht schmeckt ihm sehr, er ließ nichts übrig.

Erst als er das leere Körbchen dem Führer zurückgab, fiel ihm an diesem Etwas auf.

„Landsmann, welche sonderbar grüne Augen Du hast!"

„So ist's — man sagt es! Ich habe meine Augen noch nie gesehen."

Nach einstündigem Gehen gelangte der Czar mit seinem Gefolge zu dem auf klassischen Ruinen erbauten Kloster.

Er war durch die Hitze des heißen Herbsttages, durch das beschwerliche Bergsteigen vom Schweiß durchnäßt. Ganz

erhitzt durchschritt er die unterirdischen Gänge, die Höhlen, in welchen einst die zur Opferung bestimmten Jünglinge aufbewahrt wurden, die im Felsen gehauenen geheimen Orte, von wo einst Orestes die goldene Statue der Artemis geraubt hatte. Sodann verrichtete er auch noch in der Kapelle sein Gebet.

Als er aus dem Kloster herauskam, ließ er den Führer suchen, dieser war jedoch nirgends zu finden. Niemand hatte gemerkt, wo der Führer zurückgeblieben war. Die Mönche selbst geleiteten den Czar durch die Wälder hindurch auf den Weg zur „Leiter," wo die Pferde der Ausflügler harrten.

So entging der Czar dem Eibischstrauche, hinter welchem Jakuskin auf ihn lauerte.

An demselben Tage mußte aber der Czar seinem Arzte gestehen, daß er im ganzen Körper eine ungewohnte Mattigkeit verspüre, welche von Frösteln begleitet ist.

Arznei wollte er jedoch nicht nehmen; er glaubte, es würde von selbst vergehen.

Er setzte seine Reise fort. Er besuchte das einstige Akhtia, dessen hochtrabender Name heute Sebastopol ist. Er wohnte dem Stapellauf eines Kriegschiffes bei und inspicirte die stolze Pontusflotte. Er ließ mit den riesigen Strandgeschützen Schießversuche machen und war den ganzen Tag über, trotz neuerlichen Fiebers, unermüdlich geschäftig. Spät Abends ging er abermals in die Kirche, um zu beten.

Als Jakuskin von dem sterbenden Kourier den Brief übernahm und in den Busen steckte, tauchte in ihm der Gedanke auf, daß der Brief ansteckend sein könne. Er schlug sich's aus dem Kopf: „Ei was! wer wird sich jetzt vor einem zusammengelegten Stück Papier fürchten?"

Und doch hätte Jakuskin für sich und seine Freunde weit klüger gehandelt, wenn er eine jener „gehörnten Schlangen," die am Rande des Grabens und in Wagengeleisen dahingestreckt auf den Wanderer lauern, genommen und sie, statt des Stückes Papier, in den Busen gesteckt hätte.

Er dachte: mag der Brief was immer enthalten, wenn ich ihn nur einmal übergeben kann.

Der Brief hatte aber folgende Geschichte.

Bei der Südarmee war Alles zur Durchführung der Verfassung bereit. Pestel — den man den russischen Riego nannte — hatte bis nun mehr als tausend Officiere für die Verschwörung gewonnen, bis hinauf zu den Generälen. Pestel war als künftiger Diktator ausersehen, der mit der Südarmee zur Herstellung der griechischen Republik eilen wird; während Ghedimin als Civil-Gouverneur im Innern des Reiches die neuen Republiken konstituiren soll. Es war geplant, das Regiment „Viatka", welches Pestel kommandirte, am 1. Jänner 1826 in das Hauptquatier zu Tultsin einrücken zu lassen. An diesem Tage soll jeder Officier, der nicht zu den Verschwörern gehört, niedergehauen werden. Von Tultsin wird man nach Kiew stürmen, hier den Kommandanten des ersten Korps, General Osten-Sacken, gefangen nehmen, die Republik proklamiren, die Polen zum Aufstande bewegen und den Czar des Thrones verlustig erklären. Ganze Regimenter, Infanteristen, Husaren und Artilleristen waren für diesen Plan gewonnen, und den Kommandanten fiel es nicht einmal im Traume ein, was Alles in ihrer Nähe geplant wurde. Die gemeinen Soldaten gewann man, indem man ihnen vorsagte, die „deutschen" Officiere müssen todtgeschlagen werden. Die Deutschen todtschlagen ist selbstverständlich stets eine populäre Idee. Die an der Spitze der Armee stehenden Generäle Osten-Sacken, Wittgenstein, Roth, Diebitsch waren sämmtlich Deutsche.

Der ganze verwegene Plan scheiterte an der Herzensschwäche eines Menschen. Einer unter Tausend, ein gewisser Hauptmann Majroboda, konnte vor seinem Gewissen nicht kapituliren und denuncirte seinem Komandanten, dem General Roth, die ganze Verschwörung mit allen ihren Details; er nannte auch die Oberen, die Leiter der Verschwörung.

General Roth schrieb an den Czaren einen Brief und schickte diesen Bericht durch einen Hauptmann an den Czar, nach Taganrog.

Der Hauptmann wurde am Wege vom Fieber befallen, welches schnell in Typhus überging; er konnte das Schreiben nicht nach Taganrog bringen. Da brachte das Verhängniß den rasenden Jakuskin daher, er mag das am Wagen des Schicksals ausgefallene Rad ersetzen. Dies der Inhalt des Briefes, den zu überbringen er auf sich genommen hatte. Mit dem Brief in seinem Busen überbrachte er selbst die Anzeige gegen seine mitverschwornen Kameraden.

Als er mit seiner abgemarterten Mähre vor dem kaiserlichen Schlosse in Taganrog hielt, war seine erste Frage an den wachehabenden Officier, ob der Czar hier wäre?

Die Antwort lautete, der Czar sei hier, er habe auch seit einigen Tagen das Zimmer nicht verlassen. Es hieß, der Czar sei krank; aber vor kaum vier Stunden sei ein Eilkourier mit der Freudenbotschaft zur Mutter des Czaren abgegangen, daß vorige Nacht die Krankheit eine plötzliche Wendung genommen habe; die Gesundheit des Czaren sei zurückgekehrt.

„Gott sei gepriesen!“ seufzte Jakuskin auf, während seine Faust den Dolch zurecht richtete.

Alle Umstände begünstigten seinen schrecklichen Plan. Die Ehrenwache des kaiserlichen Palastes war eben aus dem Regimente „Viatka“ genommen worden, dessen Officiere und Gemeine sämmtlich für die Verschwörung gewonnen waren. Nur bekannte Gesichter winkten ihm mit den Wimpern entgegen.

Entschlossenen Schrittes eilte er die Treppe hinanf.

Die zwei vor den Zimmern des Czaren wachenden Grenadiere salutiren ihm und lassen ihn passiren.

Im Vorzimmer stand der diensthabende Officier, der ihn als guten Kameraden begrüßte und beim Namen nannte.

„Ich suche den Czar mit einer dringenden Depesche.“

„Geh' hinein, drinnen findest Du den Adjutanten Diebitsch, der wird Dich anmelden.“

Jakuskin öffnete die Thüre; aber im selben Momente

wurde auch von Innen die Thüre geöffnet und der Aus- und Eintretende trafen an der Schwelle zusammen.

Jakuskin erbebte. Er sieht vor sich ein Gesicht mit grünen Augen. Oder bildet er sich's nur ein? Die Gestalt trug tartarische Tracht und sein Gesichtsausdruck war so eigenthümlich, abschreckend, herausfordernd, anmaßend, Hohn, Verachtung, Trauer mischten sich darin, und die grünen Augen leuchteten wie zwei Johanniskäfer. Als er an Jakuskin vorbeistreifte, entströmte dem Antlitze eisige Kälte.

Jakuskin wankte.

Du!" sagte er zum Officier, indem er auf den sich Entfernenden hinzeigte, „wer war dieser Mensch?"

„Irgend ein Kourier."

„Hast Du nicht bemerkt, wie grün seine Augen sind?"

„Wahrlich, ich achtete nicht darauf. Was kümmerst Du Dich um seine schönen Augen?"

Jakuskin trat in das zweite Zimmer ein.

Hier fand er Diebitsch, der an einem Tische saß und schrieb. Er mochte es eilig haben, denn er sah vom Schreiben nicht auf.

„Ist es gestattet, beim Czaren einzutreten?"

„Es ist gestattet."

„Ist er allein?"

„Allein."

„Was macht er?"

„Er schläft."

„Ich muß eine dringende Depesche überbringen. Kann ich ihn wecken?"

„Wecke ihn!"

Der General sah vom Schreiben nicht auf; er bemerkte nicht einmal, mit wem er sprach. Jakuskin näherte sich entschlossen der Thüre des Nebenzimmers. Ein Wunder, daß der mit ihm Sprechende an dem lauten Pochen seines Herzens nicht merkte, was in ihm vorgeht? Nur eine Thüre trennt ihn noch von seinem Opfer — und diese Thüre ist offen! — — — — — — — — — — —

Der Czar war bereits sehr krank, als er nach Taganrog zurückkehrte. Und dennoch wollte er keine Arznei nehmen.

Es ist ein Charakteristikon der russischen Czaren, den Krankheiten zu trotzen. Sie wollen nicht glauben, daß der Knochenmann (ihr erster Diener!), den sie so lange im Solde hatten, der auf ihr Kommando die Menschen-Reihen wie Aehren niedergemäht hat, einmal mit seiner Sense auch nach rückwärts ausholt und seinen „Herrn" selbst niedermacht. Sie sind viel zu stolz, um einem bleichen Geiste zu gestatten, sie schwach zu sehen, ihr Stöhnen zu vernehmen, ihren Willen einzuschränken; selbst dem Tode, wenn er anklopft, sagen sie: „Warte!"

Oder war es etwa nicht so? — Vielleicht, daß eine große, monumentale Gestalt, die, ein zweiter Atlas, lange Zeit hindurch die Erde auf ihren Schultern trug, überdrüssig geworden war, sie zu tragen? — daß dem, der gewohnt war, daß die vier Enden der Welt von seinem Ruhme widerhallen, jetzt davor bangt, das Flüstern um sich herum zu hören, welches Rache, Erbitterung verkündet, und daß er sich nun sehnt nach der Ruhe der Grüfte? Er hat auf der Welt nichts mehr zu schaffen. Er fühlt, daß er der Weltgeschichte im Wege steht. Er hat Alles verloren, was seinem Herzen theuer gewesen; der letzte Sonnenstrahl, das Lächeln seiner kranken Gattin, sie selbst, waren nur mehr sinkender Glanz am Abendhimmel. Ist es nicht glaublich, daß der weltmüde Riese, als er den Ruf der jenseitigen Welt vernahm, sich demselben nicht verschloß, sich nicht verbarg, nicht bei der Wunderkraft der Kräuter und Metalle Zuflucht suchte; sondern die Thüren weit öffnete und sprach: „Hier bin ich, laß' uns gehen!"

Und fast schien es, als sollte der Trotz des Fürsten, über den Czar der Gräber, triumphiren.

Tags vorher erholte er sich so weit, das die Krankheit ganz verschwunden schien. Selbst der Arzt wurde durch die äußerlichen Symptome getäuscht, so, daß man Abend spät einen Kourier mit der Freudenbotschaft zur Czarin-Mutter

nach St. Petersburg schickte: „Alexander ist außer jeder Gefahr. Jetzt droht ihm nichts mehr.“ (Nichts, als hunderttausend Meuchelmörder!)

Morgens dann kam der wohlthätige Genius zu ihm, der den Königen und den Bettlern die Last wegnimmt und zu ihnen sagt: „Komm' heim!“

Elisabeth verließ durch drei Tage und drei Nächte nicht das Zimmer des kranken Gatten. Sie selbst pflegte den Leidenden, ihre eheliche Treue war seine Trösterin.

Und dem Herrn der Welt wurde die Gnade zu Theil, daß er, als bereits alle Waffen gegen ihn gekehrt waren, als der Altar selbst, an dem er zu beten pflegte, unterminirt war, als ein ganzes Reich über ihm in Trümmer stürzen wollte — bei den Strahlen der aufgehenden Sonne, zum letzten Male — die lebensausströmende Wärme des glänzenden Gestirnes fühlend, — seine Seele dem Herrn mit den Worten übergeben konnte: „Ah le beau jour!“ Und zarte Hände drückten ihm die Augen zu, und seine treue Lebensgefährtin faltete ihm die Arme kreuzweise über die Brust zusammen.

Nun aber brach auch die Lebenskraft der kranken Frau; ohnmächtig stürzte sie zusammen.

Die zwei Aerzte eilten der Czarin zu Hilfe, hoben sie empor und brachten sie in ihre Wohnung. Der dritte Mann, der Zeuge des Auftrittes war, Diebitsch, eilte in das Nebenzimmer, um schnell die Depesche zu schreiben, welche der Czarin-Mutter den Tod des Czars mittheilt. Diebitsch ertheilte dem Kourier die Weisung, schnell zu sein, um den gestern Abends abgeschickten Boten einzuholen, ja ihm zuvorzukommen. Sodann schrieb er einen Brief an den Großfürsten Konstantin in Warschau.

In diesem Momente trat Jakuskin ein.

Diebitsch beeilte sich mit dem Schreiben. Er befand sich eben in bitteren russischen Humor.

„Was macht der Czar?“ — „Er schläft.“ — „Soll ich ihn wecken?“ — „Weck' ihn doch!“

Oder war etwas im Gesichte Jakuskin's, was seine

Pläne verrieth; und waren die Aeußerungen des Adjutanten deshalb so sarkastisch gehalten?

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Verschworne tritt in das Zimmer ein.

Im Momente war Niemand im Zimmer: der Czar allein.

Jakuskin sieht den, den er sucht, vor sich liegen: stumm, bewegungslos, mit geschlossenen Augen, die Hände gefaltet.

Nun ist's ein mächtiger Mann — unverletzlich — todt . . . . .

Jakuskin wagt es nicht näher zu treten — vor dem todten Czar fürchtet er sich.

Taumelnd kehrt er zurück in das andere Zimmer, den Brief noch immer in der Hand haltend.

„Der Czar . . .“ stammelte er.

„Ist gestorben.“

„Wann?“

„In dieser Stunde.“

„Warum bin ich nicht um einen Tag früher gekommen, um ihm diesen Brief übergeben zu können!“

Der Adjutant fand diesen Ausruf sehr kurios.

„Weißt Du was?“ sagte er zu Jakuskin. „Mach aus diesem Brief einen Ladestöpsel zu deiner Pistole, schieß Dir die Kugel durch den Kopf, dann kannst Du ihn noch einholen!“

Wahrlich kein schlechter Rath! Jakuskin hätte nichts Klügeres thun können, als diesen Rath zu befolgen, statt, wie er es wirklich machte, den Brief auf den Tisch zu schleudern und dem Schicksal fluchend, davonzustürzen.

Unter dem Thore des Palastes traf er abermals mit dem Manne mit den grünen Augen zusammen. Dieser bestieg eben sein Pferd. Er sah ihn mit seinen Katzenaugen an und lachte.

„Nicht wahr, Du bist zu spät gekommen?“ rief er ihm zu und sprengte, dem Pferde das Eisen in die Seite drückend, davon.

Jakuskin erbebte und zitterte am ganzen Körper.

* * *

Elisabeth kehrte, als sie sich wieder aufgerafft hatte, zu ihrem Todten zurück und schrieb im Todtenzimmer folgenden Brief an die Czarin-Mutter:

„Theure Mutter!“

„Unser Engel ist bereits im Himmel und ich bin noch auf Erden. Wer hätte geglaubt, daß ich ihn überleben werde, ich, die Schwache, die Kranke? Mutter, verlaß' mich nicht, die ich nun allein stehe in dieser Schmerzenswelt. Unser theurer Todte hat seine lieben Gesichtszüge wieder zurückgewonnen; sein Lächeln bezeugt, daß er in der andern Welt schönere Dinge sieht, als hienieden. — Mein einziger Trost ist, daß ich ihn nicht lange überleben und ehestens mit ihm vereinigt sein werde.“

Sie hatte richtig geahnt! Der nächste Frühling brachte sie in das Land, wo der Czar glücklich ist und auch der Sklave, und kein Unterschied zwischen ihnen ist.

XLV.

Der Herold.

Noch war die Kunst nicht erfunden, durch welche der Mensch seine Botschaft dem Blitze anvertraut, und wodurch der Baumwollhändler, dem auf dem jenseitigen Theile der Erde ein Sohn geboren wird, den Kompagnon auf dem diesseitigen Theile der Erdkugel zur Taufe am anderen Tag laden kann. Der Adler, welcher die Blitze Jupiter's trägt, überbringt die Botschaft und bringt auch Antwort. Damals hat selbst ein so wichtiges Ereigniß, wie der Tod des Czaren Alexander, acht Tage gebraucht, bis es auf dem Rücken des schnellsten ukrainischen Renners vom Ende der russischen Monarchie in die Hauptstadt gelangte. Der erste Bote, welcher die Nachricht von der Genesung des

Czaren brachte, kam in der That früher an, als der zweite mit der Trauerkunde. Jenen spornte die Freude an, diesen trieb die Trauer nicht.

Auf die Freudenbotschaft versammelte sich das ganze Romanow'sche Kaiserhaus (zusammen 10 Glieder, das Eilfte, Großfürst Michael, war in Warschau bei dem Zwölften) zu einer Frühmesse in der Kapelle des Winterpalastes; der höchste geistliche Würdenträger, Seraphim, celebrirte persönlich das Hochamt. Die Kapelle war von Hofbeamten, Magnaten und Officieren dicht gefüllt. Der Chor intonirte die Kollecte: „Gott erhalte den Czaren!"

Als dann der Protopope vor dem Altar das mit Spangen gebundene Buch öffnete und mit zitternder Stimme das Gebet für das Leben des Czaren zu intoniren begann, erdröhnte plötzlich in der andachtsvollen Stille eine Stimme, als ob man an eine Glocke geschlagen hätte:

„Er ist schon gestorben!"

Die aufgeschreckte Versammlung öffnete freiwillig einer vordringenden Gestalt den Weg; der lichtgrüne Behsmet dieser Gestalt triefte vom Kothe sämmtlicher russischen Provinzen, vom schwarzen Kothe der nogajschen Steppe, dem gelben Kothe Moskaus, von der Kreideerde Nowgorods und den grünen Schmutzflecken Csarskoje-Selos. In der Hand trug die Gestalt einen Brief, mit dem sie durch die Menge hindurch direkt zum Großfürsten Nikolaus vordrang: es ist der Brief der Czarin an die Czarin-Mutter.

Der Großfürst übernahm den Brief und öffnete ihn persönlich.

Dann eilte er zum Protopopen hin und flüsterte diesem Etwas in das Ohr.

Der Protopope hüllt hierauf das in seiner Hand befindliche Krucifix in Trauer, tritt zur Czarin Marie und spricht:

„Dein Sohn ist gestorben!"

Und der Chor unterbricht in der Mitte den Freuden-

gesang, und nach einer Minute durchzittert der Trauerhymnus die Kapelle:

„Herr! schenke ihm die ewige Ruhe!"

Der Gottesdienst, der als Te Deum begonnen, endete als Requiem.

XLVI.

„Beatus ille ...."

Was auf Erden ist wahres Glück?

Sich losmachen vom politischen Tohuvabohu.

Es gibt keinen glücklicheren Menschen auf der Welt, als jenen ländlichen Gutsherrn, der die politischen Ereignisse nur aus dem Amtsblatte kennen lernt.

Vormittags bricht er zur Jagd auf, stöbert drei Hasen auf, zwei von diesen fangen seine Windspiele. Dies ist ein großer Triumph. Den dritten lassen sie laufen. Dies ist wieder ein großer Skandal. Aber am Rückwege erdrosseln die Hunde eine Wildkatze. Das ist wieder ein Trost. Das Pferd stolpert über ein reines Nichts. Dies ist ein großes Unglück. Aber weder Mensch noch Thier haben dabei Schaden genommen. Dies ist wieder ein großes Glück.

In der Nähe gibt es einige gute Kameraden, denen der Mensch erzählen kann, was ihm passirt ist, und die Einem im Tausche wieder erzählen, was Großes sie vollbracht haben.

Mittags wartet die Hausfrau mit einem prächtigen Mahle des Mannes; auch die guten Kamaraden läßt sie nicht fort. Kraut mit Bratwurst ist nach einer solch' großen Kommotion ein gar prächtiges Essen! Nach dem Essen ist eine vollständige Tarokpartie beisammen, und der Mensch kann noch des andern Tages prahlen, wie er gegen 10 Tarok Pagat-Ultimo gemacht habe mit „Contra-Recontra"! Die ganze Politik, die noch gemacht wurde, bestand darin,

daß Puschkin den „Vulpis" (eine Karte, die aber auch gar nicht „sticht") „Araktsejeff" genannt hatte. Aber der Postmeister hatte selbst deshalb seinen Kopf mißbilligend geschüttelt! Wozu die Unterhaltung durch derlei stören wollen?

Dann, als die Gesellschaft bereits aufbrechen will, fällt es dem Postmeister ein, daß er in seiner Tasche die Zeitung Puschkin's vergessen hat.

Die Zeitung wird aufgemacht. (Die alten anständigen Zeitungen werden nämlich in Couverts verschickt.) Was kann darin stehen?

„Eine Militärparade?"

Die liest kein Mensch.

Sodann Frankreich. Die Franzosen sind zufrieden. Der Mühe werth zu wissen! — Türkei. Die Griechen sind versöhnt. Das ist klar! — England. Die Kanal-Flotte ist nach Dover zurückgekehrt. Daran hat sie gut gethan! — In Rußland hat sich nichts ereignet. Gott sei Dank!

Damit zündet jeder seine Lampe an und geht nach Hause. Der Hausherr aber sucht das Zimmer seiner Gattin auf. Die gute Frau hat schon ausgeschlafeu und zankt den Kommenden nicht aus, daß er so lange gespielt. Gute, brave Frau! Des andern Tages steht man spät auf, es ist nämlich ein so tiefer Schnee gefallen, daß man bei dem Fenster gar nicht hinausschauen kann. Thut nichts! Man ist nicht bloß Nimrod, sondern auch Tyrtaeus; kann man nicht hinaus zu Diana, so hat man im Hause die Musen: auch diese sind gute Freunde. Man zündet die Pfeife an, geht im Zimmer auf und ab und dichtet so, daß man bei jedem Komma, jedem Punkt das liebe kleine Weibchen küßt, das inzwischen mit einer hübschen Frisur beschäftigt ist. Ist es schwer den Reim zu finden, nimmt man das Weibchen auf den Schooß, sieht ihr in die Augen und — gleich ist der Reim gefunden.

Nachmittags sind die guten Kameraden abermals da, Postmeister, Pächter, Gutsherr. Der große Schnee hat sie

nicht zurückgehalten; zwei waren mit ihrem eigenen Fahrzeug gekommen, nach dem Dritten hatte Bethsaba den Schlitten ausgeschickt, damit die Gesellschaft voll werde. Sie arrangirte den Spieltisch.

Dies ist das Paradies! Das wahre Paradies.

Einmal gelang es der Schlange doch, in's Paradies zu schlüpfen.

Als am Ende des Spiels die lange Liste zusammen gezählt wurde, um zu sehen, wie viel Kopeken Einer gewonnen habe, mußte der Postmeister alle Säckel auskramen, um seinen Verlust berichtigen zu können. Bei dieser Gelegenheit entnahm er verschiedene Briefe seinen Taschen.

„Gibt es heute nichts Neues?" fragte ihn der Pächter. (In jene Gegend kam nur eine Zeitung, die Puschkin hielt; die Nachbarn kamen, wenn sie Neuigkeiten hören wollten, stets zu Puschkin.)

„Was faseln Sie? Habe ich nicht gestern eine Zeitung gebracht? Glauben Sie, der Zeitungsschreiber sei ein Teufel, der jeden Tag lügen kann? Genug für ihn, daß er es dreimal in der Woche thun muß. Ein christlicher Zeitungsschreiber muß jeden dritten Tag feiern können. Wenn Sie eine Zeitung haben wollen, lesen Sie die gestrige Nummer!"

„Die haben wir bereits gelesen."

„Aber die Militärparade habt Ihr noch nicht gelesen."

„Nun, so lesen wir sie."

Und es war der Mühe werth sie zu lesen; es stand nämlich in dem Berichte, daß sämmtliche Leibregimenter St. Petersburgs in der Kapelle des Winterpalastes einzeln den Schwur leisten mußten. Und warum sollten sie nicht schwören? Das schadet ja den Soldaten nicht.

Ja, aber sie mußten dem Czar Konstantin den Eid der Treue schwören.

„Czar Konstantin? Wer hat von einem Czar Konstantin gehört?"

Das war aber so geschehen, daß man im großen

Trubel ganz vergessen hatte, den Tod des Czaren Alexander amtlich zu melden!

„Ein Lapsus calami!“ sprach der Postmeister.

„Wahrscheinlich war der Zeitungsschreiber betrunken! Und warum sollte der Zeitungsschreiber nicht betrunken sein dürfen? Einmal im Jahre!“

Alle beruhigten sich damit: der Zeitungsschreiber feierte seinen Namenstag, berauschte sich und schrieb statt Alexander Konstantin; die nächste Nummer wird unter „Errata“ schon die Berichtigung bringen.

Die nächste Nummer brachte aber keine Berichtigung, vielmehr wurde der „Fehler“ verdoppelt, verdreifacht, indem alle Verordnungen im Namen Sr. Majestät des „Czar Konstatin“ erlassen wurden.

Nie ist der Tod des Czaren Alexander amtlich publicirt worden!

Das gute zeitungslesende Publikum ersah nur aus den Sontagsnummern, daß doch Etwas an der Sache sei. In diesen Nummern war bereits enthalten, daß in sämmtlichen Kirchen Petersburgs Trauergottesdienste abgehalten wurden, man las die amtlichen Oden der Professoren, welche den Ruhm des verstorbenen Czaren in russischer, lateinischer und griechischer Sprache besangen.

Niemand wunderte sich mehr darüber, daß alle ferneren Verordnungen im Namen Konstantin's erschienen, er war der Cäsarewitsch, er war nach russischem Staatsrecht der Thronfolger. Daß er beim Volke nicht beliebt war, kam nicht in Betracht. Was hat das Volk damit zu schaffen? Die Soldaten haben ihm Treue geschworen, und wer die Soldaten hat, dessen ist das Reich.

Und was kümmert dies namentlich die „glücklichen Menschen“ dort in der ländlichen Wohnung? Ihnen war das Häuschen lieb und theuer, als noch Czar Alexander in Petersburg herrschte — dadurch, daß nun Konstantin an seine Stelle kam, ist ihnen das Häuschen nur noch theurer geworden.

Der Winterpalast hatte ein neues Gespenst zum Be-

wohner bekommen. Schon dem alten Gespenst, das stumm, melancholisch unter seinen Treuen wandelte, war schwer zu dienen gewesen, um wie viel mehr dem neuen, das schlägt, stößt, Gebeine bricht und flucht. Seine Heiterkeit ist noch schrecklicher, als die Schwermuth des Andern gewesen war.

Aus diesem Grunde konnte sich der Officier der Leibwache, dessen Tasche einen höheren Befehl birgt, der ihm verbietet, sich von Pleskow auf eine Tagreise weit zu entfernen, mit Recht einen „glücklichen Menschen“ nennen.

XLVII.

Der Versucher.

An einem stürmischen Wintertage, an welchem die Nachbarn sich nicht einmal zum Besuche Puschkin's aus ihren Häusern herauswagten, fuhr ein Schlitten unter Schellengerassel in den Hof, und aus den Pelzen und hohen Filzstiefeln wickelte Ritter Galban sich heraus.

Gegenüber einem Gaste verstummt jedes feindselige Gefühl, um so mehr, wenn ihm wirklich schlechtes Wetter bescheert. Der Weg war unter Schneewehen vergraben, man sah nicht, wohin man trieb.

Puschkin bewillkommte den Ritter Galban auf das herzlichste; im warmen Zimmer wurde dann die Friedenspfeife angezündet. Bethsaba bereitete den Thee.

„Aber um Himmelswillen, was hat Dich denn in diesem Schneesturm aus Petersburg herausgetrieben?“

„Hm, Kamerad, das könntest Du dir nach Deinen eigenen Erfahrungen ganz gut denken, geht ja auch Dein Fenster nicht auf den Newski-Prospect hinaus. Auch Du hast Grund, hier zu sein.“

„Allerdings,“ sprach Puschkin, den Rauch der Pfeife in blauen Ringen in die Höhe dampfend; und die Ringe vereinigten sich oberhalb des Hauptes Bethsaba's wie eine

Aureole um das Haupt der Heiligen — und ostentativ zog er seine Gattin an sich, seinen Arm um ihre Taille legend: — „Hier ist der Grund!“

Galban lachte. — „Nun, einen solchen Grund habe ich allerdings nicht! Bei mir heißt es nur: „Veteres migrate coloni“ (alte Häusler wandert aus!) Die Welt ist verdreht. Die alten Leute retten sich. Auch Araktsejeff raucht seine Pfeife in Grusino.“

„Das wundert mich. Czar Konstantin war ja sein Ideal, und ebenso weiß ich, daß Czar Konstantin Niemanden mehr liebt als Araktsejeff.“

„Ja, wenn Konstantin Czar wäre, dann wüßte auch ich, wohin ich treiben soll — aber er ist nicht Czar.“

„Nicht Czar?“ sprach staunend Puschkin. „Hier in der Zeitung stehen ja doch seine Verordnungen.“

„Aber, lieber Alexander Sergiewitsch! Du bist ja doch selbst Schriftsteller, und bist dennoch so naiv, zu glauben, was in den Zeitungen steht?“

„Zum Teufel! Aber der amtlichen Zeitung muß man doch glauben, wenn sie schreibt, daß der Senat Konstantin zum Czaren ausgerufen hat, daß die Leibregimenter dem Czaren Konstantin den Eid der Treue geleistet haben.“

„Und gleichwohl ist Konstantin nicht Czar. Wir leben, Freund, in dem Zeitalter der Wunder und der Absurditäten. Diese bindet das Amtsblatt dem großen Publikum freilich nicht auf die Nase, aber doch weiß in St. Petersburg Jedermann, was vorgeht. Als Konstantin bereits zum Czaren proclamirt war, und von dem Großfürsten herab bis zu den Leibwachen Jeder ihm den Huldigungseid geschworen hatte, producirte der Präsident des Senates, Lapukhin, ein versiegeltes Packet, worauf von der Hand des todten Czaren geschrieben stand: „Nach meinem Tode im Staatsrathe zu öffnen.“ Die Siegel wurden geöffnet; man fand eine Urkunde, in welcher Großfürst Konstantin, der Cäsarewitsch, der Thronfolge zu Gunsten seines jüngeren Bruders, des Großfürsten Nikolaus, entsagt. Eine zweite im Packete enthaltene Urkunde enthielt das Testament

Alexander's, in welchem dieser die Thronentsagung Konstantin's annimmt und zum künftigen Thronerben Großfürst Nikolaus ernannt wird."

„So ist also nicht Konstantin der Czar, sondern Nikolaus? Das ist sehr klar." Puschkin sprach dies in einem Tone, dem man ansah, daß ihm auch dies sehr gleichgiltig sei.

„So klar ist es nun nicht! Großfürst Nikolaus will die zu seinen Gunsten erfolgte Thronentsagung nicht annehmen. Er ist ein Anhänger der alten Staatsordnung, die nicht geändert werden dürfe und nun fließt der Kampf der Hochherzigkeit zwischen St. Petersburg und Warschau; durch Vermittlung des dritten Bruders, des Großfürsten Michael, fordert nun jeder Bruder vom Andern, daß er die Krone annehme."

„Nun das ist allerdings eiue große Bruderliebe, schier beispiellos in der Weltgeschichte. Bis nun haben die Königssöhne mehr um die Krone gerauft!"

„Und was die Chimäre vollständig macht, ist, daß vollendete Thatsachen, die sich gegenseitig ausschließen, einander gegenüber stehen. Es ist eine vollendete Thatsache, daß Konstantin als Czar proklamirt wurde und von dem Throne nicht entfernt werden kann, und ebenso ist es eine vollendete Thatsache, daß er Johanna Grudzinska zum Weibe genommen hat, eine Polin, Katholikin, eine gewöhnliche Adelige; drei Eigenschaften, welche ihrem Manne das Tragen der russischen Krone unmöglich machen. Und so ist es Konstantin verwehrt, sich auf den Thron zu setzen, und ist ihm verwehrt, vom Throne herabzusteigen."

„Meinetwegen. So mag er stehen."

„Du, in Deinem Tusculum, kannst leicht Witze machen, was sollen aber die in die Klemme getriebenen armen Höflinge machen?"

„Umsomehr, da dem Cäsarewitsch das Weib lieber ist als die Krone!"

„Lassen wir das! Mit dieser übertriebenen ehelichen Liebe streuen wir Niemandem Sand in die Augen. Ich hatte Gelegenheit, diese Liebe auf die Probe stellen zu kön-

nen. Ich kann sagen, daß es keiner Zauberkünste bedurft hätte, um Frau Johanna den ritterlichsten fürstlichen Liebhaber vergessen zu lassen. Damals konnte sie ihn nämlich noch nicht Gatten nennen. Wenn nicht ein stärkeres Gefühl mein Herz beherrscht hätte! (Ein unterdrückter Seufzer und ein verstohlener Seitenblick auf Bethsaba war bemüht, den Worten die Erklärung zu geben.) Wahrlich in meiner Hand lag die Macht, den Großfürsten Konstantin mit den neunzehn Kronen Rußlands zu beschenken. Und dann auch noch mit einer zwanzigsten. Ich hätte nur um einen Tag länger im Garten der schönen Lazienka bleiben müssen."

Puschkin ekelte dies Aufschneiden an. Er klopfte die Asche seiner Pfeife auf die Erde. Gerade so hoch achtete er auch die Prahlereien Galban's.

„Ich aber weiß, daß der Cäsarewitsch und dessen Gattin sich gegenseitig so vergöttern, daß Konstantin den Kopfputz Johannen's nicht für die Krone Rurik's dahin geben möchte."

„Wie aber, wenn dies nicht das Verdienst des Kopfputzes Johannen's ist? Wie, wenn die Schuld in der Krone Rurik's liegt? Ein gescheidter Mensch flüchtet beim Gewitter, wenn er trocken bleiben will, nicht unter eine Fichte. Und unter allen Tannen ist die Krone der russischen Fichte zur Zeit eines Gewitters die gefährlichste. Jeder weiß, — selbst die Spatzen zwitschern es, — daß der verstorbene Czar nur durch ein wohlthätiges kaukasisches Fieber von dem Verhängniß verschont blieb, das jeden russischen Czaren auf dem Throne ereilt. Selbst über den letzten Fall wird viel gefabelt. Man spricht von einer Vergiftung. Das bonmot Talleyrand's macht die Reise durch die Welt: „Es wäre doch schon Zeit, daß die Todesart der russischen Czaren geändert würde!" Man schaudert es auszusprechen: Meuchelmord, Verrath, Verschwörung lauert auf den, der Rurik's Krone trägt. Man unterminirt den Betschemel, den Altar, die Kirche, wo er betet. Erklärt dies nicht zur Genüge, weshalb jeder der Brüder wetteifert, daß die Krone ihm nicht zufalle? Am deutlichsten hat der

Cäsarewitsch gegenüber der sächsischen Königin-Witwe die Ursache dieses Zögerns ausgedrückt: „Die russischen Czare müssen einen sehr starken Hals haben — und ich liebe es nicht, wenn mein Hals gekitzelt wird.“

(So verwegen! — nur die agents provocateurs pflegten so verwegen zu sprechen!)

Puschkind rückte die Bernsteinspitze so tief in den Mund, daß demselben auch nicht ein Wort entschlüpfen konnte. Bethsaba merkte ihrem Mann an, daß er wie auf Nadeln sitze und eilte aus dem Zimmer hinaus. Sie errieth die Gedanken ihres Mannes und trachtete, sie zu verwirklichen. Sie ließ drei Schlitten anspannen und schickte nach den Nachbarn, welche der Schneesturm abgehalten hatte zu kommen.

Galban setzte inzwischen sein Gespräch fort.

„Du weißt ja ganz gut, wer ich war und was ich bin. Mein ganzes Leben hindurch war ich Höfling: ich liebte es, zu dienen, zu gehorchen, zu intriguiren, nie hatte ich Neigung mich einer Liga von Verschwörern anzuschließen. Ich bin aufrichtig! Aber aus dieser gegenwärtigen Falle hilft gewöhnliche Unterthanentreue nicht heraus. Der Wirrwarr im ganzen Lande ist vollständig. Die Gesellschaften der Verschwornen selbst sind zerfahren. Durch den Tod des Czaren ist ihnen der Boden unter den Füßen entzogen. Es gibt keinen Czar! Gegen wen sollten sie sich verschwören? Sie haben sich in zwei Parteien gespaltet; nimmt Konstantin die Krone an, so wird Nikolaus als Gegen-Czar proklamirt; nimmt Nikolaus die Krone an, so ist wieder Konstantin der Gegen-Czar. Die Soldaten sind bereit aufeinander loszuschlagen; jede Partei will für ihren legitimen Kandidaten kämpfen. Unter dem beiderseitigen Schlachtenruf: „Es lebe der Czar!“ wird die schönste Revolution ausbrechen. Und man weiß nicht, wer Sieger sein wird? Siegt die Partei Konstantin's, dann sind die Anhänger Nikolaus die Aufständischen; gewinnt die Partei Nikolaus' die Oberhand, so werden die Anhänger Konstantin's als Revolutio-

näre verfolgt werden. Die Situation eines Menschen, wie ich es bin, ist die entsetzlichste. Auf wessen Seite ich mich auch schlage, ich weiß nicht, ob meine größte sklavische Treue morgen nicht schon Perduellio, Rebellio ist? In solchem Falle kann der gescheidte Mensch nichts Besseres thun, als das Chaos Chaos sein zu lassen, sich in die Wälder zu flüchten und Wölfe zu jagen. Ich hoffe, Alexander Sergiewitsch, daß wir uns auf diesen Jagden oft begegnen werden."

„Mir ist es nicht gestattet, mich eine Tagereise weit von Pleskow zu entfernen."

„Nun denn, mein Gut ist gerade so weit von Deinem entfernt. Ein kurzer Wintertag. Unterhalten wir uns so gut als möglich, so lange diese chaotische Welt existirt."

Puschkin versprach, daß er den Besuch in Kürze erwidern werde.

„Nun sind wir ja vollständig Kollegen," schwätzte Galban weiter. „Du kannst Dir die Wehklagen unter den Tsinovnik's in St. Petersburg leicht denken. Im nächsten März sollte Czar Alexander das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum feiern: jeder Höfling rechnete darauf, daß er an diesem Tage um eine Rangstufe höher steigen werde, daß er statt des Titels „vasé blagorodié" den Titel „vasé voniszkoblagorodié" erhalten werde. Viele haben sich schon im Voraus die neuen Uniformen machen lassen und die Antworten geochst, die sie im Examen geben werden. Du weißt ja, daß bei uns Jeder, der im Amte avancirt, vorher eine Prüfung ablegen muß. Zum Glücke theilen die Herren Professoren die Fragen den Examinanden immer früher mit, und zwar um sehr billiges Geld. Und das Alles ist nun zu Wasser geworden! Ich selbst war auch auf der Liste in der dritten Rangstufe, als Direktor der Petersburger Theater „vasé prevoszkoditelsztvo," auch Du figurirtest in der Liste als Major. Dreitausend Aspiranten, die größtentheils noch in die Hände Daimona's das Aufgeld gelegt haben. Jetzt ist die ganze Liste nicht mehr als ein werthloser Fidibus!"

Das gefährliche Gespräch wurde durch das Gepolter der drei angekommenen Nachbarn unterbrochen.

Nie hat sich die Thüre vor ersehnteren Gästen erschlossen!

Diese waren aber nicht gekommen, um über verwickelte Thronfolgefragen zu streiten, sondern sie kamen, um zu tarockiren, und es ist männiglich bekannt: „Tarock geht über Alles!"

Ritter Galban entschuldigte sich damit, daß er nur Hazard, und nur um hohes Geld spiele.

„Nun so setz' Dich und spiel, mit meiner Frau Schach. Nimm Dich aber zusammen; Bethsi spielt sehr gut."

Und Ritter Galban fand ein Spiel das das größte Hazardspiel der Welt ist und um das höchste Geld geht.

XLVIII.

Die Maus spielt mit der Katze.

Die Herren schlugen beim Kartenspiel auf den Tisch los, als ob es das „Foliamentum" noch mehr schmerzen würde, wenn sie darauf hämmern, und dann fingen sie nach jedem Spiel zu zanken an: „das" hätten Sie ausspielen sollen, und nicht „Jenes," denn wir gewannen! Die Herren sagten sich Grobheiten, die, ohne Karte in der Hand, thatsächlich Ehrenbeleidigungen gewesen wären. In der andern Ecke des Zimmers ging es dagegen weit stiller zu. Hier wurde nur flüsternd gesprochen, wie es beim Schach üblich ist.

„Sie können, — Sonne meines Lebens — sehen, wessen ein verwundetes Herz fähig ist. Wer anderer als einer, der durch seine Liebe zum Narren geworden, macht zu einer solchen Zeit Besuche?"

„Sie haben sich also nicht vor dem politischen Chaos aus der Hauptstadt geflüchtet?"

„Ich? Ist es doch mein Element, in dem ich wie der

Fisch im Wasser lebe. Bin ich doch in diesem Elemente aufgewachsen. Ohne mich geschieht kein Thronwechsel in Europa. Als sich Mars zum Feldzuge rüstete, war ich der Merkur, der seine Botschaft überbrachte. Ich habe, um mich an Ihrem Lächeln zu erquicken, eine Lebensbahn entzwei gerissen, ein Fürstenkrone von mir geworfen."

„Und falls ich nicht lächeln würde?"

„Das würde mich wahnsinnig machen."

„O, Sie licitiren zurück! Bereits das letztemal haben Sie mir betheuert, meinetwegen wahnsinnig geworden zu sein, und nun treffen Sie erst Vorkehrungen dazu?"

„Jeden Tag fange ich auf's Neue an verrückt zu werden."

„Das beweist, daß Sie auch jeden Tag vom Wahnsinn genesen!"

„Beweist mein Hiersein nicht, daß ich inkurabel bin?"

„Nur das Schneegestöber hat Sie hierher getrieben."

„Der Sturm war mein Patron. Er gab mir das Recht, hierher zu kommen."

„O, unser Haus, — es steht dem Gaste immer offen."

„Unser Haus; welche Marter liegt in diesem kurzen Worte!"

„Soll ich sagen: Das Haus meines Gatten"?

„So hör ich's lieber! Das Sprechen in der „Mehrzahl" gebührt nur den Königen, nicht aber den Königinnen."

Die russischen Frauen sind keine Königinnen, sie sind Dienerinnen des Hauses. Eine löbliche alte Sitte.

„Aber an Ihnen liegt es, Sklaven zu machen."

„Ich hörte erzählen, die Türken hätten einmal die Stadt Ofen erobert, indem sie der Festung einen Besuch abstatteten. Merken Sie nicht, daß Sie das Gastrecht mißbrauchen?"

„Zeigen sie nur durch einen Blick, daß Ihnen mein Hiersein verhaßt ist, und weder Nacht noch Sturm wird für mich existiren; ich lasse einspannen und trotz Schneewehen, trotz dem Geheule der Wölfe werde ich mich auf den Weg machen."

„Sie wissen ganz gut, daß es schwer hielte, einen Vorwand dafür zu finden, daß Puschkin dies nimmermehr zulassen würde!"

„Ich wüßte wie es ginge. Schach dem König! Sie werden die Partie gleich verloren haben. Dann stehen Sie gereizt auf, fangen über den furchtbaren Tabaksqualm zu klagen an und gehen in Ihr Zimmer. Ich setze mich hierauf als „Kibitz" hinter Alexander Sergiewitsch und kritisire sein Spiel. Darüber gerathen auch die besten Freunde in Zank. Ein Wort gibt das andere; ich bin hitzköpfig, er auch. Schließlich lasse ich mich zur Thüre hinausjagen. — Nun, begreifen Sie mein Spiel?"

„Noch nicht. Ich habe noch die Rochade mit dem König. Ich will nicht, daß Sie unser Haus verlassen."

„Wenn Sie noch einmal „unser" Haus sagen, verlasse ich Sie zur Stunde. Der Gedanke, daß ein Dach sich über mir, meinem Glück und dem Räuber dieses Glückes wölbt, macht mir selbst das Paradies zur Hölle. — Schach dem König und der Königin!"

„So sind wir gezwungen die Königinen zu tauschen. Ich nehme Ihre, Sie meine Königin. — Ich will nicht, daß Sie mich verlassen. Wer weiß, ob die Engel auch wirklich so weiß sind, als sie gemalt werden?" setzte sie mit einem sinnverwirrenden Blick auf den Ritter hinzu. Zeneida hatte er sie so gelehrt. — „Sie haben diesen Zug übersehen. Schach matt!"

„In der That! Sie haben gewonnen!

„Beginnen wir ein neues Spiel. Mit Gambit."

„Der Sieger hat den ersten Zug. Ich nehme das Gambit an."

„Haben Sie seither von meiner armen, lieben Mutter nichts gehört?"

„Gut, daß Sie endlich selbst darauf zu sprechen kommen. Ich versichere Ihnen, hätten Sie nicht selbst gefragt, ich hätte nicht angefangen. Und doch war es hauptsächlich dies, was mich hierher geführt hat! Die Königin wünscht Sie zu sehen."

„Wirklich? Ich habe sie, seitdem man mich von ihr getrennt hat, bereits zweimal gesehen: im Winterpalaste, beim Neujahrsfeste."

„Jetzt werden Sie Ihre Mutter von Angesicht zu Angesicht sehen. Ich habe bereits die Erlaubniß zum Eintritte in das Kloster zum Besuche der Königin für Sie erwirkt."

„Haben Sie den Erlaubnißschein bei sich?"

„Wollen Sie denselben Alexander Sergiewitsch zeigen?"

„Nein, nein! Das muß geheim vor ihm bleiben."

„Dann lassen Sie den Schein in meiner Aufbewahrung. Er ist hier an gutem Orte. Puschkin kann Sie nicht dahin begleiten; für ihn wäre dies ja ein wahrer misdeminuor. Sie können, sobald einmal eine Gelegenheit znr Benützung des Scheines kommt, denselben von mir sofort erhalten."

„Ja, wenn einmal Puschkin auf mehrere Tage verreist."

„Senden Sie dann zu mir und ich werde den Schein schicken!"

„Aber mit dem Hin- und Hersenden vergehen zwei kostbare Tage. Wäre es nicht besser, wenn ich selbst käme?"

(„Das ist ein göttliches Weib!") „Wird mir dieses Glück zu Theil, so zünde ich nach Ihrer Entfernung mein Schloß an allen vier Ecken an, damit es nach Ihnen keinen andern Gast mehr empfangen könne."

„Schach matt! — Jetzt habe ich Sie schön angeführt! Ich habe nur geplaudert, um Ihre Aufmerksamkeit vom Spiele abzulenken. Ein wirkliches „Schuster-Matt." Und nun können Sie schlafen gehen, Ritter! gute Nacht!"

Bethsaba verließ das Zimmer. Ritter Galban aber erhob sich mit dem vollen Gefühle des Triumphes vom Tisch; er war überzeugt, das Spiel gewonnen zu haben. In der Regel pflegte er zwei von drei Spielen zu gewinnen. (Im dritten wurde er geschlagen.)

Die Tarockspieler hatten von all' diesen Vorgängen nichts gemerkt. Es war eine schreckliche Schlacht, die an diesem Tische geschlagen wurde. Alexander Sergiewitsch hatte ein „aufgelegtes" Solo, mit Quint major, tous les trois, verloren. Es war eine furchtbare Niederlage.

„Zwei „blanke“ Könige in der Hand und beide Könige genommen — hundert Millionen Teufel!“ fluchte Alexander Sergiewitsch.

„Ja, diese Könige,“ prahlte der Postmeister ob seiner kühnen That, „alle diese Könige werden von uns geschlagen.“

„Was?“ begann Ritter Galban. „Sie schlagen die Könige? Das ist ja eine wahrhaftige republikanische Bewegung!“

Die Lust zum Spiel wurde dem Postmeister durch dieses Wort so sehr benommen, daß er um die „Tour“ bat und das interessante Spiel beendete.

Puschkin begleitete seine Gäste bis zu den Schlitten und kehrte sodann zu Ritter Galban zurück.

„Nun, wie ist das Spiel mit meiner „Kleinen“ ausgefallen?“

„Ich wurde total geschlagen. Sie spielte mit mir wie die Katze mit der Maus. Von wem hat sie wohl so trefflich spielen gelernt?“

„Das Schachspiel? Die liebe Sophie Narischkin war ihre Lehrerin; Beide machten tagtäglich ihre Partie.“

Es war aber nicht so. Nicht Sophie, Zeneida hat die „Kleine“ dieses Spiel gelehrt. — Diesmal hatte die Maus mit der Katze gespielt — so wie es ihr gefiel.

XLIX.

Das Gegengift.

Dem eisigkalten Wetter mit seinen Schneestürmen folgten schöne, heitere Decembertage. Ritter Galban reiste auf seine Besitzung ab, nachdem er vorher Puschkin das Versprechen baldigen Gegenbesuches abgenommen hatte. Der Postverkehr kam ebenfalls in sein altes Geleise zurück, d. h. die Schlittenfahrt war wieder möglich geworden.

Das Amtsblatt übertraf an Langweiligkeit alle seine Vorgänger.

Am Schlusse der sogenannten Tagesneuigkeiten befand sich jedoch eine Kundmachung, welche mittheilte, daß „am 26. d. M. Zeneida Ilmarinen im Börsenpalaste zu Gunsten des Findelhauses ein Konzert geben wird."

. . . . Also am 26. December!

. . . . Zu Gunsten des Findelhauses!

Das Konzert wurde acht Tage vorher angekündigt — damit Jeder, der demselben anwohnen will, rechtzeitig kommen könne.

Von Pleskow bis St. Petersburg sind zwei gute Tagreisen. Puschkin mußte, den Postweg abgerechnet, die Nachricht 6 Tage früher erfahren.

Auch Bethsaba las die Neuigkeit und sprach:

„Schau! wie gerne möchte auch ich dabei sein, wenn meine liebe Zeneida singt!"

Ihr Herz aber war von Schrecken erfüllt. Auch sie wußte ganz gut — Zeneida hatte es ihr gesagt — was dies Konzert, was dies Singen bedeute.

Von dieser Minute angefangen war Puschkin wie ausgewechselt: griesgrämig, tiefsinnig. Bethsaba las in seinem Antlitz wie in einem offenen Buche. Hatte sie doch von Zeneida den Schlüssel zu den Hieroglyphen erhalten. Sie wußte ganz gut, worüber Puschkin sinne; — sie wußte ganz gut, daß „Eleutheria" der Name ihres alten Verehrers sei.

All' ihre Liebe konzentrirte sie nun um ihn, um ihn festzuhalten.

Ist es ja doch nicht unerhört, daß große Menschen, berühmte Staatsmänner in ihrem Liebesglück das Rendezvous vergaßen, welches sie ihren Kameraden oder Feinden auf dem Schlachtfelde gegeben haben! Wie oft geschah es, daß große Männer, wenn sie diese „kleine Welt gefunden, gelernt haben, welch' gute Sache es sei ein „kleiner Mensch" zu sein! Wie glücklich doch die Liliputaner sind!

Vergebliches Bemühen!

Zwei Tage hindurch kämpfte Puschkin mit sich selbst, dann theilte er Bethsaba mit, daß er am 24. December Morgens abreisen müsse.

Bethsaba frug nicht einmal, wohin? — auch nicht, auf wie lange? — sie frug nur: „Mich nimmst Du also nicht mit?“

„Nein, Theure; in dieser Kälte ist es Dir unmöglich zu reisen. Der Weg ist sehr schlecht.“

„Dir ist er also nicht zu schlecht? Kannst Du die Reise nicht verschieben?“

„Unmöglich!“ sprach unwirsch Puschkin; der Ton, in dem er es sagte, verbot jedes weitere Fragen.

Bethsaba merkte, die Stunde der gefürchteten Gefahr sei gekommen.

Das Gift rollt schon in den Adern.

Es gilt Gegengift zu nehmen. Sie ging in ihr Zimmer und schrieb an Ritter Galban:

„Alexander Sergiewitsch trifft Vorkehrungen, in diesen Tagen abzureisen. Ich erwarte Ihre Antwort.“

Den inhaltsschweren Brief übergibt sie einem Diener, der auf einem Schlitten nach dem Gute Galban's jagt.

Nach diesem Gespräche merkte Puschkin, daß sein Trübsinn Alles verrathe; von dieser Minute zwang er sich zu excessiver Heiterkeit. Seine Gäste rühmten ihm nach, er sei noch nie so lustig gewesen. Nur Bethsaba wurde dadurch nicht getäuscht.

Endlich kam der Morgen des gefürchteten Tages.

Beide standen zeitlich auf, damit Puschkin sich nicht verspäte.

Bevor jedoch Puschkin den Reisepelz umlegte, fiel ihm Bethsaba an die Brust und sprach zitternd:

„Ich kann Dich nicht ziehen lassen, ohne eine Sünde gebeichtet zu haben, die ich an Dir begangen habe.“

„An mir? Wie kannst Du gesündigt haben?“

„Ich war eifersüchtig.“

„Dieser Reise wegen?“

„Ja.“

„Du bist ein Närrchen! Wirst Du immer, so oft ich abreise, eifersüchtig sein?“

„Nur jetzt! Man hatte mir im Vorhinein gesagt, daß Du dieser Tage zum Besuche Deiner alten Liebe abreisen willst, allein abreisen.“

„War es Galban, der Dir diese Mittheilung machte?“

„Er sagte mir's, als er bei uns war. Ich fragte ihn nach dem Namen der Frau. Er werde den Namen nennen, wenn ich ihn noch einmal darum befragen werde, antwortete er. Als Du Dich nun zur Reise fertig machtest, erwachte die Eifersucht in voller Stärke. Ich verlor den Verstand. — Tödte mich! Zertrete mich! — Ich schrieb Galban, bat ihn, mir den Namen jenes Weibes zu nennen, dem zu Liebe mein Gatte abreist. Er möge durch Dokumente beweisen, was er mir zu beweisen versprochen hatte. Er antwortete. Nimm und lies, was er geantwortet.“

Und sie reichte Puschkin den Brief Galban's hin.

Während Puschkin den Brief zu Ende liest, schwimmt die Welt vor seinen Augen im Blute.

„Angebetete Frau! Wollen Sie die gewünschten Dokumente besitzen, so besuchen Sie mein bescheidenes Schloß; fremden Händen kann ich die Dokumente nicht anvertrauen. — Ihr treuester Sklave Galban.“

Erstaunt blickt Puschkin auf Bethsaba. Zitternd stürzt das Weib auf die Kniee.

„Verzeih! ich wußte nicht, was ich that. Schlage mich nicht! Ich bin schon genug durch die Schande gestraft, die mir zugefügt wurde. Ich bin auf ewig beschimpft!“

Puschkin hob die Frau auf.

„Weine nicht! Du warst ein thörichtes Kind, weiter nichts. Vor mir bist Du reiner als die Engel. Und dafür, daß Du nicht beschimpft werden wirst, dafür, ich schwöre es bei meinem Gott, werde ich sorgen. Küsse mich und sei ruhig.“

„Du verzeihst mir?“

„Ich habe Nichts zu verzeihen. Die Frau hat das

Recht, vom Manne zu fordern, daß er ihr so treu bleibe wie sie es selbst ist. So werde auch ich's halten. Jetzt umarme mich und gibt schön Acht auf Dich. Wenn ich zurückgekehrt bin, dann will ich Dir auch sagen, wer das Weib war, auf dessen Einladung ich die Reise angetreten."

Bethsaba kannte dies Weib ganz gut: „Eleutheria." Puschkin nahm seine Waffen, warf sich in den Schlitten und gab dem Kutscher die Weisung, wohin er fahren solle.

Der Jemschik schüttelte den Kopf. In dieser Richtung kommt man nie nach Petersburg.

Es dauerte vom Morgen bis Abend, bis Puschkin bei dem Schlosse Galban's anlangte. Es war ein altes Gebäude inmitten ausgedehnter Fichtenwälder, ein Jagdschloß.

Das Gegengift wirkte ganz vortrefflich.

Das Liebesglück hätte Puschkin nie vermocht, den bestimmten Termin des Stelldicheins zu versäumen, aber die Eifersucht ist ein stärkeres Gegengift! Der Männer gibt es genug, die für die Freiheit Liebe, Glück, Vermögen, hohen Rang dahingeben — aber Einen, der seine Mannesehre dafür opfert, hat die Welt noch nie gesehen. Legt in die eine Wagschale alle Ungeheuer der Leidenschaften, in die andere die Eifersucht — sie wird auf's tiefste sinken. Kein Tyrann der Welt wird so stark gehaßt, als der Nebenbuhler.

Würde man Brutus am Idus des März gesagt haben, Casca habe sein Weib verführt, so wäre Casca und nicht Cäsar gestorben.

Zeneida hatte dies gut ausgekocht.

Sie kannte die ganze Sachlage.

Seit Monaten schon spielten die beiden Gegner mit offenen Karten.

Ihre Pläne waren durch geheime Anzeigen längst verrathen, man kannte gegenseitig die Namen. Aber jede Partei zögerte mit dem Angriffe. Die Anhänger der für die Konstitution kämpfenden Partei waren unter den höchsten Staatswürdenträgern zu finden, selbst unter der

Generalität. Daß der Zusammenstoß erfolgen wird, wußte Jeder, nur das Wann? war unbekannt.

Ein Schlüssel zur Bekanntmachung des Tages, an welchem der Aufstand erfolgen sollte, war vorhanden.

Die Abreise Puschkin's war der Schlüssel.

Der Tag, an welchem er Pleskow verläßt, um, entgegen dem Verbote, in Petersburg zu erscheinen, ist der Anfang.

Ritter Galban, die Fürstin Ghedimin und die ganze Liga Araktsejeff lauert auf diesen Tag.

Und hierauf gründet auch Zeneida die Intrigue, welche Puschkin aus dem Zauberkreise des verhängnißvollen Tages bannen soll.

Nach unseren Begriffen hätte dieses Spiel sehr leicht gefährlich werden können. Bei uns kann die Eifersucht tödtlich enden. In Rußland herrschen aber andere sociale Anschauungen. Ein Duell war damals etwas Ungewöhnliches bei den Russen. Wir sehen an dem Beispiele Jakuskin's, daß man den Herausforderer einfach nach dem Kaukasus schickte. Bethsaba riskirte nichts, als daß man Puschkin, falls er den Ritter Galban fordern sollte, nach Georgien schickt; denn Ritter Galban schlägt sich wohl mit Niemandem. Im schlimmsten Fall wird ein kleiner Faustkampf daraus, und da ist von dem verweichlichten Höfling für den starkfäustigen Landwirth Nichts zu fürchten.

Puschkin ließ, um durch das geräuschvolle Nahen des Schlittens keine Aufmerksamkeit zu erregen, das Fahrzeug auf der Straße stehen. Er nahm nur seine Pistole und Peitsche mit sich und spazierte dann in das Schloß.

Dieses schien ziemlich verlassen zu sein, im Hofe bellten nicht einmal Hunde. Nur mit Mühe gelang es Puschkin, an irgend einer Thüre einen Dwornik herauszutrommeln.

„Wo ist Ritter Galban?“

„Ja Herzchen, das weiß ich nicht, denn der ist schon gestern abgereist.“

„Lüge mir nicht, sonst soll Dich die Gerte befragen! Geh' und sage ihm, daß Jemand von Puschkins hier ist."

„Ach, mein Seelchen, da kommst Du eben zur rechten Zeit, denn der Herr Ritter hat einen Brief für Puschkins hinterlassen. Freilich sagte er, es werde ihn eine Dame abholen, aber ich denke, es sei Alles eins, wenn ich ihn auch Dir übergebe."

Damit zog er den Brief aus der Stiefelröhre. Es thut ja nichts, daß der Patschuliduft ein wenig vom Juchtengeruch angeheimelt wurde.

Puschkin riß den Brief auf und las:

„Madame! Ich bitte tausendmal um Verzeihung! Für diesmal aber ist es mir nicht um Ihr Herz, sondern um den Kopf Ihres Gatten zu thun. Ich eile, um ihm bei der schönen Frau zu begegnen, deren Name „l'échafaud" ist.

Galban."

„Umkehren!" — brüllte Puschkin dem Jemschik zu. „Jage was Zeug hält nach St. Petersburg!"

Es war schon zu spät. Ein Tag war verloren. Puschkin konnte am 26. December nicht mehr auf dem Schauplatze der Gefahr eintreffen. Die Frauen-Intrigue war trefflich gelungen. Ginge auch Alles verloren, — der Kopf des Dichters war gerettet.

L.

„Derevaski daloi!"

In St. Petersburg war es niemals ruhiger hergegangen als in den ersten drei Monaten vor dem 26. December.

Der nächtliche Lärm, das wüste Treiben der Wirthshäuser war plötzlich verstummt.

In den Kaba's wurden anstatt der täglichen drei-

tausend Eimer nicht mehr als zweihundert ausgeschenkt. Eine besorgliche Erscheinung, wenn sich das russische Volk entschließt, bei Verstand zu bleiben.

Seit fünfundzwanzig Tagen schon hatte Rußland keinen Regenten.

Was geschah unter diesen fünfundzwanzig Tagen?

Das große Reich hatte während dieser Zeit zwei Köpfe und zwei Herzen. Warschau das eine, Petersburg das andere.

In Petersburg wurde der Warschauer Vicekönig zum Czaren ausgerufen, in Warschau aber Großfürst Nikolaus.

Der jüngste Bruder Michael war eben bei Konstantin zum Besuch, als die Nachricht vom Tode Alexander's aus Taganrog eintraf — hieher war sie um zwei Tage früher als nach Petersburg gelangt. Ein großes Fest wurde durch die Schreckensbotschaft unterbrochen. Konstantin hieß seinen Bruder unverzüglich nach Petersburg zurückkehren, und erneuerte die Erklärung, daß er dem Throne entsage. Die Wege des Großfürsten und der von Petersburg kommenden Deputation kreuzten sich. Eben als Michael mit der erneuerten Entsagung in Petersburg anlangte, traf Labanoff in Warschau mit den Dokumenten ein, welche die Erwählung Konstantin's enthielten, ihnen beigeschlossen den Eid der Armee, die Huldigungserklärungen des Volkes mit hunderttausend Unterschriften. (Sie hatten alles am Sonntag aus den Kirchen kommende Volk unterschreiben lassen; wer nicht schreiben konnte, dem wurde die Hand genommen und geführt.) Aber der Zauber Johanna Grudzinska's siegte noch immer. Die versiegelte Bulle trug die Aufschrift: „Seiner kaiserlichen Majestät.“

„Ich weiß was sie enthält,“ sagte Konstantin. „Ich möge mich von meiner Frau trennen und mit dem Czarenthron verheirathen. Ich danke! Dieser Brief ist nicht an mich gerichtet. Ich bin keine kaiserliche Majestät; tragt ihn zurück dahin, woher man Euch gesandt.“

Und unerbrochen schickte er die ganze Bulle zurück.

Dem Großfürsten Michael ging es ebenso mit seiner Deputation. Der Brief Konstantin's war an Czar Nikolaus adressirt. Der nahm wieder diesen nicht an. Konstantin ist bereits ausgerufen, die Armee hat bereits den Eid der Treue geschworen, das Volk die Huldigung unterzeichnet, wichtige Staatsdokumente sind unter seinem Namen erlassen worden. Das ist nicht mehr zu ändern.

Michael mußte noch einmal nach Warschau zurück, daß er Konstantin zur Annahme der Krone bewege. Diesmal traf er in Dorpat mit der Deputation zusammen, welche aus Warschau zurückkehrte, und diese brachte wieder die unaufgelöste Bulle zurück.

Rußland hatte also keinen einzigen Czaren. Darauf sagten die Republikaner:

„Gut denn, so mögen ihrer zwei sein!"

Damals drang der Ruf der im Süden Rußlands entdeckten Militärverschwörung nach St. Petersburg.

Weder die eine noch die andere Partei konnte länger schwanken.

Pestel und 10 Bataillonsführer wurden gefangen genommen, aber die Insurrection war hiemit nicht unterdrückt, ihr Ausbruch nur beschleunigt.

Am späten Abend des 25. December entschloß sich Nikolaus, die Krone auf sein Haupt zu setzen.

Damit wurde das Verhängniß des Tages heraufbeschworen.

Das Manifest der Thronbesteigung war um zwei Uhr nach Mitternacht fertig geworden und konnte also nicht mehr publicirt werden. Am Morgen des anderen Tages aber sollten die Regimenter dem neuen Czaren den Eid der Treue leisten, ohne daß sie wußten was mit dem früheren Czaren geschehen war, dem sie kaum vor zwei Wochen Treue geschworen hatten.

Die Verschwörer beriethen auch die ganze Nacht hindurch was zu thun sei.

„Alles ist bereit zum *Freiheitskampfe!*" sagte der begeisterte Dichter Rylejeff.

„Nur Eines fehlt,“ antwortete Zeneida Ilmarinen. „Das Volk weiß nicht, was Freiheit bedeutet.“

„Und das ist wahr!“ sprach Ghedimin. „Das Volk begreift unsere Ideen nicht, wir hätten damit beginnen müssen, daß wir es belehren, was Freiheit ist.“

„Wir müssen den Anfang mit der Erlösung des Volkes von seinen Tyrannen machen,“ warf Jakuskin dazwischen, „dann wird ihm die Freiheit schon begreiflich werden.“

Der Krieg war angekündet. Die Verschwornen eilten zu ihren Regimentern und besetzten mit den aufgewiegelten Truppen noch im finsteren Nebel des frühen Morgens den Platz vor dem Winterpalaste.

Das Losungswort der Insurgenten war: „Derevaski daloi“ (Wirf den Holzzunder weg.) Bei den gewöhnlichen Waffenübungen waren Holzzunder im Gebrauche. Nun beeilte man sich, sie mit wirklichen Feuersteinen zu vertauschen.

Und dann: „Hurrah Konstantin!“

„Also blos Konstantin? Und von Freiheit keine Rede?“

Auch dafür war gesorgt.

Die aufgewiegelten Soldaten begannen auch zu rufen: „Es lebe die Konstitution!“

Man hatte sie glauben gemacht, daß „Constituczia“ die Gemalin des Fürsten Konstantin sei. Sie begeisterten sich also für die Freiheit als die Gemalin des Czars!

Die Freiheit selbst lag tief, tief unter dem Schnee, wie die begrabene Eichel! — Um sie zu erwecken, bedarf es des Sonnenstrahls.

Bei seinem Thronantritte, am ersten Morgen seines Regimentes, begrüßte den Czaren der Tumult der Revolution.

Es waren die begünstigtesten Regimenter, die sich gegen ihn auflehnten. Ihre Hurrahrufe tönten vom Czar-Peterplatz hinüber zum Winterpalast, den Nikolaus damals mit dem ruhigen, alten, kleinen Anikof-Palaste vertauscht hatte.

Seine Generäle stürmten erblaßt zu ihm hinauf, um ihn von dem Ausbruche der Gefahr zu verständigen. Nikolaus hatte bereits einen solchen Auftritt erlebt. Vor fünfundzwanzig Jahren war es. Er schlummerte damals noch ein kleiner Knabe, ruhig in seinem Bette, als seine Mutter plötzlich auf ihn zustürzte, ihn in ihre Arme riß und dann die ganze Flucht der finsteren Zimmer entlang um Hilfe jammerte. Aus einer Thüre trat ihr ein blasser Mann entgegen. Aus dem Nebenzimmer tönte das Toben eines wüthenden Kampfes herüber. Jemand kämpfte — um Leben und Tod. Es war sein Vater. Die blasse Mannesgestalt, Graf Pahlen, entriß die Mutter und ihr zitterndes Kind gewaltsam dem Schauplatze des Schreckens. Diese Scene konnte Nikolaus nie vergessen. Hatte er doch selbst auch ein kleines Söhnchen, das noch schlummernd in seinem Bette lag. — Auch er riß das Kind in seine Arme und stürzte die Treppe damit hinunter. Ehe er aber seinen Sohn den Soldaten übergab, führte er seine Gattin hinunter in die Kapelle. Dort knieten sie nebeneinander hin und schwuren, Herrschern würdig zu sterben. Den Kopf der Kaiserin befiel in dieser Schreckensscene ein Zittern, das ihm ihr Leben lang anhaften blieb. Dann trug der Czar seinen Sohn auf seinen Armen hinaus in den Hof. Die Wache des Winterpalastes bildete eben das Bataillon eines finnischen Regimentes. Die Kalevainen selbst, — die als Tschuden verspotteten Söhne des suomalaischen Volkes. — Sie sind keine Russen — was haben sie für Antheil an dem Reiche Rurik's?

Der neue Czar stellte sich vor sie hin — sein Kind auf seinem Arme haltend und die Uniform aufreißend, bot er ihnen die entblößte Brust dar.

„Wenn Ihr mir zürnt: schießt her auf meine Brust!"

Und Puschkin hatte Recht.

Das Menschlichkeitsgefühl ist stärker als der Durst nach Freiheit. Es schützt den Sklaven, wenn ihn der Czar verfolgt und den Czaren, wenn ihn der Sklave verfolgt.

„Fürchte nichts, wir schützen Dich!“ riefen die Landsleute Zeneida Ilmarinens.

„Dann übergebe ich Euch mein Kind; tragt Sorge für dasselbe. Falle ich, so soll dieser Euer Herrscher sein.“

Und damit warf er, unter seine auf's schmerzlichste bedrückten Unterthanen, den blassen Thronfolger hin: Alexander II.

Er kannte die Herzen der Menschen. Durch dieses Vertrauen wendete er ihre Waffen von seiner Brust und gegen seine Angreifer.

Das einzige finnische Bataillon vertheidigte den Winterpalast vom Morgen bis zum Abend gegen die ganze Revolution.

Nikolaus aber sprang auf sein Pferd, und von einigen Generalen begleitet, sprengte er durch's Thor.

Vor dem Winterpalaste wogte das Gesindel der Schankhäuser in hellen Haufen und brüllte das Messerlied — heute sollte es seine Ernte halten.

Nikolaus ritt hinein unter sie und sagte: „Was treibt Ihr hier, meine geliebten Kinder? — Ihr habt ja hier gar nichts zu suchen.“

Und die Menschen schauten einander an.

„Seht doch, das ist ja ein guter Mensch! Er nannte uns seine geliebten Kinder und schickt uns so schön fort von hier. Gehen wir nach Hause!“

Und sie zerstreuten sich.

Vor dem Admiralitätsgebäude empfingen ihn einige treu verbliebene Bataillone. An ihrer Spitze zog er zum ungeheuren Petersplatze hinauf, wo das Lager der Insurgenten stand. Die eine Seite des Platzes war von ihnen, die andere von den Getreuen des Czars besetzt. Zwischen den zwei Lagern stand jene kolossale Statue auf dem Granitsockel, die Hände so vor sich hinhaltend, daß man nicht wußte, ob sie befehle oder segne. Ein Theil der Aufständischen bestürmte über die zugefrorne Newa hinüber die Burg, der andere drang gegen das Thor des Winter-

palastes. Nikolaus irrte unterdessen den großen Platz auf und ab, unentschieden den Würfel hin und her wiegend, von dessen Wurf das Schicksal seines Herrscherhauses und seines ganzen Reiches abhing. Er versuchte früher Alles, um dem Kampfe auszuweichen. Er schickte den populärsten Führer der Armee, General Miloradovics, zu den Insurgenten, um sie zum Gehorsam zu bewegen.

Eine Kugel streckte ihn vom Pferde, ehe er sprechen konnte. Kakowski war es, der ihn tödtete. Der heldenmüthige Führer verschied in den Armen des Czars. Dann schickte er den ersten Priester des Landes seinen Feinden entgegen, den Metropoliten Serafim, in vollem Priesterornate.

Was kümmerten sich Jene jetzt um den Geistlichen? Sie griffen ihm in den ehrwürdigen schneeigen Bart und brüllten ihm in's Ohr: „Wenn Du ein Geistlicher bist, lese deine Messe, und menge Dich nicht zu deinem Schaden in die Sache des Militärs.“

Die Insurgenten erhielten unausgesetzt Sukkurs. Die Regimenter der Marine, die Hälfte der Grenadiere stellte sich vor sie hin. — Die Menge wuchs immer mehr und mehr, und der Platz erdröhnte von dem Rufe: „Es lebe die Konstitution!“

Da ritt der Czar selbst auf sie zu.

Die Aufständischen sahen ihn nahen. Es war eine Gefahr für sie, daß der Czar allein gegen sie heran kam. Ein Kavallerie-Officier galoppirte auf ihn los, die Hand am Schafte seiner Pistole haltend.

„Was willst Du?“ dröhnt ihm der Czar entgegen, als er ihm nahe gekommen war.

Und es lag ein solcher Bann in seinem kalten Blicke, daß der Tollkühne sein Gesicht vor ihm verbarg, sein Pferd umwendete und zurücksprengte.

Mit Gewalt mußte der Czar von seinen Begleitern dem Schauplatze der Gefahr entrissen werden.

Und es begann bereits zu dunkeln.

Den Heeren Gogs und Magogs wuchs der Kamm,

und sie begannen sich in das grauenhafte Spiel zu mischen. Wenn die Nacht hereinbricht, beginnen Axt und Messer ihre Herrschaft; siebzigtausend Muschiks werden entscheiden, wer künftighin in Rußland zu befehlen habe!

Die Generäle baten den Czaren flehentlich, das Zeichen zum Angriffe zu geben. Er schwankte noch immer. Zuerst versuchte er die Angreifer mit einem scheinbaren Stürmen auseinander zu sprengen. Er gab den Kavallerieregimentern der Leibwache Ordre, einen Scheinangriff gegen die Vierecke der Revolutionäre zu richten. Diese empfingen die Einherstürmenden mit Feuersalven, und die Leibkavallerie kehrte decimirt zurück. In diesem verhängnißvollen Augenblicke hörte man vor der großen Morskojegasse her zum Sturm trommeln, und an den Spitze des Moskauer Regimentes erschien Großfürst Michael. Gerade um diese Stunde war er von Warschau zurückgekehrt, und schnell die Treugebliebenen seines eigenen Regimentes zusammenraffend, griff er mit diesen die Aufständischen an, und damit begann der Kampf.

Die großen Schreier, die Helden der „Bärenkeule" mit ihrem ganzen Lager, säuberten auf das erste Reihenfeuer den Platz, nur die Soldaten hielten Stand.

Die Helden der Freiheit — kämpften heldenwürdig. Der arme Soldat aber, der gefallen, ohne zu wissen wofür, hat es vielleicht im Momente der Todespein erfahren, daß das, wofür er ausgelitten, eine ewig lebende Gottheit war, die einst seine Nachkommen selig machen wird: die Freiheit.

Bis in die späte Nacht hielten sie sich am Platze und schlugen die Angriffe der kaiserlichen Schaaren zurück.

Da, in tiefem Dunkel, nahte sich plötzlich eine Division Kanonen, die sich den Nyewski-Prospekt hinaufwärts bewegte.

Diese breite Radialstraße mündet derart auf den großen Platz, welcher zwischen dem Admiralitäts-Gebäude, dem Winterpalaste und dem Isaaktempel liegt, daß sie dessen beide Seiten beherrscht. Das Feuer der heranrollenden Kanonen konnte ebenso gut gegen das Heer des Czaren, wie gegen das Lager der Aufständischen gerichtet werden.

Und die Artillerieofficiere standen fast alle im Bunde mit den Insurgenten. — Diese empfingen sie mit Hurrahrufen, als sie an der Ecke der Straße die Kanonen loslösend ihre Division aufstellten. Sie mußten zu ihrer Hilfe gekommen sein. In diesem entscheidenden Momente sprengte Großfürst Michael an die erste Kanone heran, entriß dem Feuerwerker die Lunte, richtete die Kanone gegen die Masse der Aufständischen, und in ihre Reihen spie der erste Kanonendonner die zerstörenden Kartätschen.

Dieser erste Kanonenschuß entschied das Schicksal des Tages — der Epoche. Die anderen folgten nach. Die ganze Division richtete ihre Zerstörung gegen das Lager der Aufständischen.

LI.

Die namenlose Frau des namenlosen Mannes.

Wohin war aber der Diktator gekommen? — der Führer, die Seele der ganzen Bewegung: Ghedimin? Der suchte den ganzen Tag über einen Menschen, den er nicht finden konnte: sich selbst.

Wie hätte er ihn auch auffinden können, da dieser ja wieder vor ihm selbst die Flucht ergriff.

Die Aufgabe, die er übernommen, paßte weder für sein Wesen, noch für sein Gemüth. Beim ersten Schritte bemerkte er den abschüssigen Abgrund, in welchen die ganze Sache, welche er bisher auf seinen Schultern getragen, sammt ihren Vertretern versinken mußte.

Anstatt eines begeisterten Volkes, das durch die Feuertaufe der Freiheit zu heldenmüthigen Entschlüssen erhoben wird, faud er eine Schaar Soldaten, zu Narren gehalten durch den Vorwand, daß man ihnen ihren alten Czaren rauben wolle, den sie zwar verabscheuen, aber dem sie Treue geschworen, eine verrückt gemachte Soldateska, die nach der „Constitucia“ brüllt, von der sie glaubt, daß sie

die Gemalin des Czaren sei! — Was soll das Ende sein, wenn sie heute siegen? — Morgen muß ihnen bereits was Neues vorgelogen werden, damit sie nicht erfahren, daß es die Freiheit war, für die sie gestern kämpften. — Was ist ihnen Hekuba und was gelten sie Hekuba? — Was haben die Freiheit und die Leibgrenadiere miteinander zu schaffen? — Was bessert die Constitucia an ihrem Schicksale? — Allerdings haben ihnen ihre Führer versprochen, daß die Constitucia ihre Monatsgage verdoppeln wird, aber die muß ja dem Volke doppelte Steuer auferlegen, wenn sie den Soldaten doppelten Sold zahlen will. — Soll das die Freiheit sein? — Und was geschieht nun, wenn er übermorgen eintrifft, für den sie gestern gefochten, Konstantin selbst? Er kann an der Spitze eines ganzen Heeres, das er aus Warschau mit sich bringt, kommen und sagen: „Ihr wünscht mich, da bin ich, meine Kinder! Die Konstitution habe ich auch mitgebracht, aber sie ist nicht meine Gattin, sondern ein spanisches Rohr!“ Was soll dann geschehen!“

Und dieses Volk? Diese in ihr Lumpenelend resignirte, mit der Misère verwachsene Taglöhnerheerde. Siebzigtausend Muschiks, Vertreter der Lastträger aller Welttheile — nicht das russische „Volk“, ein Gebräu aus allen möglichen slavischen, finnischen, esthischen, litthauischen, schwedischen, samojedischen, ossetischen, lappischen und wallachischen Stämmen, die einander nicht verstehen, durch nichts geeinigt, als durch ihr gleichartiges Elend; und ihre Führer, nein, ihre Leithammeln sind hergelaufene französische Abenteurer. — Was verstehen sie unter Freiheit? Das Erstürmen der Branntweinkneipen und dann das Plündern der Paläste und Kaufläden. Ein aufwiegelndes Wort entzündet sie wie Stroh, und ein Kartätschenschuß zerstreut sie der Spreu gleich in alle Winde.

Seine Seele findet keine leitende Idee, er geht und kommt und kann keine ganzen Gedanken fassen. Während seines Herumirrens trifft er mit Ryléjeff zusammen, in dessen Gesichtszügen sich seine eigenen Empfindungen spiegeln.

Der Dichter drückt ihm traurig die Hand. „Die Sache war nicht reif,“ flüstert er ihm in's Ohr und eilt von dannen. In einer andern Straße begegnet er dem Obersten Bulatoff — im Civilanzuge. Bulatoff war zum militärischen Führer des Aufstandes erwählt worden — und nun treibt er sich im Rocke und Cylinder herum. Sie wollten Einer den Andern gar nicht sehen, so huschten sie an einander vorüber, der Eine auf dem diesseitigen, der Andere auf dem jenseitigen Trottoir.

Am wenigsten Muth fand er, den Palast Zeneida's aufzusuchen.

Er fürchtete mehr, ihr in's Angesicht als den Kanonen in den Schlund zu sehen. Sie trotzt der Gefahr, während er, der sie hineingeschleudert, entflieht.

Später sah er sich dennoch gezwungen, Zeneiden aufzusuchen.

Er mußte die Moikabrücke überschreiten.

Aber die Brückenwächter könnten es bemerken, daß er hinübergeht; der Kanal war zugefroren, Ghedimin ging also die Stufen des steingepflasterten Quais hinunter, um über das Eis an's jenseitige Ufer zu gelangen.

Kaum hatte er ein paar Schritte gethan, als er flüsternd beim Namen gerufen wurde.

Ueberrascht wendet er sich um. Aus der Wölbung des Brückenpfeilers taucht ein bekanntes Gesicht hervor: Herzog Odojefski. Ein blutrünstiger Maulheld, der heute Morgens noch Jeden niedermähen wollte, der zu schwanken wagt! Und jetzt steckt er unter dem Brückenpfeiler.

„Hüte Dich zu Zeneida zu gehen! Ihr Palast ist umringt!“ flüsterte er ihm zu und verkroch sich in sein Versteck.

Welch' ein Schreckensbild! Odojefski hinter dem Brückenpfeiler! Der Oberst, dessen Bataillon dort am Isaaksplatze kämpft, der Herzog, dessen Palast dort neben der „großen Million“ steht, der berühmte historische Name, der einen Platz zwischen Brutus und Riego beansprucht — duckt sich hinter eine Schneewehe! Und was macht er dort?

Wunden brennt er sich in's Antlitz mit einem Stück Höllenstein, um sich unkenntlich zu machen.

Nun verlor Ghedimin gänzlich den Kopf.

Er kehrte auf das andere Ufer zurück und eilte direkt nach Hause in sein eigenes Palais. Dort angelangt schrieb er folgende Zeilen auf eine Visitekarte:

„Ich bitte Sie um's Himmelswillen in die Wohnung meiner Großmutter herüberzukommen. Ich habe Ihnen wichtige Geheimnisse anzuvertrauen."

Diese Visitekarte schickte er durch den Portier zu Korynthia hinauf. Er selbst eilte dann zu seiner Großmutter. Dies war sein letztes Asyl.

Draußen war es bereits Nacht, und die Kanonen donnerten. Die Flammen des Geschützfeuers waren die einzige Beleuchtung der Czarenhauptstadt. —

Die gute alte Anna Feodorowna lebt noch heute inmitten ihrer Aufschlagkarten, ihrer brummenden Katze und ihres treuen Ihnasko, mit dem sie die Tage zählte, die noch übrig sind bis zum neuen Jahre.

„Wieder ein neues Jahr! Was es wohl bringen mag?" — wer es wohl erlebt?"

Es ist am zweiten Weihnachtstag. Zündet man am Abende dieses Tages zwei gleich große Kerzen an, so kann man erfahren, wer früher sterben wird — der Mann oder die Frau — wessen Kerze früher niederbrennt.

Diesmal war es die Kerze der Frau.

„Nun denn, Gottes Wille geschehe," seufzte die Alte auf, „wenn ich denn schon vorangehen muß. Je nun, die Zeit wäre auch schon da — gelebt habe ich lang genug! Aber den armen „alten Mann" muß ich vom Herzen bedauern, daß er ohne mich so ganz allein bleibt. — Man muß es ihm nicht sagen, daß ich gestorben bin. Laßt ihn glauben, daß ich noch am Leben bin. Daß er mir ja an jedem Geburtstage und Namenstage seine rothe Schlafmütze, die ich ihm jedesmal schenke, erhält. — Hörst Du, Ihnasko?

„So sprechen Sie nur doch nicht so viel vom Sterben!“ zähneklapperte der alte Diener. „Zittern mir ja doch ohnehin alle Knochen von diesem Kanonendonner.“

„Weil Du feige bist. Weil Du nie Soldat warst. Fürchtest Dich selbst vor den Kanonenschüssen, wenn Du weißt, daß sie blos zur großen Weinachtsprocession einladen! Um diese Zeit gibt der Czar dem Hofe ein großes Parademahl, und dem Volke ein Feuerwerksschauspiel. Hörst Du, wie es knallt? Das sind die Raketen. Jetzt steigt die große Girandole auf! — Und wenn dann sechs solche Schüsse auf einander folgen, so bedeutet dies, daß der Czar sein Glas zum Trinkspruch erhebt. — Oho! dieses Fest habe ich gar oft gesehen — kein einziges wurde ohne mich begangen. Ja, ich war schön, als ich noch eine junge Frau war — und meine Stimme, sie klang wie Silber. Czar Paul forderte mich fortwährend auf, seine Lieblingsmelodie zu singen: „Wenn bei dem letzten Abendstrahl.“ — Das Lied ist auch heute noch hübsch. — Aber ich habe Niemanden mehr, dem ich es vorsingen kann.“

Und gerade in diesem Augenblicke kam Jemand, der das schöne Lied gerne anhört.

„Jesus, unser Herr, ist gesegnet!“ rief Anna Feodorowna die Hände zusammenschlagend. „Hat sich das Nestheckchen seiner Großmutter erinnert? Was? Du hast das glänzende Mahl des Czaren im Stiche gelassen, um Deine arme Großmutter am zweiten Weihnachtsabend zu besuchen. Nun, das ist wahrhaftig herzlich lieb von Dir, Iwan Maximowitsch. Aber Du gehst wieder zurück. Unterlasse es ja nicht! Daß Du Dir meinethalben keine Beschwerde des Czars zuziehst — denn die Gnade des Czaren ist wie die Unschuld einer Jungfrau, daran nichts verloren gehen darf. Wenn er vielleicht bemerkt hätte, daß Du Dich vor der Zeit entfernt hast, so suche eine Ausrede. Gestehe ihm immerhin, daß Du Deine Großmutter besucht hast. Er kennt mich und hat mich sehr geliebt, als er noch ein kleiner Junge war. Damals war ich noch ein junges Weibchen!“ (Die alte Frau sprach noch vom Czaren Alexander, der

nur um 27 Jahre jünger war, als sie). „Gar oft huschte er in meinen Schooß, wenn ich auf den Wunsch seines Vaters das schöne Lied sang, welches er so sehr liebte: „Wenn bei dem letzten Abendstrahl" — Kennst Du es nicht? Komm! Ich will es Dir vorsingen. Setz' Dich hieher auf meinen Schemel und lege Deinen Kopf in meine Hände."

Iwan setzte sich hin zu den Füßen seiner Großmutter. — Wie wohl thäte es ihm, jetzt noch ein Kind zu sein!

Und die alte Frau begann das Lied. Freilich klang ihre Stimme wie der Ton eines alten Flügels, der in irgend einem Königsschlosse vergessen und seit 25 Jahren nicht gestimmt worden war — auch einzelne Saiten sind gerissen — aber deshalb sang sie doch ihrem Enkel vor:

„Wenn beim letzten Abendstrahl
Du ausruhst unter Bäumen,
Und eine friedliche Gestalt
Dich weckt aus süßen Träumen,
Dann ist's dein treuer Freund, der naht,
O such' ihn nicht zu meiden! —
Er denket Deiner früh und spat,
Uud was er bringt, sind Freuden."

Iwan küßte seiner Großmutter die Hände für den schönen Gesang.

„Aber Du bist heute so traurig, Iwan! So sag doch, was Dich betrübt? — Du sollst vielleicht reisen? — Eine weite und lange Reise?."

„Eine sehr weite Reise."

„Höre! Ich errathe, wohin," sagte sie lachend. „Du besuchst Deinen Vater, meinen geliebten Maxim!"

Das hatte sie wirklich errathen!

„So ist's, meine gute Großmutter, dahin gehe ich!" (In die andere Welt.)

„Dann bringe ihm diese meine Küsse mit. Noch hundertmal so viel! Sieh, ich kann nicht weinen. Alte Augen thränen immer fort, wenn man nicht weinen will, und will man wirklich weinen — so findet man keine Thränen."

Iwan Maximowitsch weinte anstatt ihrer. Er war ein so „guter Innge."

„Siehst Du nun, jetzt gehst Du schon fort und läßt mich hier. Und Du gehst, ohne Dich verheirathet zu haben, ohne mir statt Deiner Dein Weib hier zu lassen."

„Ich habe mich verheiratet, Grßomutter," sprach Iwan. „Ich bin ja eben gekommen, um Dir meine Gattin vorzustellen."

„Oh welch' ein Freudentag das ist! Du hast Dich verheirathet, hast ein kleines Frauchen! Ein reizendes, liebes Engelchen! Ich soll sie gleich sehen? Das nenne ich mir einmal ein Christgeschenk!"

Dann aber vergönnte sich die alte Frau die Freude denn doch nicht ganz. — Das schmeckt gar zu süß — ein klein wenig schwarzen Kaffee dazu.

„Warum aber hast Du mir das bis nach der Hochzeit verheimlicht, da ich doch ausdrücklich wünschte, daß Deine Erwählte ihren Brautschmuck aus meiner Hand erhalte? Das war nicht recht! Ich hoffe, daß sie von Adel ist."

„Eine Fürstin Narischkin."

„Ich denke, Du wirst Dir die Erlaubniß des Czaren zur Heirath erbeten haben?"

„Er hat sie gegeben, Großmutter."

„Dann kann ich nicht errathen, warum Du mir's verheimlicht hast. Vielleicht konnte sie nicht russisch, als Du sie zur Frau genommen und Du mußtest sie's erst lehren, daß sie mit mir sprechen könne; denn ich verstehe keine andere Sprache; ich bin noch eine Moskauerin."

Iwan ließ sie bei diesem Glauben. Dabei war nichts Ungewöhnliches. Die Petersburger Fürstinnen verstanden wenig russisch. (Ebensowenig als seinerzeit die adeligen Frauen Ungarns ungarisch.)

Das Läuten an der äußeren Thüre unterbrach ihr Gespräch; vom Nebenzimmer her hörte man das Rauschen eines Seidenkleides. Korynthia hatte den Wunsch ihres Gemals denn doch erfüllt, sie kam auf seinen Ruf zu

seiner Großmutter. Daß Iwan nicht selbst zu seiner Frau ging, daß er sie bat, ihn bei seiner Großmutter aufzusuchen, hat seine schweren Gründe. Die Frau kannte sie. Vor der Welt gingen sie Arm in Arm miteinander und waren pure Gattenzärtlichkeit. Klopfte aber der Gatte an das Schlafzimmer seiner Frau, so war die Antwort: „Ich bin nicht zu Hause.“ So was es schon seit der Nacht des 21. Juni.

Korynthia war blasser als sonst, ihr Blick kalt und entschloßen.

„Dank, daß Du gekommen bist!“ flüsterte ihr entgegeneilend der Gatte zu, und ihre Hand ergreifend führte er sie zu der Großmutter. — „Meine Gattin, Großmutter!“ Korynthia beugte das eine Knie vor Anna Feodorowna und dann reichte sie ihr die Wange zum Kusse dar — der Mumie. Heute that sie alles, was man von ihr verlangte. Selbst die Hand — diese runzelige, pergamentene Hand küßte sie der Großmutter.

Die gute alte Frau war außer sich vor Freuden.

„Welch ein herrliches Geschöpf! Wie reizend, wie lieblich! — Und wie fein erzogen! Aber was hast Du für ein prächtiges Ballkostume. Man sieht, daß Du vom Feste des Czaren kommst!“

Die gute arme Alte, sie hielt den Anzug Korynthia's für ein Ballkleid. Zu ihrer Zeit hatte man nur auf den Bällen des Czaren Seidenkleider mit so feinen Spitzen, wie sie Korynthia als Negligée trug. Die Großmutter hatte seit fünfundzwanzig Jahren kein Modejournal und keinen Schneider gesehen. Sie meinte, das sei jetzt Ballmode.

„Ja, das weiß ich nicht, wie der Kopfputz, den ich Dir aufbewahrt habe, zu diesem prächtigen Kleide passen wird! Ihnasko! bringe mir das Schmuckkästchen her.“

Die Matrone suchte den antiken Haarschmuck von echten Perlen und Brillanten hervor, die fast eine Grafschaft werth waren, und war in großer Verlegenheit, sie an der à la giraffe-Frisur Korynthia's, die nicht darauf

eingerichtet war, anzubringen. Und sie mußte den Schmuck doch um jeden Preis und vor ihren Augen tragen.

Korynthia ließ sich aufputzen.

„So! jetzt bist Du noch schöner! Mit diesem Schmuck kannst Du sie auf das Ballfest des Czaren zurückführen. Mag man sie darum beneiden.“

„Nein, Großmutter, wir gehen nicht mehr zurück,“ sagte Iwan, „wenn Du erlaubst, bleiben wir bei Dir und bringen den Weihnachtsabend hier zu.“

„Aber was wird der Czar dazu sagen?“

„Er weiß es schon, daß wir hier sind und hat uns entlassen.“

„Ah, wenn es mit seiner Erlaubniß geschieht — das ist was Anderes — dann ist es mir lieb, Euch hier zu behalten. Aber mein Gott, womit soll ich Euch unterhalten. Kann Deine Frau L'hombre spielen?“

„Gewiß.“

„Aber meine Karten, mit denen ich Tage lang spiele, sind ganz abgegriffen. Ich schäme mich, sie hervorzunehmen.“

„Meine Frau wird schon für neue Karten sorgen. Erlaube mir, ihr zu erklären, wo sie sie befindet.“

„Gut gut! Ihnasko! mach indessen den Spieltisch zurecht! Ach, wie lange schon habe ich nicht L'hombre gespielt. Seitdem die kleine schwarze Herzogin und die Generalin die Treppe nicht mehr heraufsteigen können. — Bereite nur das Theeservice und alles Gebäck vor. — Gib Holz auf den Kamin! — Wir wollen doch sehen, wer eher schläfrig wird, wenn wir einmal beim Kartenspiel warm geworden sind. — Ich nicht!“

Iwan begann unterdeß französisch mit seiner Gemalin zu sprechen, und zwang seinem Antlitz einen so ruhigen Ausdruck auf, als erklärte er ihr nur, wo sie das Spiel Karten in seinem Zimmer findet.

„Ich bin verloren. Den Aufstand, der heute ausgebrochen, und der, wie ich glaube, jetzt bereits besiegt ist, habe ich im Geheimen angestiftet. Nominell war Fürst

Trubezkoi der Diktator, in der That aber bin ich es gewesen. Ich war die leitende Hand, er nur die Maske. Trubezkoi eilte bereits sich rein zu waschen, er ist zur Oberkommandatur gegangen, hat dem Czaren den Eid geleistet und sich ergeben. — Damit ist die Maske von meinem Antlitz gefallen. — Die Führerschaft fällt mir allein zur Last. Ich will sie ihm auch nicht aufbürden. Der Arme hat ein junges Weib, das ihn innig liebt. An dem heutigen Aufstande zwar hatte ich keinerlei Theil, aber das hilft mir nicht, denn ich war dennoch der Diktator; wenn man die Schriften, die mit dieser Bewegung zusammenhängen, findet, bin ich unrettbar verloren. Und mit mir Tausende der Vornehmsten des Landes, deren Namen in einem Buche verzeichnet sind, das wir „das grüne Buch" nennen. Dieses Buch muß vernichtet werden!"

„Wollen Sie mich damit betrauen?"

„Wen sonst? — Alles, was ich habe, besitze ich gemeinsam mit Ihnen. Mein Name, mein Vermögen, mein Rang gehört auch Ihnen, meine Ehre ist auch die Ihrige. All' das steht jetzt auf dem Spiele. Und nur Sie können mir helfen — Niemand sonst."

„Befehlen Sie, was ich thun soll!"

„O, nicht so! Ich flehe Sie an. Denn was ich jetzt von Ihnen erbitte ist wahrhaftig ein Verlangen, so groß, als wenn der Mensch Verzeihung seiner Sünden von Gott erfleht. Dieses Buch ist bei Zeneida Ilmarinen verborgen!"

„Ah!"

„Ich weiß, daß Sie dieses Weib hassen. Ohne Grund — ich schwöre es Ihnen! Aber was bedeutet der Schwur eines verzweifelten Menschen! Mich hat keinerlei Gefühl an diese Frau gebunden — das Ihren weiblichen Stolz verletzen könnte. Es war ein anderes, für mich weit gefährlicheres — aber kein Sie beleidigendes Verhältniß. Doch Sie glauben mir das nicht! Ich verlange es auch nicht. Was ich erflehe, ist nur, daß Sie im Augenblicke

der entscheidenden Gefahr großmüthig sein mögen. Haben Sie mir gezürnt, so vergessen Sie es um der Ehre des Wappens der Ghedimin willen und eilen Sie in diesem Moment in die Wohnung des Fräulein Ilmarinen mit diesem Schlüssel, der das Versteck öffnet. Ich weiß, welches Opfer ich von Ihnen fordere, indem ich Sie bitte, die Schwelle jenes Hauses zu überschreiten. Ich selbst kann nicht hingehen; denn nähere ich mich dem Hause, so werde ich sofort gefangen genommen, aber Sie wird Niemand verdächtigen. — Sprechen Sie unverzüglich mit Fräulein Ilmarinen und unterrichten Sie sie von der Gefahr, wenn sie nichts davon wüßte. Sie wird wohl schon verständigt davon sein, und hätte gewiß daran gedacht, „das grüne Buch" zu vernichten, wenn es nicht in einem festen Gewahrsam versperrt wäre, das nur mit großer Gewalt und vielem Zeitverlust zerstört werden kann. Werfen Sie das Buch in's Feuer! Bleiben Sie, bis es zur Asche verbrannt ist, und dann eilen Sie zurück, um mich aus meiner verzweifelten Lage zu befreien!"

„Ich werde handeln, wie eine Fürstin Ghedimin handeln muß."

„Mein Leben und meine Ehre ist in Ihre Hand gegeben."

„Ich weiß es . . ."

Korynthia übernahm den Stahlschlüssel und eilte fort.

„Wie die Kleine davonläuft!" sagte die Matrone.

„Sie kommt gleich wieder."

„Mit den Karten?"

„Jawohl, mit den Karten."

„Ich will mich unterdeß herausputzen, daß sie mich nicht so vernachlässigt sieht."

Das Herausputzen bestand darin, daß sie sich ihr neuestes Barett holen ließ (vom Jahre 1807). Das setzte sie auf, mit der großen, gelben Straußfeder, und hing sich die zwei falschen Locken in's Haar. Das Haar war weiß, die Locken schwarz.

Eine lange Stunde verstrich.

„Aber wie lange die Kleine die Karten sucht! Gewiß kleidet sie sich um. Sie wird das Ballkleid ablegen und in ein Negligée von Perkail schlüpfen. Wart nur ein Weilchen. — das soll spaßig werden. Wie sie lachen wird darüber! Ich werde ihr „das Lied vom Ehepaar" vorsingen. Das ist ein sehr hübsches Lied! Bring meine Guitarre, Ihnasko! Ach wie ich das einmal schön spielen konnte!"

Und die gute Matrone nahm die alte Laute zur Hand, und ermuntert von dem ersten Erfolge, begann sie ihr liebes kleines Nestheckchen mit einem alten gemüthlichen Liede zu unterhalten — während ihm in dieser Stunde der Todesschweiß von der Stirne perlte.

„So höre denn :

Es ist der guten Hausfrau Pflicht,
Daß sie den Gatten ehre,
Um Klatschereien und um Putz
Beileibe sich nicht scheere.
Sie sorgt bei Tagesanbruch schon,
Daß ihm der Frühtrunk munde,
Und fetter Braten, guter Wein
Winkt ihm zur Mittagsstunde.

Nicht wahr — schön. — Doch höre die Forsetzung :

Es ist des guten Gatten Pflicht,
Der Gattin Wunsch zu ehren,
Und was sie auch verlangen mag,
Ihr niemals zu verwehren,
Durch's Feuer selbst für sie zu geh'n,
Ihr schön die Hand zu küssen. —
Und wenn sie einen Gast empfängt,
Braucht's Männchen nichts zu wissen.

„Hahahaha!" lachte die gute alte Frau ihrem eigenen gemüthlichen Gesange Beifall und wäre, — wenn sie Iwan nur mit einem Worte darum ersucht hätte, — geneigt gewesen, das Lied zu wiederholen. „Käme die Kleine nur recht bald, daß sie auch darüber lache."

Aber Iwan merkte nicht mehr auf sie — von der Thüre her wurde Geräusch hörbar. Korynthia konnte den

Weg zu Zeneiden und wieder her in den Palast bereits zurückgelegt haben. Er eilte, um die Thüre zu öffnen.

Aber nicht die erwartete Korynthia war es, die jetzt eintrat, sondern Jemand, mit dem er am allerwenigsten in dieser nebligen Welt zusammentreffen mochte: Galban.

Der Ritter kam nicht allein, vier Grenadiere vom finnischen Regimente standen hinter ihm.

Der Ritter nahm seinen Hut beim Eintritte nicht ab und grüßte auch die Hausfrau nicht, in deren Zimmer er gedrungen war.

„Iwan Maximowitsch Ghedimin. Sie sind mein Gefangener! Geben Sie mir Ihren Degen!“

Iwan löste wortlos den Degen ab und übergab ihn.

Anna Feodorowna gerieth in Zorn.

„Sieh doch! Was ist das für ein Mensch, der in mein Zimmer einzudringen und meinem Enkel, einem Herzog Ghedimin, seinen Degen wegzunehmen wagt? — Wer ist der Herr?“

„Wer ich bin, Madame, das zu wissen, ist Ihnen ganz und gar nicht nothwendig, aber wer Ihr Enkel ist, das kann ich Ihnen sagen. — Er ist der Diktator jener aufständischer Rebellen, die den Czaren umbringen wollten und geschlagen wurden!“

„Ihnasko! Ihnasko!“ kreischte die Matrone. „Komm her und lache statt meiner! Mir will es nicht gelingen. Hilf mir lachen. Sieh Dir den Faschingsnarren an, der hier Komödie spielt. Er sagt, mein Nestheckchen sei der Diktator der Rebellen! Wohin hast Du Dich verkrochen? So lache doch!“

Iwan sagte leisen Tones und französisch zu Galban: „ich werde mich vor dem Czaren vertheidigen. Es liegt kein Beweis gegen mich vor.“

„Wie, und das grüne Buch?“

„Davon weiß ich nichts.“

„Mach Dir keine eitlen Hoffnungen, Iwan Maximowitsch! Du bist vollständig verloren. Dein Weib hat Dich verrathen. So wie Du ihr den gewissen Schlüssel übergeben

hattest, der — Du weißt es ja — jene Roulettebank bei Fräulein Zeneida eröffnet, eilte sie direkt zum Polizeipräsidenten und legte den Schlüssel in seine Hände. — Das „grüne Buch“ ist seitdem gut aufgehoben!“

Ghedimin's Kniee wankten bei diesen Worten, als wären alle Gestirne des Himmels auf ihn herabgefallen, und der Kopf sank ihm auf die Brust. Dieser unfaßbare Schreckensgedanke lähmte seinen Geist. Im nächsten Momente aber empörte sich all sein Blut, er begann vor Wuth zu zittern.

„Nein, nein! das ist unmöglich — daß ein Weib ihren eigenen Gatten und damit ihr Vermögen, ihre Ehre preisgebe, verrathe! Solch ein Ungeheuer gebiert die Welt nicht! Und ich habe mich gegen Niemand auf Erden so schwer vergangen, daß Gott zu meiner Strafe solch ein Höllenwunder erschaffe!“

„Du hast ein kurzes Gedächtniß, Iwan Maximowitsch!“ flüsterte ihm Galban in's Ohr. „Erinnere Dich nur an die Nacht, in welcher Du Korynthia die Nachricht von dem Tode Sophie Narischkin's und gleichzeitig, von der Flucht Bethsaba's mit Puschkin, überbrachtest. Solltest Du nicht gewußt haben, daß Sophie Narischkin ihre Tochter war, und daß sie selbst eben damals Puschkin und nicht Dich erwartete . . . . ?“

Diese Entdeckung war ein noch schwererer Schlag für Ghedimin, als sein Fall. Der starr geöffnete Mund haschte nach Luft — seine Hände griffen mit zuckenden Fingern nach dem unfaßbaren Phantom — sein Herz drohte zu zerspringen.

„Sei aber nicht mehr eifersüchtig, weder auf Puschkin, noch auf Deine Gattin. Puschkin werden sie eine Kugel durch den Kopf jagen, wo sie ihn immer finden, Deine Gattin aber wird ihren Rang und auch ihr Vermögen wieder erhalten, — sogar ihren Gatten, mit dem sie sich entschädigt. Du wirst das Schaffot hinaufspazieren, Dein schönes Besitzthum und Deine Titeln aber, möglicherweise auch Deine Gemalin wird Einer erben, der sie besser zu

schätzen weiß als Du! — Vielleicht eben Ritter Galban!"

Bei diesen Worten sanken nur mehr die Arme Iwan's herab, er fühlte und sah nichts mehr.

Ritter Galban war beauftragt, die „Toilette" des Verurtheilten zu beenden.

Zuerst riß er von seiner Brust die Orden herab, dann die Rosetten von seinen Schultern, endlich jeden Knopf seiner Uniform, auf dem das Wappen des Czaren war.

Die Großmuttnr verstand nicht, was sie mit einander sprachen, aber als sie sah, wie man vom Leibe ihres Enkels die Militär- und Adelszeichen — alle Ehrenzeichen herabriß, da fühlte sie — wenn auch nicht ihrem Enkel beizuspringen — doch die Kraft, sich, auf den Tisch gestützt, aufzurichten und dem, der dieß wagte, entgegenzurufen:

„Mörder! — Gottloser! — wage es nicht, meinen Enkel zu verletzen! — Halte ein! — Beleidige ihn nicht weiter! — Erlogen sind alle Beschuldigungen! — Ich gehe zum Czaren! — Mich wird er hören! Er hat mich sehr geliebt! — Ihnasko! — Wirf mir meinen Mantel um! — Zum Czaren gehe ich! — Lasset ab! — Henkersknechte! — Daß ihr ihm den Sträflingsrock nicht anlegt, meinem Enkel, meinem Iwan! Einen Sträflingsrock! Vor meinen Augen! Höllensöldlinge! — Wollt ihr ihm auch das Haar abschneiden! — Wo ist der Czar? — Ich gehe zum Czaren! zum Czaren Alexander, Gnade erflehen!"

Dieser übermächtige Wille wirkte Wunder. Der gelähmte, zerbrechlige Körper fing an zu wandeln wie ein lebendes Gespenst. — Bis zu dem Platze vermochte sie zu wanken, wo Galban stand. — Sie faßte seine Hände an.

„Zum Czaren Alexander!" hauchte sie — „Um Gnade!"

„Der ist bereits im Himmel!" herrschte sie der Ritter an.

„Nun dann gehe ich dahin!" seufzte die Greisin und brach zusammen.

Sie hatte wahr gesprochen.

Sie ging dahin — dahin, wo selbst die Czaren aller Reußen sie nicht mehr ertheilen, sondern erflehen — die Gnade — — — — — — — — — — — — —

Auch die letzten Haarlocken Ghedimin's (er ist kein Herzog mehr) fielen von seinem Haupte. Das ist die Tonsur der zum Tode Verurtheilten.

Er hatte Niemanden mehr. Niemand bedauerte ihn. Nur der alte Diener schluchzte, hinter dem Ofen versteckt, in einem fort über die schmachvolle Operation.

Sie erlaubten ihm nicht einmal seine todte Großmutter dort vom Boden aufzuheben. Der verurtheilte Rebell hat keine Familie mehr, weder unter den Lebenden, noch unter den Sterbenden.

Dann legten sie ihm noch Ketten an Hand und Fuß. Schwere eiserne Ketten, von denen der Erleuchtungsrath sagte: „Fürchtet nichts, Ihr sollt sie unengeltlich erhalten!" Und da er ein vornehmer Führer war, erhielt er als Auszeichnung noch eine schwere Kugel am Ende der Kette, die konnte er nachschleppen bei jedem Schritte.

„Und nun schultert das Gewehr, den Sträfling in die Mitte genommen! Vorwärts! —"

Aber in der Zimmerthüre versperrte ihnen Jemand den Weg mit den Worten:

„Im Namen des Czaren!"

Zeneida Ilmarinen war es, die eintrat.

Ritter Galban erstaunte.

„Ach, mein Fräulein, Sie gehen noch frei umher?"

„Wie sie sehen. Ich komme vom Czaren."

„Wie konnten Sie dahin gelangen?"

„Haben nicht meine Landsleute, die Kalevеinen, den Sohn des Czaren, seine Gattin und Mutter heute beschützt?"

„Ich verstehe — sie haben Sie beim Czaren eingelassen. Und dann?"

„Der Czar hat Iwan Maximowitsch Ghedimin begnadigt. Hier ist sein Gnadenbefehl."

„Ah! Sie haben Iwan Ghedimin vom Richtplatze errettet."

„Sogar von den Bleiwerken. Der Czar war so gnädig, ihn nach Tobolsk zu verbannen unter die Zobeljäger, wohin er sich unverweilt begeben wird."

„Ich hoffe zu Fuß."

„Nein — auf seinem eigenen Schlitten und allein!"

„Und all' das haben Ihre schönen schwarzen Augen bewirkt, schönes Fräulein? — Doch warten wir ein Weilchen. Als der Czar diesen Gnadenbefehl unterschrieb, hatte er noch keine Kenntniß davon, daß das „grüne Buch" zu Stande gebracht wurde."

„Was für ein grünes Buch?"

„Ah, reizende Diva! — Sie wollen auch die Unwissende spielen! — Aber Sie fallen durch in dieser Rolle. Diesmal werde ich Sie wirklich auspfeifen. Wissen Sie nicht, daß der geheime Schlüssel Ihrer Roulettebank in die Hände der Polizei gelangt ist?"

„Ich weiß es — und dann?"

„Und diesmal wird man die Polizei nicht mehr so zum Narren halten — wie es seinerzeit mir geschehen ist, als Michael Turgenjeff sagte: „Je suis un président sans phrase, messieurs faites vos jeux!" — Das „grüne Buch" ist gefunden.!"

„So viel ich weiß, hat man ein „gelbes Buch" gefunden."

„Und in diesem hatten die Verschwörer ihre Namen unter die Konstitution geschrieben, und alle Aufstandspläne waren darin verzeichnet."

„In diesem Buch waren die Namen jener Herren verzeichnet, die beim Roulettespiel Schuldner der Bank geblieben waren und deren Ehrenschuld unbeglichen geblieben."

„Sie spielen die Komödie gut, sehr gut, Fräulein, aber deshalb werden Sie doch ausgepfiffen! Die geschriebenen Buchstaben müssen ja gegen Sie zeugen."

„Diese werden gegen Niemanden zeugen. Wohl wissend, daß das Roulettespiel verboten sei, habe ich das Gewahrsam, da ich es nicht öffnen konnte, durch das

Schlüsselloch mit „Scheidewasser" vollgegossen. Und die das „gelbe Buch" in die Hände bekamen, haben keinen einzigen Namen auf dessen Blättern verzeichnet gefunden, alle diese Namen sind verschwunden. Ich war zugegen, als man es auffand. Es war keinerlei Schrift zu sehen."

Auf diese Worte hin klirrte es laut. Iwan schlug die Ketten zusammen, die an seinen Händen befestigt waren.

Ritter Galban tobte vor Wuth.

„Sie sind wahrhaftig eine Geburt der Hölle, Zeneida Ilmarinen! Mittelst dieses dämonischen Einfalls haben Sie zehntausend verbrecherische Verschwörer vom Schaffote und von Sibirien gerettet!"

„Rechnen wir auch ihre Familien dazu und sagen wir hunderttausend."

„Solcher Bosheit ist nur ein Weib fähig! Und Sie wagen mir das zu sagen?"

„Was kümmere ich mich um Sie? Ich habe einen Brief vom Czaren, der mir gestattet, mich aus diesem traurigen Lande hin zu begeben, wo ich will."

Ritter Galban, als er sah, daß sich diese Frau außerhalb des Bereiches seiner Peitsche befand, wollte wieder seine mit französischer Galanterie geschminkte Rolle spielen.

„Die St. Petersburger Welt, mein Fräulein, wird Ihren Verlust nach Ihrer heutigen „Abschiedsvorstellung" sehr bedauern. Und wohin werden Sie gehen, wenn ich fragen darf, da ich die Polizei davon verständigen muß, daß Sie frei passiren dürfen?"

„Wohin sonst, als wohin man meinen Herrn führt — nach Tobolsk."

„Wie, Sie wollen Ghedimin nach Sibirien folgen?"

„Warum nicht? Ich war ja nicht seine Gattin, um mich, da er in's Elend geräth, von ihm scheiden zu lassen; ich war blos seine Geliebte, ich kann ihn nicht verlassen."

Damit ging sie auf den gefesselten Sträfling zu und nahm die schwere Eisenkugel, die er an der Kette schleppte, in ihre Hände. Das war die Mitgift der Braut.

„Wir können gehen, Herr."

Iwan erhob in diesem Augenblicke mit Stolz sein Haupt, und sein Antlitz erglänzte. Dieser zum Sträfling verschorene Kopf wurde, was er früher hätte sein sollen: — ein stolzer Held, der Statuenkopf eines Freiheitskämpfers. Mit seiner kettenbeschwerten Hand hob er die Hand Zeneidens an seine Lippen und rief mit dem vollen Metallklange seiner männlichen Stimme:

„Ich danke dir, mein Gott! Du hast mich heute reicher gemacht, als ich es jemals war!"

Zeneida schmiegte sich an seine Brust und umarmte ihn.

„Jetzt mögen Sie getrost pfeifen, Ritter Galban! — Das Spiel ist aus."

Aber Galban hatte dazu keine Lust. Selbst sein elendes Herz wurde durch so viel Adel gerührt. Auch die vier Grenadiere standen mit gesenktem Haupte da, gegen alle Soldatenregel.

„Aber Fräulein!" stotterte der Ritter, „bedenken Sie doch, was aus Ihnen werden soll, wenn Sie diesen ungeheuern Entschluß ernst nehmen."

Zeneida blickte auf Iwan Maximowitsch, und ihre ganze Seele lag in diesem Blicke.

„Ich werde dieses *namenlosen Mannes namenloses Weib* sein! — Gehen wir!"

Die Kette erklirrte nach jedem Schritte. — In dem einsamen Zimmer hörte man nur mehr das Schluchzen des alten Dieners; — aber auf dem Antlitze der Todten, die dort am Boden hingestreckt lag — glätteten sich alle Falten. — Sie lächelte.

— — — — — — — — — — — — — —

Aehnliche Gestalten, mit eben so großen Zügen gezeichnet, gab es zahlreiche in dieser großen historischen Epoche. So begleitete den Fürsten Trubezkoi, den nominellen Diktator, seine junge Gattin nach Sibirien, so die beiden Murawieff und Naritschkin. Die Witwe Rylejeff's wies den Gnadengehalt, den ihr der Kaiser ausgesetzt hatte, stolz zurück. Eine junge Gouvernante, welche Kraft genug fand, die Liebe zu einem russischen Fürsten in ihrem Herzen zu

verschließen, so lange er hoch über ihr stand, gestand den Eltern des Jünglings ihre Neigung, als ihn das Urtheil zum sibirischen Sklaven degradirte; sie wurde sein Weib und folgte dem Sklaven in die Verbannung. Aber auch die Gegensätze malt das Zeitalter mit staunenerregenden Zügen. Der unter der Brücke versteckte Fürst Odojefski wurde von seinen eigenen Verwandten verrathen, und auch die Namen derer bilden eine lange Reihe, welche am selben Tage, an welchem der traurige Zug ihrer Verwandten den Weg nach Sibirien antrat, Korynthia Ghedimin die Hand zum Kontretanze im Winterpalaste reichten.

* * *

Episoden.

Der gerettete Dichter.

Die Revolution wurde völlig unterdrückt. Die letzte Schaar der Aufständischen warf sich unter Führung Jakuskin's in einen Palast und vertheidigte sich darin mit dem Heroismus der Verzweiflung, bis man von allen Seiten auf sie eindrang. Damit war der Petersburger Versuch beendet.

Ebenso unglücklich endete der Aufstand der Südlichen.

Die beiden Brüder Murawieff Apostol*) wurden, als sie bereits gefangen genommen waren, von Officieren befreit, die zu dem republikanischen „Bunde der vereinigten Slaven“ gehörten. Dann stellten sie sich an die Spitze des Militärs und riefen in Wassilköff die Republik aus. Der dortige Pope segnete ihre Waffen. Aber der Segen trug keine Früchte. Die Soldaten hatten nichts gegen die Republik einzuwenden, aber wer sollte der Czar derselben sein?

Denn einen Czaren muß ja auch die Republik haben! —

Auf den Hügeln von Ustinoffkai sind sie begraben. Da wurden sie schaarenweise mit Kartätschen niedergeschossen und

*) Apostol war ihr Familien-Zuname.

von den Hufen der Rosse zertreten. Auf dem Grabe, das ihre Hüllen deckt, pflanzte man einen **Galgen** auf. Das ist ihr Grabdenkmal.

Den Todten des Nordbundes wurde nicht einmal ein solches Denkmal gesetzt. Gleich zu Beginn des Kampfes jagte man sie unter das Eis des Newastromes, und der Strom bleibt eisbedeckt fünf Monate lang.

Jakuskin wurde gefangen genommen, aber im Gefängniß zertrümmerte er seinen Kopf an den Steinwänden.

Puschkin wurde wunderbarerweise gerettet.

Zwei Frauenherzen hatten dies Wunder zu Stande gebracht, die ihre Liebe für ihn so zu theilen vermochten, daß ihn Beide dem Leben erhielten.

Der Abstecher, den er auf das Gut Galban's gemacht hatte, verspätete sein rechtzeitiges Erscheinen an dem verhängnißvollen Tage. Bevor er noch Czarskoje Zelo erreicht hatte, brachen seine Pferde, unter der angestrengten Tour, zusammen, und auf dem Wege begegnete er Battenkoff, der bereits der Petersburger Schlächterei entronnen war. Von ihm erfuhr er, daß Alles verloren, und daß Fürst Ghedimin nach Sibirien verbannt sei, wohin ihn Zeneida freiwillig begleitet.

Puschkin konnte umkehren zu seiner Gattin. — Es gibt keine „Eleutheria“ mehr. — Sie ist begraben.

Niemand konnte ihn beschuldigen, daß er an dem Bunde der Freiheitskämpfer betheiligt war. Auch sein Name stand unter jenen Zehntausend, die der „höllische“ Einfall einer Komödiantin vom Schaffote und der Verbannung nach Sibirien errettet hatte.

Dann gab es genug der rauhen Zeiten, welche die Muse Puschkin's so sehr liebte.

Und damit er ganz seiner Muse angehören könne — verließ ihn auch Bethsaba.

Sie ging hin — um mit Sophien zusammenzutreffen.

Sie konnte sie nicht ertragen, diese kalte Kerkerwelt.

Und Puschkin blieb dann allein in seinem öden Schlosse

— er hatte Niemanden als die alte Helenka. Ihr las er seine Verse vor.

Im Frühjahre des kommenden Jahres erhielt er Befehl vom Czaren Nikolaus, in Petersburg vor ihm zu erscheinen.

Seine gefangenen Freunde wurden damals hingerichtet.

Auch das war ein großer Moment! Die Feder eines Victor Hugo müßte es beschreiben, wie im Augenblicke der Hinrichtung das ganze große Blutgerüst zusammenstürzte und Verurtheilte, Scharfrichter und Gerichtspersonen allesammt unter sich begrub.

Damals befahl der Czar, daß Puschkin vor ihm erscheine.

Puschkin trug Trauer.

„Um wen trauerst Du?" fragte der Czar.

„Um meine Gattin."

„Also nicht um Deine Freunde, die gestorben sind? Gestehe! Auf wessen Seite wärest Du gestanden, wenn Du hier in Petersburg gewesen wärest?"

Puschkin fühlte die kalte Schneide des Richtschwertes an seinem Halse. — Darf man auf eine solche Frage lügen?

Nach der Ethik der ganzen Welt darf man's — man thut es auch. Der Verschwörer ist nicht verpflichtet, sich selbst anzuklagen, das einzugestehen, was ihm nicht erwiesen werden kann; er ist nicht schuldig, sein Herz zu eröffnen.

Und doch konnte Puschkin das Wort der Lüge nicht über seine Lippen bringen. Der Verstand diktirte ihm's, aber das stolze Herz kam ihm in die Quere.

„Wenn ich dagewesen wäre," antwortete er dem Czaren, „wäre auch ich an der Seite meiner Freunde gestanden."

„Es ist mir lieb, daß Du so geantwortet hast," sagte hierauf der Czar. „Ich will jetzt das Zeitalter Peter's des Großen schreiben lassen und suche einen Menschen dafür, der dichten kann, aber nicht lügen. Ich habe ihn gefunden! Dir vertraue ich die Schilderung dieser Epoche. — Gehe

heim und beginne sie. Und was Du von jetzt ab schreiben wirst, werde ich Alles selbst censuriren."

So wurde eine der glänzendsten Dichtergestalten aus der verhängnißvollen Katastrophe befreit.

In der „Bärenkeule" freilich proskribirten sie ihn deshalb als Verräther. (Denn die geheimen Verbindungen waren alle verblutet, aber die der Bärenkeule war geblieben und hörte nicht auf, für die Freiheit auch fortan — zu trinken.)

Ghedimin und Zeneida.

Ghedimin war kein Fürst mehr, wurde aber in Tobolsk zum wahrhaft glücklichen Menschen.

Fünf Kinder wurden ihm dort geboren, lauter Söhne.

Auch von ihnen ist keiner ein Fürst geworden — der eine ist Gerber, der andere Kürschner; aber es geht ihnen gut und sie wissen nichts von dem Petersburger Palaste.

Das ist wohl ein recht prosaischer Schluß. Aber wir konnten ihn nicht verschweigen, denn er ist wahrheitsgetreu, und der Fall ist nicht vereinzelt. Wie viele Sprößlinge von Fürstenfamilien gerben und verarbeiten dort die Haut des Hermelins, den ihre Ahnen einst getragen.

Der älteste der drei Brüder Turgenjeff, Michael Turgenjeff, der jener denkwürdigen Sitzung präsidirte, wurde, obgleich er beim Ausbruch der Revolution im Auslande war, zum Tode und Vermögensverlust verurtheilt. Einem seiner jüngeren Brüder Sergio brach das Herz, als er dies hört. Sein anderer Bruder Alexander reiste dem Verurtheilten nach und theilte sein eigenes Vermögen mit ihm. — Auch solche Herzen bringt das Vaterland des Eises hervor!

Die Romanze Konstantin's.

Krizsanowsky hatte vollkommen Recht, als er behauptete, daß die Polen keinerlei Ursache hätten, ihr Schicksal mit den Plänen der russischen Freiheitskämpfer zu verbinden.



Das polnische Volk bedurfte keiner Erklärung des Begriffes „Konstitution".

Aber auch das ist richtig, daß für die Polen Konstantin's Gemalin fast dasselbe war wie die Konstitution. Sie war ihre Vorsehung — die alles Böse in's Gute verwandelnde, den Zorn versöhnende, die Strafen abwendende, die Segen bringende Vorsehung.

Das berüchtigte „Nie pozwolim!" (Ich will es nicht!) verwandelte den Willen der polnischen Könige gewiß nicht so oft, als das sanfte Wort „ich hätte es gerne so" den Willen des Vicekönigs.

Und als die Zeit und Gelegenheit reif geworden war, die nothwendigen Kräfte sich gesammelt hatten, da stand dann die ganze Nation in ihrer Macht, unter der das Land erbebte, auf — fünf Monate nach der Pariser Flucht Karl's X.

In einer Nacht brachen die polnischen Jünglinge durch das Thor des Belvedere ein und drangen mit bewaffneter Hand bis zu dem Schlafzimmer des Großfürsten.

Aber zuerst mußten sie in das Schlafzimmer Johanna's einbrechen.

Die Frau schrak aus dem Schlafe auf, als die Dolche bereits über ihrem Herzen schwebten.

„Ersticke jeden Ton in deiner Brust! Kein Laut!"

„Was!" rief die Frau aus, „der Pole greift zum Meuchelmorde? — Infamie!" Und damit sprang sie über das andere Ende des Bettes und stürzte hinüber in das Zimmer ihres Gatten. Sie fühlte es gar nicht, daß ihr ein Dolchstich in den Rücken gedrungen war. Die Tapetenthüre, durch welche sie sich gerettet hatte, verschloß sie eilig und lief zu dem in tiefen Schlaf versunkenen Vicekönig:

„Erwache! man hat uns überfallen."

„Was! Meuchelmörder?" rief der Vicekönig und griff zu seinen Waffen.

„Keine Meuchelmörder," sprach die Frau, ihre Empö-

rung stolz verbergend, „Freiheitshelden! Das polnische Volk ist aufgestanden wider Dich! Fliehe!“

„Was? Das polnische Volk ist aufgestanden? Und Du, die Tochter Polens, stellst Dich nicht neben Dein Volk? Du schützest mich? — Geschehen Wunder?“

„Mein Gatte — ich liebe Dich! — Ich befreie Dich.“ Mit diesem Worte drückte sie in der Ecke des Zimmers auf ein Schloß und öffnete den verborgenen Gang, durch den der greise Krizsanowsky zu ihr gekommen war, und von dem Konstantin nichts wußte.

„Eilen wir! diese Treppe führt zur Gartenthüre!“

Die Tapetenthüre war mit Eisen gefüttert, die Angreifer konnten sie nicht durchbrechen. Auch Johanna warf rasch einen Anzug um und verheimlichte, daß sie verwundet war.

Sie faßte ihren Gatten an der Hand und führte ihn eilig durch den ihr bekannten Gang bis zur Thüre des unterirdischen Gartenweges.

Sie waren gerettet; doch nur für kurze Zeit.

Aus dem nahen Warschau tönte das Geläute der Sturmglocken herüber. Dort triumphirte der Aufstand bereits.

Vor der Mauer der Lazienka trafen sie auf einen berittenen Uhlanen. Der Großfürst rief ihn heran und ließ ihn vom Pferde steigen. Er setzte sich hinauf und Johanna in den Sattel hebend, floh er weiter mit ihr.

Aber der Uhlane beeilte sich, die Flucht des Vicekönigs den Aufständischen mitzutheilen, und diese setzten ihm nach.

Eine Abtheilung Uhlanen erreichte die Flüchtigen unter den Forsten von Bjelogrod. — Für ein Pferd war die doppelte Last zu schwer.

Der Führer der Schaar war Krizsanowsky selbst.

Als sie ihren Gatten erreichten, umschlang ihn Johanna.

„Nur über meinen Leib gelangt ihr zu dem seinigen.“

Krizsanowsky steckte sein Schwert in die Scheide.

„Gut denn, es sei! „Deinem“ Gatten thue Niemand ein Leides! Wir werden Konstantin als Schutzgeleite dienen.“

Und die polnische Reiterschaar selbst begleitete den flüchtigen Vicekönig bis zu dem Lager, welches eben zu Kriegsübungen versammelt war.

Der Feind schützte den Flüchtigen!

Und auch der Edelmuth wirkt ansteckend. Nicht immer, aber manchmal reißt er mit sich fort.

Konstantin erfuhr erst im Lager, daß Johanna, in der Vertheidigung seines Lebens, verwundet worden war. Dies ergriff ihn mächtig.

Nur die tiefe Rührung machte es begreiflich, daß ein russischer Großfürst, ein Vicekönig, ein Feldherr sich zu der monströsen Großmuth versteige, daß er, in sein Lager gelangt, den in Kriegsordnung aufgestellten Truppen sage: „Wer ein Pole ist und sein Vaterland mehr liebt als mich, der trete aus dem Gliede und gehe von dannen!“

Und mit Fahnen und Waffen entließ er die polnischen Regimenter, die unter seinem Befehle standen, — alle. Und dann verließ er mit den zurückgebliebenen russischen Truppen das polnische Land. Er führte sie in ihre Heimat nach Rußland.

Konnte solch ungeheure Großmuth verziehen werden? — Niemals!

Konstantin, als er mit seinem Lager in Minsk angelangt war, starb plötzlich.

Wer brachte ihn um?

Niemand anderer, als der Mann mit den grünen Augen. Nur war es diesmal nicht der vom Tschatir Dagh, sondern der von den Ufern des Ganges — die Cholera.

Sie sagten auch, daß er begraben wurde. Sie sagten, daß sie seinen Sarg in die Gruft der St. Petersburger Peter-Paulkirche hinabgelassen hätten.

Nur daß das Volk es nicht glauben wollte.

Die Volkssage erzählt, daß sie ihn gefangen nahmen und auf die „heiligen Inseln“ brachten.

In einem der folgenden Jahre brach ein Bauernaufstand aus, und von seinem Führer ging der Ruf, daß es

Konstantin wäre. Der Aufstand wurde unterdrückt, aber des Führers konnte man nicht habhaft werden, das Volk hatte ihn zu gut verborgen.

Und auch jetzt noch glauben sie, daß Fürst Konstantin lebe.

Die lappischen Fischer, wenn ihre Kähne in den Nächten um das Solowesker Kloster herumstreifen, sehen im Mondlichte gar oft eine hohe greise Gestalt auf der Bastei umherwandeln. Zwei bewaffnete Wachen begleiten sie, und wie sie ihre gefalteten Hände zum Himmel erhebt, scheint sie zu beten. — Dann flüstern sie einander zu, daß dieser räthselhafte Gefangene der heiligen Inseln der verschwundene Konstantin sei. — Und doch sind schon vierzig Jahre darüber hingegangen.

* * *

Der Schnee bedeckt weit umher die Gegend — selbst die Wege sind unsichtbar. Graues, bleischweres Firmament spannt sich über den Horizont. Alles ist still geworden.

Aber unter dem tiefen Schnee grünt auch jetzt noch etwas fort, und seine Wurzel wird niemals vergehen.

Ende.

Inhalt des zweiten Bandes:

XXII. Der Teufel.
XXIII. Die Geschichte vom Manne mit den grünen Augen.
XXIV. Sie sind es ja nicht . . . .
XXV. Gog und Magog.
XXVI. Unter den Palmen.
XXVII. Panacea.
XXVIII. Das Brautgeschenk.
XXIX. Frau Potiphär.
XXX. Muttersegen.
XXXI. Das Testament.
XXXII. Nicht nur die Kugel trifft das Herz.
XXXIII. Die Stunde des Rendezvous.
XXXIV. Das zerstückte Herz.
XXXV. Asche und Funken.
XXXVI. Daimona.
XXXVII. Nicht nur das Messer — trifft in's Herz.
XXXVIII. Die Tragikomödie in Grusino.
XXXIX. Der Eremit.

XL. Mißtöne.
XLI. Wie raubt man dem Gatten das Weib?
XLII. Am Feste der Masinka.
XLIII. Unter dem Kometen.
XLIV. Der Mann mit den grünen Augen.
XLV. Der Herold.
XLVI. „Beatus ille ....“
XLVII. Der Versucher.
XLVIII. Die Maus spielt mit der Katze.
XLIX. Das Gegengift.
L. „Derevaski daloi!“
LI. Die namenlose Frau des namenlosen Mannes.


Digitized by Google

